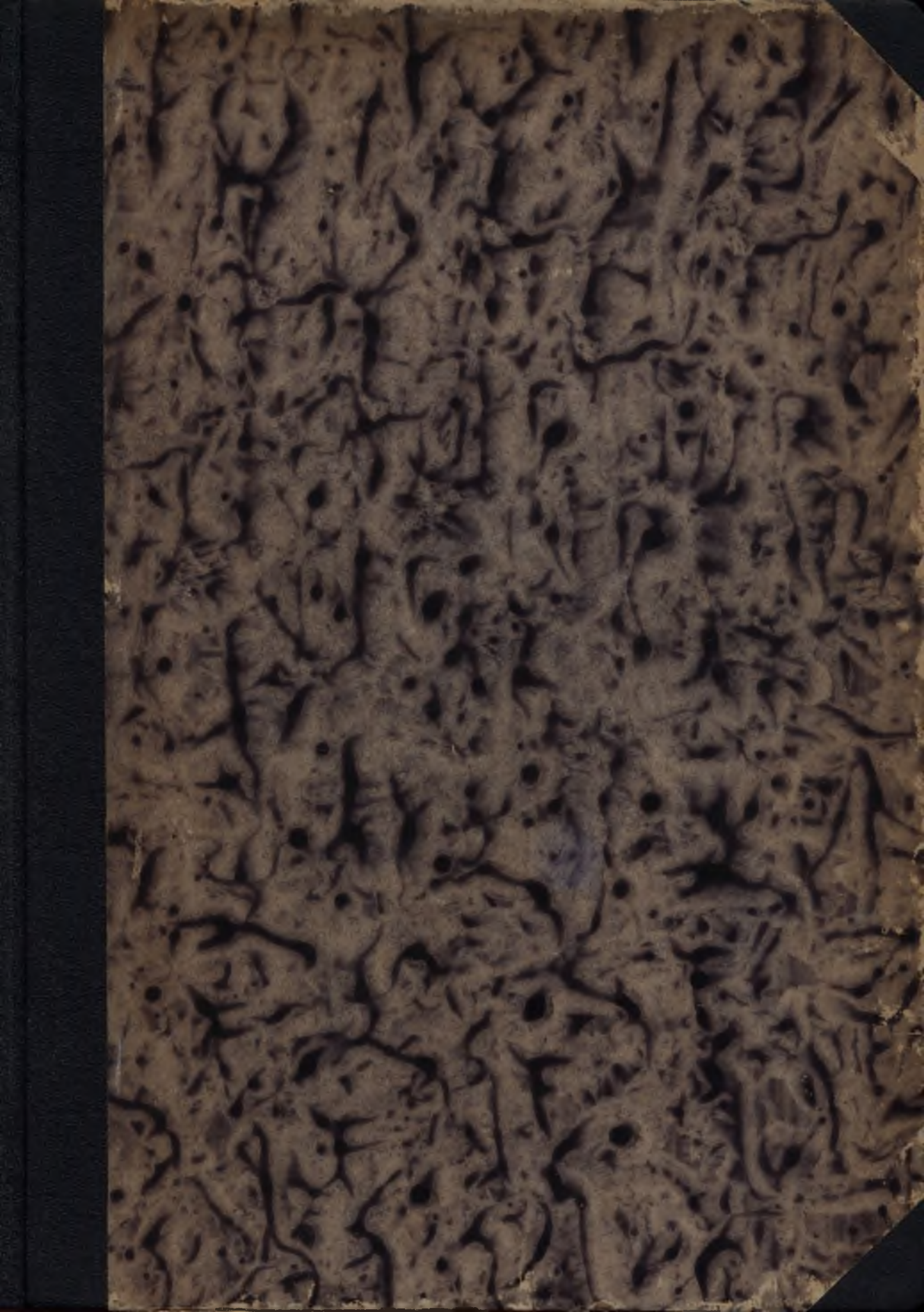
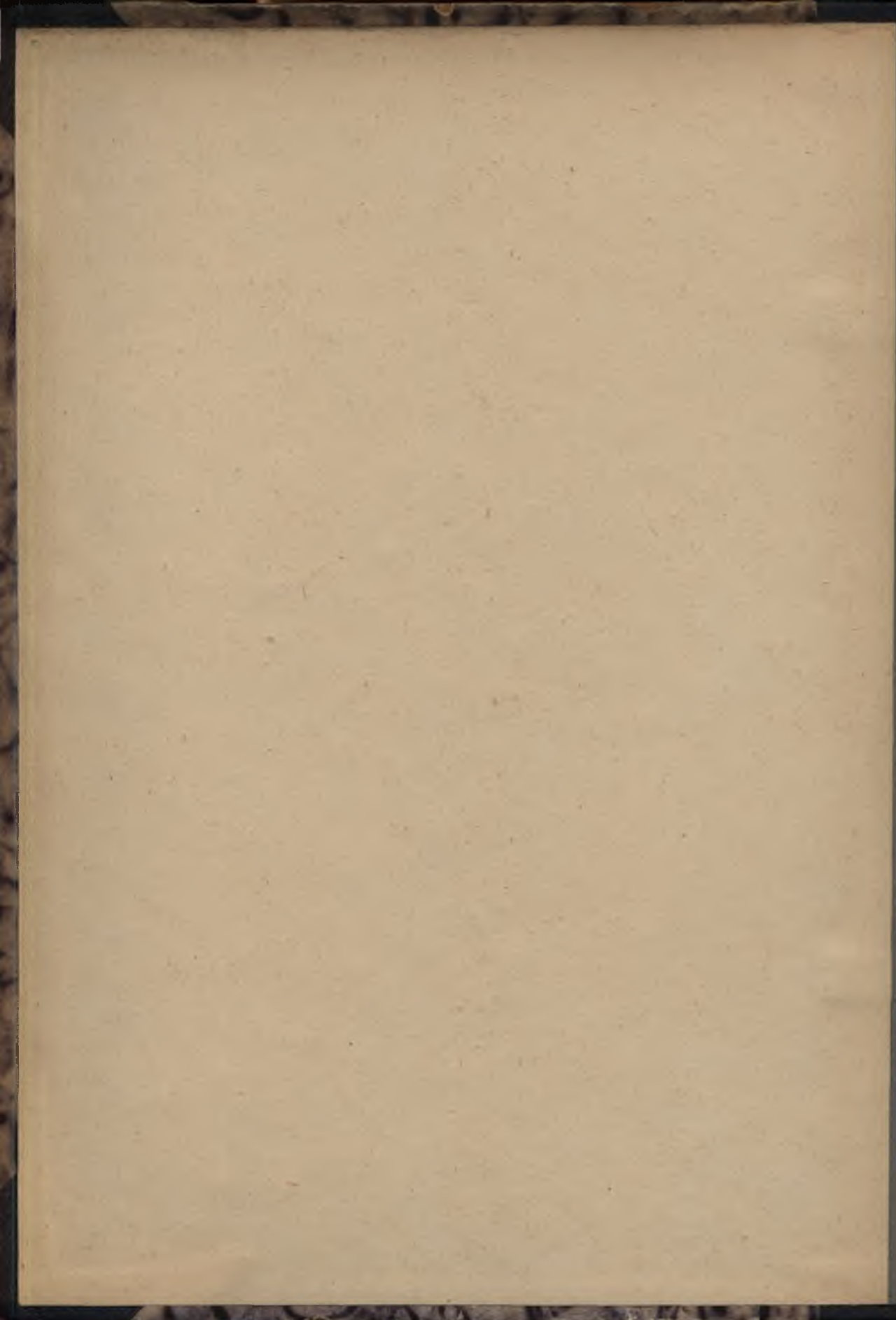






OBERSCHLESISCHER VOLKS-KALENDER

GLÜCK
AUF!

1932



VERLAG: RIEDINGERS BUCH-UND STEINDRUCKEREI / RATIBOR O/S.
BEILAGE ZUM „OBERSCHLESISCHEN ANZEIGER“
„GENERAL-ANZEIGER FÜR SCHLESSEN UND POSEN“

Ein wohlgepflegtes

Wein-Lager

von ca. 300 000 Flaschen und
ca. 500 000 Litern im Faß,

sowie ein Kreis von vielen
tausenden zufriedener Kunden

in den

60 Jahren meines Bestehens

bieten

sicherste Gewähr

für die

Reellität und Leistungsfähigkeit
meiner Firma,

denn

Weineinkauf ist Vertrauenssache.

Hoflieferant

Felix Przyszkowski

Wein- und Spirituosen-Großhandlung
Eigene Likörfabrikation

Gegr. 1872

Ratibor

Gegr. 1872

Beuthen

/

Gleiwitz

/

Hindenburg



1
126/5
Pfarrkirche in Weisse: Blick auf die Orgel.



Bad Ziegenhals.

137910 1932
II

Glück auf!

Oberschlesischer Kalender

für das Jahr

1932

Herausgegeben unter Mitarbeit schlesischer
Schriftsteller, Zeichner und Photographen

Schriftleitung: Friedrich Rammsly

6. Jahrgang

Instytut Śląski

L 4218 / 6



Ratibor OG.

Druck und Verlag: Riedinger's Buch- und Steinbruderei



126
5

6 Kc 3
1085



daß heißt, wir durchdenken jeden Druckauftrag so, daß er als technisch hervorragende Werbearbeit aus unseren Maschinen kommt. Mit unseren werbewirksamen Drucksachen verschafft man sich Geltung. Bitte unser Können zu erproben. Unsere zeitgemäßen Preise und die schnelle, pünktliche Lieferung stellt jedermann zufrieden. Wir bitten auch die kostenlose Beratung in allen drucktechnischen Fragen durch uns zu nutzen.

Künstlerische Anfertigung von Drucksachen aller Art — Katalogen und Preislisten in Schwarz- und Mehrfarbendruck — Werken Zeitschriften — Tabellen in allen Formaten für Handel, Industrie und Landwirtschaft

Riedinger's Buch- und Steindruckerei

Gegründet 1797

Ratibor, Oberwallstr. 22/24

Fernsprecher:
Sammel-Nummer 2541

Graphische Kunstanstalt u. Zeitungsverlag * Kreisblattdruckerei

Modern eingerichtete Buchbinderei mit den neuesten Hilfsmaschinen
Faltschachtelfabrikation in allen Größen und Ausführungen
mit und ohne Druck



Erlösung: Wort

Wort, du erlösend Himmelsgeschenk,
Ohne dein sanftes Beleuchte
Wohnten wir Menschen in Kerkern
Dunkelster Tierheit, finster und kalt.
Du öffnest der Seele abgründig Verließ,
Darein sie einsam lauert,
Ihrer selbst faßt unbewußt,
– Selig stürmt sie ins Freie
Und jubelts in alle Winde.
Ob es wer auffängt in goldener Schale
Und hütet es heimlich und leusch,
Was kümmert das sie, die Seele,
Sie sangs, wie der Vogel singt im Gezweig.

Doch wehe dem largen Herzen,
Dem das Wort, das Wort nicht verliehen!
– Schwere schwärende Wunden
Reißen die Fesseln ihm,
Die eisernen harten Bänder,
Darein sein Herz geschlagen.
Die Rede brauchen wir Menschen,
Auf daß wir nicht ersticken
An unserer Seele Schätzen,
Wie der Geizige stirbt im Kellergelaß,
Umhäuft von lauterem Golde.

Christine von Winkler.

126
145



Januar

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
Die Beschneidung Jesu. Luf. 2, 21.			Sonnen- M. 8,11 U. 15,55	
F	1 Neuj. v. Chr. ●	Neujahr	0,10	11,38
S	2 Makarius	Abel, Seth	1,33	11,53
1. Woche. Die Rückkehr aus Ägypten. Matth. 2, 19—23.			Sonnen- M. 8,11 U. 15,57	
S	3 G. n. Neujahr	G. n. Neujahr	2,59	12,13
M	4 Titus	Methusalem	4,27	12,39
D	5 Telesphorus	Simeon	5,53	13,14
M	6 St. 3 Könige	Epiphania	7,09	14,04
D	7 Lucian	Julian	8,10	15,09
F	8 Severinus ●	Erhard	8,55	16,26
S	9 Julian	Beatus	9,25	17,46
2. Woche. Der zwölfjährige Jesus. Luf. 2, 42—52.			Sonnen- M. 8,08 U. 16,07	
S	10 1. n. Ersch. Agathon	1. n. Sp. P. Einf.	9,46	19,04
M	11 Hyginus	Hyginus	10,02	20,18
D	12 Arkadius	Reinhold	10,16	21,30
M	13 Gottfried	Hilarius	10,28	22,38
D	14 Selig	Selig	10,38	23,46
F	15 Maurus ●	Maurus	10,50	—
S	16 Marcellus	Marcellus	11,02	0,55
3. Woche. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11.			Sonnen- M. 8,03 U. 16,17	
S	17 2. n. Ersch. Anton.	2. n. Sp. Antonius	11,18	2,06
M	18 Petr. Stuhl. 3. R.	Priska	11,39	3,19
D	19 Kanut	Sara	12,07	4,33
M	20 Fabian, Sebast.	Fabian, Seb.	12,47	5,43
D	21 Agnes	Agnes	13,42	6,47
F	22 Vincentius	Vincentius	14,54	7,36
S	23 Emerentian ●	Emerentiana	16,15	8,13
4. Woche. Die Arbeiter im Weinberge. Matth. 20, 1—16.			Sonnen- M. 7,55 U. 16,29	
S	24 Septuag. Thim.	Septuag. Thim	17,42	8,40
M	25 Pauli Bek.	Pauli Bek.	19,09	9,00
D	26 Polnhkarp	Polnhkarp	20,34	9,16
M	27 Joh. Chrsj.	Joh. Chrsjostom.	21,58	9,32
D	28 Karl d. Gr.	Karl	23,22	9,44
F	29 Fr. v. Sales	Valerius	—	10,00
S	30 Martina ●	Adelgunde	0,47	10,17
5. Woche. Vom Säemann. Luf. 8, 4—15.			Sonnen- M. 7,46 U. 16,42	
S	31 Gerag. Petr. Nol.	Gerag. Wiglinus	2,14	10,41

Die Zeichen des Tierkreises

Woher kommen denn eigentlich die links stehenden Sinnbilder der Monate her? So mag wohl mancher Leser unseres Kalenders gefragt haben. Wer hat sie erfunden? Sind sie etwa eine Zufallserfindung unsres Zeichners? Scheinbar nicht, denn sie kehren ja in allen anderen Kalendern wieder, die den Anspruch erheben, so wie unser Glückauf-Kalender ein Volkslesebuch zu sein. Also müssen sie gemeinsames geistiges Gut sein. Sind sie auch. Ja, wir wollen unseren Lesern es verraten, sie sind die ältesten und allgemeinsten Zeichen jeder menschlichen Kultur. Die alten Aegypter, Perser, Inder haben sie ebenso gekannt wie die alten Mexikaner und Peruaner, womit eigentlich schon der Zusammenhang aller ältesten Kulturen der Welt und ihr Zurückgehen auf eine einzige Urform erwiesen ist. Zwar wechseln bei den einzelnen Völkern einige Namen. Wo Zeichen vorkommen, sind sie überall dieselben.

Weihnacht

Nicht das Gloria der Engel,
noch die Hirten hörte sie,
still in Mutterglück versunken
lächelte Jungfrau Marie.

O, das Schäfchen, das der erste
Blick des Knäbleins staunend fand.
streichelt sie mit zarter, sächter,
mit der noch so bleichen Hand.

Und erschrak: Mein Gott, die Krippe,
sie ist Deines Sohnes — Thron?
Warum darf ich ihn nicht nennen
arm und selig meinen Sohn?

Herrlicher die Engel sangen,
andachtstief der Hirten Lob —
Doch Maria voller Bangen
ihren Blick zu Josef hob.

Alfred Hein.



Februar

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
M	1 Ignatius	Brigitte	3,39	11,12
D	2 M. Lichtmeß	Mar. Reinig.	4,58	11,56
M	3 Blasius	Blasius	6,04	12,55
D	4 Andr. Corfinus	Veronika	6,51	14,07
S	5 Agatha	Agatha	7,26	15,25
S	6 Dorothea	Dorothea	7,50	16,44

6. Woche. Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem.
Lut. 18, 31—43.

Sonnen-
A. 7,34 U. 16,56

S	7 Quinquages.	Estomihi	8,07	18,00
	Romuald	Richard		
M	8 Joh. v. Matha	Salomon	8,22	19,12
D	9 Fastnacht	Fastnacht	8,34	20,22
M	10 Ascherm.	† Aschermittw.	8,45	21,31
D	11 Desiderius	Euphrosyna	8,56	22,40
S	12 Eulalia	† Eulalia	9,08	23,50
S	13 Benignus	Benignus	9,21	—

7. Woche. Christi Versuchung. Matth. 4, 1—11.

Sonnen-
A. 7,21 U. 17,09

S	14 1. Fastenstg.	1. Invocabit	9,39	1,01
	Valentinus	Valentinus		
M	15 Janstinus	Janstinus	10,04	2,14
D	16 Juliana	Juliana	10,37	3,26
M	17 Donat. (Quat.)	Konst. (Quat.)	11,25	4,31
D	18 Simeon	Konkordia	12,28	5,27
S	19 Gabinus	† Susanna	13,45	6,09
S	20 Eleutherius	Eucherius	15,11	6,40

8. Woche. Von der Verkürzung Christi.
Matth. 17, 1—9.

Sonnen-
A. 7,07 U. 17,22

S	21 2. Fastenstg.	2. Reminiscere	16,39	7,03
	Eleonora	Eleonora		
M	22 Pet. Stuhl.	Petri Stuhl.	18,07	7,21
D	23 Petr. Dam.	Serenus	19,34	7,36
M	24 Schalltag	Schalltag	21,02	7,50
D	25 Matthias	Matthias	22,30	8,05
S	26 Walburga	Victorinus	23,59	8,22
S	27 Alexander	Nestor	—	8,44

9. Woche. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.
Lut. 11, 14—28.

Sonnen-
A. 6,52 U. 17,35

S	28 3. Fastenstg.	3. Oculi	1,27	9,13
	Leander	Leander		
M	29 Romanus	Justus	2,50	9,52

Die Zeichen als Zahlen

Wie soll man sich erklären, daß in allen alten Kulturen dieselben Zeichen des Tierkreises gebraucht werden? Ist das etwa ein Beweis dafür, daß die ganze Menschheit von einem Uroater und einer Urmutter abstammt? Haben etwa unsere Stammeltern im Paradiese ihren Kindern diese Weisheit gelehrt? Wohl kaum, denn in der Bibel steht ja, daß die ersten Menschen nackt waren, d. h., daß sie arm waren, daß ihnen die Erde nur widerwillig das gab, wessen sie für ihr nacktes Leben bedurften. Also mußten sie sich mühsam plagen. Genug der Phantasie. Wir wissen es, daß die Kunde aller alten Völker vom Tierkreise einer langen, viele Jahrtausende alten Beobachtung der Natur entspringt; sagen wir einer langsam durch Naturbetrachtung erlebten Kenntniss der Zahlen. Es ist darum wohl anzunehmen, daß unsere heutigen Zahlenbilder ebenfalls bis auf die Vorstellungen zurückgehen, die sich alte Völker von den Begriffen der Einheit und Vielheit machten. Aber so einfach ist dies wohl nicht zu verstehen. Zwischen Tierkreiszeichen und Zahl liegen mehr Dinge. Wenden wir uns daher dem nächsten Monat zu.

Gheliëd

Wenn man schon lang zusammenging,
— Getreulich gleichen Werktag trug,
— Wenn Faden sich zu Faden fing,
Darein das Leben Kette schlug,
Sagt wohl die Seele, wie gering,
Wie grau ward ihrer Tage Tuch.

Als einst der Flachs in Blüte kam,
Trank er so blau das Sonnenlicht!
Nun weint sie wohl in bittre Scham,
Und meint, ihr Faden taugte nicht, —
Hab, liebe Seele, keinen Gram,
Dein Tuch hält warm, dein Tuch hält dicht!

Und fällt darauf ein Sonnenstrahl,
Dann blüht es auch in Farben auf,
Du ließt vergangne Lust und Qual
Geweht in seines Musters Lauf,
Und gäbst dein Tuch mit einemmal
Nicht für brokatnen Glanz zum Kauf.

Christine von Winkler.



März

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Monb.-Aufg.	Monb.-Unterg.
D	1 Albinus	Albinus	3,59	10,46
M	2 Simplicius	Simplicius	4,52	11,55
D	3 Kunigunde	Kunigunde	5,29	13,11
S	4 Kasimir	† Adrianus	5,55	14,29
S	5 Friedrich	Friedrich	6,14	15,45

10. Woche. Die wunderbare Speisung.
Joh. 6, 1—15.

Sonnen-
M. 6,36 U. 17,48

S	6 4. Fasttg. Perpet.	4. Paetare Fridol.	6,30	16,58
M	7 Th. v. Aqu.	• Felicitas	6,42	18,09
D	8 Joh. de Deo	Philemon	6,53	19,18
M	9 Franziska	Franziska	7,04	20,27
D	10 40 Märtyrer	Henriette	7,15	21,36
S	11 Eulogius	† Rosina	7,27	22,47
S	12 Greg. d. Gr.	Gregor	7,44	23,59

11. Woche. Wer kann mich einer Sünde zeihen?
Joh. 8, 46—59.

Sonnen-
M. 6,20 U. 18,00

S	13 Fasttg. Euphrasia	5. Judica Ernst	8,05	—
M	14 Mathilde	Zacharias	8,34	1,10
D	15 Longinus	• Christoph	9,14	2,18
M	16 Heribert	Cyriacus	10,09	3,17
D	17 Gertrud	Gertrud	11,19	4,03
S	18 Cyrillus	† Anselmus	12,39	4,38
S	19 Joseph	Joseph	14,05	5,04

12. Woche. Christi Einzug in Jerusalem.
Matth. 21, 1—9.

Sonnen-
M. 6,04 U. 18,13

S	20 Palmf. Joachim	6. Palm. Hubert	25,32	5,23
M	21 Benediktus	Benediktus	17,01	5,40
D	22 Octavian	• Kasimir	18,29	5,55
M	23 Otto	Eberhard	20,00	6,09
D	24 Gründonnerst.	Gabriel	21,32	6,26
S	25 Karfreitag	† Karfreitag	23,04	6,46
S	26 Karstamstg.	† Emanuel	—	7,12

13. Woche. Die Auferstehung des Herrn.
Matth. 16, 1—8.

Sonnen-
M. 5,47 U. 18,25

S	27 Ostersonntag	Ostersonntag	0,32	7,48
M	28 Ostermontag	Ostermontag	1,50	8,40
D	29 Eustasius	• Eustasius	2,50	9,45
M	30 Quirinus	Guido	3,32	11,00
D	31 Balbina	Amos	4,01	12,18

Die Zeichen als Runen

Es ist also keine bloße Spielerei, die sich Mühe gibt, die Monats-Zeichen zu deuten. Schon Schiller, der große deutsche Dichter, hat sich mit ihnen befaßt. Allerdings wollte er sie nicht deuten, sondern sie anders benennen, die heidnischen Namen durch christliche, biblische ersetzen. Damit hat er den Tierkreiszeichen bitter Unrecht getan. Denn sie sind älter als Bibel und Christentum, gehen ins heidnische Altertum zurück. Ja, auch die Runenzeichen der alten Germanen sind nur schwache, entartete Abkürzungen einer urfernen Kultur, die einstmal die Kunde vom Tierkreis als der Menschheit erstes Frühgut sich erwarb. Und doch kann man sagen, daß auch die Runen wie alle anderen Schriftsysteme, Zahlen und Buchstaben in den Zeichen des Tierkreises enthalten sind. Wenn das wahr ist, dann muß aber das Auffinden dieses Ur-Alphabets bis an die Anfänge menschlicher Kultur überhaupt zurückführen. Daß es so ist, zeigt die weitere Betrachtung.

Vor-Ostern

Und vor mir dehnt sich braun und breit
Der jungfräuliche Leib der Erde,
Nackt, preisgegeben ohne Kleid
Ist er dem allgewalt'gen Werde.

Er trägt der Furchen tiefen Riß
Mit selbstentäußernder Gebärde:
Und lächelnd nimmt der Lenz Besitz
Von der ihm hingegebenen Erde.

In alle Poren trinkt sie Licht,
Um zu empfangen seinen Samen
Mit Leuchten auf dem Angesicht; —
Und Gottes Odem spricht das Amen.

Elise Rostalski.

Frühlingssonne

Ein grünes Meer, so liegt das junge Korn
Dem Walde andachtsvoll zu Füßen.
Aus dem in Blaukristall gefaßten Born
Des Himmels goldne Ströme fließen.

Die Saat trinkt kinderdurstig diesen Glanz;
Am Walde Sonnenschleier wehen,
Und in den Gärten weiße Bäume ganz
Mit Gnade überschüttet stehen.

Elise Rostalski.



*) Die Juden feiern ihr Passahfest am 21. und 22. April, das siebente Passahfest am 27. April und Passahende am 28. April.

April

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
S	1 Hugo	Theodora	4,22	13,34
S	2 Franz v. Paul.	Theodosia	4,37	14,48

14. Woche. Friede sei mit Euch. Joh. 20, 19—31. Sonnen-
M. 5,31 U. 18,37

S	3 M. Sonnt. Rich.	1. Quas. Christian	4,51	15,58
M	4 Isidorius	Ambrosius	5,02	17,07
D	5 Vinc. Ferrer	Maximus	5,13	18,15
M	6 Cölestinus ☉	Irenäus	5,24	19,24
D	7 Hermann	Cölestin	5,35	20,35
S	8 Albert	Liborius	5,51	21,47
S	9 M. Kleophä	Bogislaus	6,10	22,58

15. Woche. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11—16. Sonnen-
M. 5,14 U. 18,50

S	10 2. n. Ost. Ezechiel	2. M. D. Daniel	6,36	—
M	11 Leo der Gr.	Hermann	7,11	0,07
D	12 Julius	Julius	8,00	1,09
M	13 Hermenegild	Justinus	9,03	1,59
D	14 Tiburtius ☉	Tiburtius	10,17	2,37
S	15 Anastasia	Olympiades	11,37	3,05
S	16 Drogo	Carisius	13,02	3,26

16. Woche. Ueber ein Kleines. Joh. 16, 16—22. Sonnen-
M. 4,59 U. 19,01

S	17 3. n. Ost. Anicetus	3. Jubil. Rudolf	14,27	3,43
M	18 Eleutherius	Valerian	15,54	3,58
D	19 Werner	Hermogenes	17,22	4,13
M	20 Victor ☉	Sulpitius	18,54	4,28
*D	21 Anselm	Adolarius	20,29	4,46
*S	22 Soter u. Cajus	Soter u. Cajus	22,02	5,10
S	23 Georg	Georg	23,29	5,42

17. Woche. Es ist euch gut, daß ich hingehe. Joh. 16, 5—14. Sonnen-
M. 4,44 U. 19,13

S	24 4. n. Ost. Adalbert	4. Cantat. Albert	—	6,29
M	25 Schff. hl. Joj.	Markus Ev.	0,40	7,30
D	26 Kletus	Kletus	1,29	8,45
*M	27 Anastasius ☉	Anastasius	2,04	10,04
*D	28 Vitalis	Vitalis	2,27	11,23
S	29 Petrus Mär.	Sibylla	2,44	12,37
S	30 Kathar. v. Siena	Eutropius	2,59	13,49

Die Zeichen als Buchstaben

In unsrer Zeit hat im Auftrage eines der ersten deutschen Verleger (Eugen Diedrichs) Dr. Hermann Wirth, ein ehemaliger Flame und jetziger Wahldeutscher, arg befeindet von allen Universitäten und Wissenschaften, ein großes problematisches Buch geschrieben: „Der Ausgang der Menschheit“, in dem er der Entstehung der Buchstaben, wohlgemerkt **aller** Buchstaben, aus einem Ur-Alphabet, nämlich dem Ur-Alphabet der Tierkreiszeichen antropologisch, philologisch, erdphysikalisch, archäologisch und geographisch-historisch sprachvergleichend auf den Grund geht. Der nun sehr erschrockene Leser verzeih, diesen fürchterlichen Angriff mit einer Kanone voll Fremdwörtern. Wir wollen ja friedlich sein und trösten uns. Vor 60—80 Jahren wird in Deutschland kein Mensch über dieses Buch reden. Man wird es vergessen, bis andere darüber weitere Bücher schreiben werden. Dann wird ein großer Sank entstehen, und der tote Buchstabe wird lebendig werden.

Des Himmels Weg

In düstern Häusern blinken schon die Lichter,
Denn leise kam der Abend übers Feld.
Die Dämmerung webt die grauen Schleier dichter,
Und Friede naht barmherzig sich der Welt.

Sein Haus hat hellkristall'ne, hohe Wände;
In blauer Kuppel rote Rosen glüh'n,
Und in den weiten Hallen ohne Ende
Die gold'nen Vögel unsrer Sehnsucht ziehn.

Jetzt nahn die Vögel sich den roten Rosen
Und werden eins mit ihnen, daß ein Steg
Goldrot sich formt. Auf seinen lichten, losen,
Glückhaften Stufen geht des Himmels Weg.

Else Rostalski.



Mai

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
18. Woche. Bittet, so werdet ihr nehmen. Soh. 16, 23—30.			Sonnen- M. 4,29 U. 19,26	
S	1 5. n. Ost. Phil., Sat.	5. Rog. Phil., Sat.	3,10	14,58
M	2 Athanasius	Sigismund	3,21	16,06
D	3 Kreuz. Erfind.	Kreuz. Erfind.	3,32	17,15
M	4 Monica	Florian	3,45	18,24
D	5 Himmelf. Christi	Himmelf. Chr.	3,58	19,36
S	6 Joh v d Pforte	Dietrich	4,16	20,48
S	7 Stanislaus	Gottfried	4,40	21,58
19. Woche. Der Geist der Wahrheit. Soh. 15, 26—16.			Sonnen- M. 4,16 U. 19,37	
S	8 6. n. Ost. Mich. G.	6. Erand. Stanl.	5,12	23,02
M	9 Gregor	Hiob	5,57	23,55
D	10 Antonius	Gordian	6,55	—
M	11 Mamertus	Mamertus	8,05	0,37
D	12 Pankratius	Pankratius	9,23	1,07
S	13 Servatius	Servatius	10,42	1,30
S	14 Bonifazius	Christian	12,04	1,48
20. Woche. Der Tröster. Soh. 14, 23—31.			Sonnen- M. 4,04 U. 19,49	
S	15 Pfingstsonnt.	Pfingstsonntag	13,27	2,03
M	16 Pfingstmontag	Pfingstmontag	14,51	2,18
D	17 Albaldus	Jodokus	16,19	2,32
M	18 Venant. (Quat.)	Erich (Quat.)	17,51	2,48
D	19 Petr. Cölestin	Potentiana	19,25	3,09
S	20 Bernhard. †	Anastasiu	20,57	3,37
S	21 Felix	Prudens	22,17	4,15
21. Woche. Der Taufbefehl. Matth. 28, 18—20.			Sonnen- M. 3,55 U. 19,59	
S	22 Dreif.-Fest. Julia	Trinitat. Helena	23,18	5,11
M	23 Desiderius	Desiderius	—	6,23
D	24 Johanna	Eiher	0,01	7,43
M	25 Urban	Urban	0,29	9,05
D	26 Fronleichnam	Eduard	0,49	10,23
S	27 Beda	Ludolf	1,05	11,37
S	28 Wilhelm	Wilhelm	1,18	12,47
22. Woche. Das große Abendmahl. Lut. 14, 16—24.			Sonnen- M. 3,46 U. 20,09	
S	29 2. n. Vf. Magimus	1. n. Tr. Maximim	1,29	13,56
M	30 Felix	Wigand	1,40	15,04
D	31 Petronilla	Petronilla	1,52	16,13

Die Zeichen der Astronomie

Ohne geahnt zu haben, hat der Zeichner, der dieses Monatszeichen links vor vier Jahren zeichnete (vergl. unsern Kalender 1929), hier ein Beispiel gegeben, wie aus dem zeichnerischen Spielen mit Symbolen buchstabenartige Figuren und Abkürzungen von komplizierten Zeichnungen entstehen können. Denkt man sich das Beinpaar beider Zwillingsbrüder verschieden zusammengestellt oder aufeinandergelegt, so gelangt man zu den beiden Buchstaben Z und W, die beide in der Zeichenmagie der alten Völker eine große Rolle spielen. Näheres darüber sagt Wirth. Worauf beruht denn Wirth's neue Lehre? Es ist nicht leicht zu verstehen; nur angedeutet sei hier folgendes: Die Erde vollzieht zwei Bewegungen, eine um die Erdachse und eine um die Sonne. Der Neigungswinkel dieser beiden Bewegungen ist die Ursache von Sommer und Winter sowie aller klimatischen Erscheinungen auf der Erde. Je nachdem in welchem Stern-Bild des Tierkreises die Sonne auf- bzw. untergeht, danach richtet sich das Zeichen des Tierkreises. So entstanden die 12 Monate, die Jahreseinteilung in 12, die wir bei den ältesten Völkern Europas, Amerikas und Asiens sehen.

Jugend — Reise — und flüchtige Zeit

Du fülltest junger Stunden Wandertaschen
In heißem Lebensdrang einst bis zum Rande,
Mit Gaben wolltest du die Flücht'gen haschen,
Und dennoch schwand dir ihre Spur im Sande.

Nun harrst du still und breitest beide Hände,
Was dir die Wanderinnen mögen schenken,
— Und doch sie zaudern freundlich im Gelände,
Und Manche beugt sich hold, dich zu bedenken.

Und lange Tage blickst du froh versonnen
Und drehst ihr Gastgeschenk in sachten Händen,
Und keine Stunde ist dir leer verronnen,
— Sie helfen Alle, deine Schau vollenden.

Christine von Winkler.



Juni

*) Die Juden feiern ihr Wochenfest am 10. und 11. Juni.

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
M	1 Iuuentius	Nikomedes	2,05	17,24
D	2 Erasmus	Marcellinus	2,22	18,36
S	3 Herz-Jesu Fest	Erasmus	2,44	19,48
S	4 Quirinus	Carpafius	3,14	20,54

23. Woche. Jesus nimmt die Sünder an.
Luf. 15, 1—10.

Sonnen-
M. 3,40 U. 20,17

S	5 3. n. Pf. Bonifac.	2. n. Trin. Bonif.	3,55	21,52
M	6 Norbert	Benignus	4,49	22,36
D	7 Robert	Eukretia	5,56	23,10
M	8 Medardus	Medardus	7,12	23,35
D	9 Primus	Primus	8,32	23,54
*S	10 Margareta	Onuphrius	9,52	—
*S	11 Barnabas	Barnabas	11,13	0,09

24. Woche. Petri Fischzug. Luf. 5, 1—11.

Sonnen-
M. 3,37 U. 20,23

S	12 4. n. Pf. Basilides	3. n. Trin. Basilides	12,33	0,24
M	13 Ant. v. Padua	Tobias	13,56	0,38
D	14 Basilius	Elijäus	15,22	0,52
M	15 Vitus	Vitus	16,53	1,10
D	16 Benno	Iustina	18,24	1,33
S	17 Adolf	Volkmarr	19,51	2,05
S	18 Mark. u. Marc. (2)	Arnulf	21,02	2,53

25. Woche. Die bessere Gerechtigkeit.
Matth. 5, 20—24.

Sonnen-
M. 3,36 U. 20,26

S	19 5. n. Pf. Gerv., P.	4. n. Trin. Gerv., P.	21,52	3,59
M	20 Silverius	Silverius	22,28	5,17
D	21 Alonßius	Albanus	22,51	6,39
M	22 Paulinus	Achatius	23,09	8,02
D	23 Edeltrud	Basilius	23,24	9,19
S	24 Johannes d. T.	Johannes d. T.	23,36	10,33
S	25 Prosper	Elogius	23,47	11,43

26. Woche. Speisung der Viertausend.
Matth. 8, 1—9.

Sonnen-
M. 3,38 U. 20,27

S	26 6. n. Pf. Joh. u. P.	5. n. Trin. Jeremias	23,59	12,52
M	27 Ladislaus	Sieben Schläfer	—	14,01
D	28 Leo II. P.	Leo	0,10	15,11
M	29 Peter u. Paul	Peter u. Paul	0,26	16,23
D	30 Pauli Ged.	Pauli Ged.	0,46	17,35

Die Zeichen als Weltanschauungsbilder

Aber was hat denn dies mit dem Alphabet zu tun, wird der Leser fragen. Die Tierkreisbilder sind 12, das Alphabet hat 24 und mehr Buchstaben. Nimmt man für ein Tierkreiszeichen zwei Felder, so kommt man sofort auf 24. Der erregende Punkt aber ist die Verschiebung der Erdachse. Ihr ist es zuzuschreiben, daß die Tag- und Nachtgleiche im Laufe der Jahrtausende vorrückte. Dieses Vorrücken hat bewirkt, daß jetzt jedes Sternbild des Tierkreises fast um ein ganzes Zeichen östlicher als das gleichbenannte Tierkreiszeichen steht. Damit ist auch eine allgemeine Lautverschiebung der Lautwerte eingetreten, d. h. eine mit der Verbreitung der Menschen über die ganze Erde einhergehende Differenzierung der Ursprache in mehrere Sprachen, die je nach der Stellung der Tierkreisbilder zur Sonne bestimmten Gesetzen der Umbildung unterlag. Welches diese Gesetze sind, hat Wirth noch nicht gefunden. Sein Verdienst aber ist es, Dinge aufgedeckt zu haben, die auf das Wirken solcher Gesetze schließen lassen. Die Trag- und Reichweite dieser Wissenschaft ist so ungeheuerlich, daß sie in einem höheren Sinne des Wortes einen **neuen** „Aufgang der Menschheit“ bedeutet. Denn gab es früher einmal eine gemeinsame Ursprache, dann muß es auch heute noch ein gemeinsames Menschheitsleben geben.

Margarethenhütte

Rotschwanz pußt an dem verfallnen
[Rauchfang
seinen Schnabel ab.
Ist es wahr,
daß es einmal Prinzessinnen gab?

Bachwärts zogen Hirsche
ohne Zahl.
Heute kocht der Wandervogel
hier sein karges Mahl.

Buchen streuen ihre Blätter
auf das graue Dach.
Ist wie eine Handvoll Erde
einem Sarge nach.

Victor Kaluza.

Der Wald hält Mittagsrast

Die Sirene eines Sägewerks . . .
die Wolken blieben stehn,
es wollen meine Füße
nicht weiter gehn.

Ein Trauermantel saß nieder
auf einem Birkenast.
O wunderbare Stille,
der Wald hält Mittagsrast.

Victor Kaluza.



Juli

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb.-Aufg.	Monb.-Unterg.
S	1 Theobald	Theobald	1,13	18,43
S	2 Mar Heimf.	Mariä Heimf.	1,50	19,45

27. Woche. Von den falschen Propheten.
Matth. 7, 15—21.

Sonnen-
M. 3,42 U. 20,25

S	3 7. n. Vf. Hyac. ☾	6. n. Tr. Kornelius	2,41	20,34
M	4 Ulrich	Ulrich	3,45	21,12
D	5 Numerianus	Anselmus	5,00	21,39
M	6 Jesaias	Jesaias	6,20	22,00
D	7 Willibald	Willibald	7,41	22,17
S	8 Kilian	Kilian	9,02	22,32
S	9 Cyrillus	Cyrillus	10,23	22,45

28. Woche. Der ungerechte Haushalter.
Luf. 16, 1—9.

Sonnen-
M. 3,49 U. 20,21

S	10 8. n. Vf. Sieb. Br.	7. n. Tr. Sieb. Br.	11,43	22,58
M	11 Pius ☾	Pius	13,06	23,14
D	12 Joh. Gualbert	Heinrich	14,33	23,35
M	13 Margareta	Margareta	16,02	—
D	14 Bonaventura	Bonaventura	17,29	0,03
S	15 Apostel Teilg.	Apostel Teilg.	18,44	0,42
S	16 Skapulierfest	Ruth	19,43	1,37

29. Woche. Der Herr weint über Jerusalem.
Luf. 19, 41—47.

Sonnen-
M. 3,57 U. 20,15

S	17 9. n. Vf. Mer. ☾	8. n. Tr. Meritus	20,25	2,50
M	18 Friedericus	Rosina	20,53	4,12
D	19 Vinc v Paul	Rufina	21,13	5,35
M	20 Margareta	Elias	21,29	6,57
D	21 Praxedes	Praxedes	21,42	8,13
S	22 Mar. Magd.	Maria Magd.	21,53	9,26
S	23 Apollinaris	Apollinaris	22,05	10,36

30. Woche. Pharisäer und Zöllner. Luf. 18,9—14.

Sonnen-
M. 4,07 U. 20,05

S	24 10. n. Vf. Christine	9. n. Tr. Christine	22,17	11,46
M	25 Jakobus ☾	Jakobus	22,30	12,56
D	26 Anna	Anna	22,48	14,07
M	27 Pantaleon	Martha	23,12	15,19
D	28 Innocenz	Pantaleon	23,44	16,29
S	29 Martha	Beatrix	—	17,35
S	30 Abdon	Abdon	0,30	18,28

31. Woche. Saphata. Mark. 7, 31—37.

Sonnen-
M. 4,17 U. 19,54

S	31 11. n. Vf. S. v. Loy.	10. n. Tr. German.	1,29	19,11
----------	---------------------------------	--------------------	------	-------





Matka Bozja-Kirche in Ratibor.

Die Zeichen als Wappenbilder

Der erregende Punkt in der Erdgeschichte ist aber auch identisch mit der Eiszeit (Verschiebung der Erdoberfläche). Wirth weist als Entstehungsherd der Urschrift und der dazu gehörigen hochausgebildeten kosmisch-astronomischen Beobachtungskunst nun ein arktisch-atlantisches Gebiet in sehr früher Eiszeit nach. Ans Ende dieser Eiszeit setzt er den Untergang der Atlantis, jenes sagenhaften 6. Erdteils, der damit historisch endlich fixiert ist. Das von ihm nachgewiesene einheitliche steinzeitliche Schriftsystem als die Kalenderzeichen eines arktisch-atlantischen Gesichtskreis-Sonnenjahres kehrt in entsprechender Veränderung in den Wappenschildern unseres ältesten Adels wieder. Und noch heute sagt die Ueberlieferung, daß der Adel der älteste sei, in dessen Wappen sich einfachste Lineatur-Symbolik (Rauten, Felber, Kreuze, Kreise, Räder, also die Elemente ältester Kultsymbolik) vorfinde. Ohne davon auszugehen, hat Wirth der nordisch-skandinavischen Rasse große Verwandtschaft mit der deutschen Urbevölkerung zugewiesen. Wohl mit ein Beweis für die zähe Tradition, die ein seiner Verbundenheit mit der Rasse sich bewußter Adel zu pflegen hat.

Das Wunder der Elternschaft

Du tust dein Blut zu eines Mannes Blut,
Den dir das blinde Schicksal auserkoren,
Und eure Ranten fügen sich so gut,
— Wie eine Mauer wächst der Bau empor,
Darunter rauscht die dunkle Doppelflut,
— Und sieh', ein Neues blüht daraus hervor!
Es wird des Lebens größtes Wunder bleiben,
Wie aus dem dunklen Blutstrom Blüten treiben!

Es wächst und blüht, — der andern Seele Zeichen
Blest stannend du darin an manchen Tagen,
Und wieder will es Deiner Seele gleichen,
Wie selbige Schuld muß dies Dein Herz tragen.
Ja, bis zum Urahn mag die Wurzel reichen,
So fern und so vertraut, — ach, nicht zum Sagen,
Es hebt ein Menschensantlitz sich zum Licht,
Ein liebes, doch ein fremdes Angesicht.

Das macht, weil aus der Vorzeit Ströme schießen,
Die sich mit unsern dunklen Quellen einen
Und sich in unseres Blutes Blüten gießen,
Die wir aus fließster Kraft zu treiben meinen,
Ach, jene Blüten, die so selig spriesen,
Wir irren schwer, wenn sie Besitz uns scheinen,
Aus fernem Jenseits strömt die dunkle Flut
Und fließt durch uns im Ring, ein ewig Out!
Die Ströme münden einst zu Gottes Füßen,
Er sandte sie, — so wird der Ring sich schließen!

Christine von Winkler.



August

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb.-Aufg.	Monb.-Unterg.
M	1 Petr. Kettenf.	Petri Kettenf.	2,41	19,42
D	2 Portiunkula ●	Gustav	4,01	20,05
M	3 Stephan Erf.	August	5,24	20,23
D	4 Dominikus	Dominikus	6,46	20,38
⚭	5 Mar. Schnee	Oswald	8,08	20,53
S	6 Verkl. Christi	Verkl. Christi	9,31	21,05

32. Woche. Der barmherzige Samariter. Lut. 10, 23—37.

Sonnen-
M. 4,28 U. 19,42

S	7 12. n. V. Cajetan.	11. n. Tr. Donatus	10,54	21,21
M	8 Cyriakus	Cyriakus	12,20	21,39
D	9 Romanus ●	Romanus	13,48	22,04
M	10 Laurentius	Laurentius	15,14	22,38
D	11 Tiburtius	Hermann	16,33	23,28
⚭	12 Klara	Klara	17,37	—
S	13 Hippolytus	Hippolytus	18,22	0,33

33. Woche. Die zehn Aussätzigen. Lut. 17, 11—19.

Sonnen-
M. 4,40 U. 19,28

S	14 13. n. V. Eusebius	12. n. Tr. Eusebius	18,55	1,51
M	15 Maria Hf.	Mar. Heimg.	19,17	3,12
D	16 Rochus ●	Isaak	19,33	4,35
M	17 Liberatus	Bilibald	19,48	5,53
D	18 Helena	Agapetus	20,00	7,07
⚭	19 Sebald	Sebald	20,11	8,19
S	20 Bernhard	Bernhard	20,23	9,29

34. Woche. Sorget nicht. Matth. 6, 24—33.

Sonnen-
M. 4,52 U. 19,13

S	21 14. n. V. Anast.	13. n. Tr. Hartwig	20,35	10,40
M	22 Timotheus	Philibert	20,52	11,51
D	23 Philipp Benit	Zachäus	21,13	13,03
M	24 Bartholom. ●	Bartholomäus	21,41	14,14
D	25 Ludwig	Ludwig	22,20	15,20
⚭	26 Saphyrinus	Samuel	23,12	16,19
S	27 Rufus	Gebhard	—	17,06

35. Woche. Meine nicht. Lut. 7, 11—16.

Sonnen-
M. 5,03 U. 18,58

S	28 15. n. V. Augustin.	14. n. Tr. Augustin.	0,19	17,41
M	29 Joh. Enthaupt.	Joh. Enthaupt.	1,36	18,07
D	30 Rosa	Benjamin	2,58	18,27
M	31 Raimund ●	Paulinus	4,22	18,43

Die Zeichen als Hausmarken

Nicht nur im Wappenbild auch in der Hausmarke des mittelalterlichen Bürgerhauses lebt die dunkle Erinnerung an die einst tiefe Kultsymbolik der vergessenen Ursprache fort. Wirth hat es bewiesen, daß ganze Zeichenverbindungen, ganze Formeln und mithin sinnvolle Sätze nicht nur formal identisch, sondern auch mit derselben Bedeutung, demselben Namensinn und Lautwert und derselben Verwendung als Symbol in religiösen Kulturen und Gebräuchen in der ganz gleichen universellen Verbreitung zu belegen sind wie die einzelnen Schriftzeichen. Sinngemäß heißt das, es kann der Fall eintreten, daß eine deutsche mittelalterliche Hausmarke sich mit irgend einem kultsymbolischen Zeichen eines westafrikanischen Negerstammes als so wesensverwandt erweist, daß beide als ähnlich lautend „übersetzt“ werden könnten, ohne daß je eine Sprache der Neger mit der der alten Deutschen irgend eine Verwandtschaft aufzuweisen hätte. Warum? Weil beide Völker in der Zeit der Atlantis einmal vom selben Volk der „Einboot-Leute“ kulturelles Gut der Urzeit empfangen haben müssen.

Erdgesicht

Erdgesicht Du,
Uralt — und ewig jung,
An deine heiligen Wangen
Leg ich mein Herz!
Deine wogenden Felder
Streicheln mich schmeichelnd im weichen Wind,
Deiner Birken wehendes Laub
Glättet mein Haar.
In deiner Teiche klaren Augen
Spiegelt sich meine Seele,
Rein, wie am ersten Tag;
In Deiner Hügel Wellenbogen
Bebt Deine weiche atmende Brust.
Aus schwarzen Tannenwäldern
Schaut Dein Ernst mich an,
Doch Deine bunten Blumen und Vögel
Wecken mir bunte Freude und seliges Lachen,
Und mein armes Menschenherz ist reich,
Denn es strahlt ja alle deine Wonne wieder.

Christine von Winkler.



September

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb- Aufg.	Monb- Unterg.
D	1 Ägidius	Ägidius	5,46	18,59
S	2 Stephan	Abšalon	7,11	19,12
S	3 Mansuetus	Mansuetus	8,36	19,27

36. Woche. Sabbatfeier in Liebe und Demut.
Luf. 14, 1—11.

Sonnen-
M. 5,15 U. 18,42

S	4 Schenglf. Rosal.	15. n. Tr. Moses	10,04	19,45
M	5 Laurentius	Herkules	11,33	20,08
D	6 Magnus	Magnus	13,02	20,39
M	7 Regina	Regina	14,24	21,23
D	8 Maria Geb.	Maria Geburt	15,33	22,23
S	9 Gorgonius	Bruno	16,22	23,37
S	10 Nikol. v. Tol.	Solthenes	16,58	—

37. Woche. Das vornehmste Gebot und die
vornehmste Frage. Matth. 22, 35—46.

Sonnen-
M. 5,27 U. 18,25

S	11 17. n. Pf. Protus	16. n. Tr. Protus	17,22	0,57
M	12 Mar. Namensf.	Syrus	17,40	2,18
D	13 Maternus	Amatus	17,55	3,36
M	14 Kreuz. Erh. ☉	Kreuzes Erh.	18,07	4,51
D	15 Nikomedes	Nikomedes	18,19	6,03
S	16 Kornelius	Euphemia	18,30	7,14
S	17 Lambertus	Lambertus	18,43	8,24

38. Woche. Der Sichtbrüchige. Matth. 9, 1—14.

Sonnen-
M. 5,39 U. 18,09

S	18 18. n. Pf. Th. v. B.	17. n. Tr. Titus	18,57	9,35
M	19 Januarius	Januarius	19,16	10,47
D	20 Eustachius	Fausta	19,41	11,58
M	21 Matth. Ev. (Qu.)	Matth. Ev. (Qu.)	20,14	13,07
D	22 Moriz	Moriz	21,01	14,09
S	23 Thekla † ☉	Hoſeas	22,00	14,59
S	24 Johann Empf.	Johann Empf.	23,12	15,39

39. Woche. Die königliche Hochzeit
Matth. 22, 1—14.

Sonnen-
M. 5,50 U. 17,52

S	25 19. n. Pf. Kleophas	18. n. Tr. Kleophas	—	16,08
M	26 Cyprianus	Cyprianus	0,30	16,30
D	27 Kosmas, Dam.	Kosmas, Dam.	1,53	16,48
M	28 Wenzeslaus	Wenzeslaus	3,16	17,03
D	29 Michaelis	Michaelis	4,41	17,17
S	30 Hieronymus ☉	Hieronymus	6,08	17,32

Die Zeichen auf Siegelringen

Die Zeichen, welche wir in unsern alten Hausmarken sehen, kehren oft auf den roten oder schwarzen Siegeln unser Vorfahren wieder. Ist es nicht eigenartig, daß sie dieselben Symbole, die ihre Häuser trugen, einfach in ihren Siegelringen eingravieren ließen? Und das, ohne daß je ein Bürgerlicher damals Anspruch auf ein Wappenbild erhob. Darin prägt sich das Bewußtsein davon aus, daß in den alten geheiligten Schriftsymbolen ein hoher Zauber lag, dem nur ein eben diesem geweihter einzelner Familienstamm sich hingab. Dieses auf nur eine Individualität oder auf eine Familie zugeschnittene Symbol hat sich, als die Wappenfreudigkeit des Bürgers im 18. Jahrhundert erlahmte, in vielen andern individualisierten Besitzzeichen fortgesetzt als: Exlibris, Monogrammen, Autogrammen, Initialien, Versalien, Schutzmarken; heute, wo anstelle des Besitzes langsam der Verbrauch zum Serment der Wirtschaftsweise wird, tritt anstelle des Besitzzeichens das Verbrauchszeichen: Musterchutz, Schlagwort, Reklame und vor allem die moderne Abkürzung.

September

Und wenn die Tage noch so golden glänzen,
Und noch so heiß die Mittage erglühn,
Und in den Gärten noch die Rosen blühn,
Und alle Hecken sich noch grün bekränzen,

Du fühlst es doch von unbekannten Grenzen
Wie Ahnung durch das späte Werden wehn
Von baldigem Verwelken und Vergehn,
Und wie sich alles sehnt nach neuen Lenzen.

Und wenn vom Baume dann und wann ein Blatt
Sich löst und in verirrtten Taumeltänzen
Zur Erde gleitet, müdgelebt und matt,

Weißt du bestimmt im innersten Gemüt,
Daß, wie sich Herbst und Sommer still ergänzen,
Die bunte Pracht auf einem Kirchhof blüht.

Gertrud Aulich.



*) Die Juden feiern den Anfang ihres 5693. Jahres am 1. Oktober, das zweite Neujahrsfest am 2. Oktober, das Veröhnungsfest am 10. Oktober, das Laubhüttenfest am 15. und 16. Oktober, Laubhüttenende am 22. Oktober und das Fest der Befestigung am 23. Oktober.

Oktober

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
*S	1 Remigius	Remigius	7,36	17,49
40. Woche. Des Königs Sohn. Joh. 4, 46.—53.			Sonnen- U. 6,02 U. 17,36	
*S	2 20. n. Vf. Rosenkranzfest	19. n. Tr. Erntedankf.	9,08	18,10
M	3 Candidus	Jairus	10,41	18,39
D	4 Franz	Franz	12,09	19,19
M	5 Placidus	Placidus	13,24	20,15
D	6 Bruno	Fides	14,21	21,26
S	7 Markus P.	Amalia	15,01	22,46
S	8 Brigitta	Pelagia	15,28	—
41. Woche. Der Schalksnecht. Matth. 18, 23—35.			Sonnen- U. 6,14 U. 17,20	
S	9 21. n. Vf. Diong.	20. n. Tr. Diong.	15,47	0,06
*M	10 Franz Borgia	Gideon	16,03	1,25
D	11 Burchard	Burchard	16,16	2,39
M	12 Magimilian	Magimilian	16,27	3,51
D	13 Eduard	Kolomann	16,39	5,01
S	14 Calixtus	Calixtus	16,51	6,11
*S	15 Theresia	Hedwig	17,04	7,22
42. Woche. Die Zinsmünze. Matth. 22, 15—21.			Sonnen- U. 6,27 U. 17,04	
*S	16 22. n. Vf. Gallus	21. n. Tr. Gallus	17,22	8,33
M	17 Hedwig	Florentin	17,44	9,45
D	18 Lukas	Lukas	18,15	10,55
M	19 Petr. v. Alcantara	Ferdinand	18,56	11,59
D	20 Wendelin	Wendelin	19,49	12,53
S	21 Ursula	Ursula	20,55	13,36
*S	22 Cordula	Cordula	22,09	14,08
43. Woche. Saitl Lächterlein. Matth. 9, 18—26.			Sonnen- U. 6,39 U. 16,49	
*S	23 23. n. Vf. J. v. Cap.	22. n. Tr. Severin.	23,28	14,32
M	24 Raphael	Salome	—	14,51
D	25 Crispin	Crispinus	0,47	15,07
M	26 Evaristus	Amandus	2,10	15,21
D	27 Sabina	Sabina	3,33	15,35
S	28 Simon, Juda	Simon, Juda	5,00	15,51
S	29 Narzissus	Engelhard	6,32	16,10
44. Woche. Christus stillt Wind und Meer. Matth. 8, 23—27.			Sonnen- U. 6,51 U. 16,35	
S	30 Chr. Königsf.	23. n. Tr. Hartm.	8,06	16,36
M	31 Wolfgang	Wolfgang	9,40	17,11

Die Zeichen als Sinnbild des Tages

Mit Recht wird der Leser jetzt feststellen, daß wir also immer noch im selben Zeitalter leben, das mit der Schöpfung einer Ur-Kult-Sprache von 24 Halbmonatssymbolen anfang. Die Formungskraft, die sich bei Naturvölkern in Wortsymbolen heilige Zeichen schuf, ist heute noch wirksam, wenn sie im Erfindungssinn moderner Techniker zu neuen Verbrauchsgütern auch international verständliche symbolische Wortbildungen wie Radio, Kino, Weekend, Studio, Kollektiv usw. bildet. Sollte also das Zeitalter der Eiszeit immer noch nicht vorüber sein? Antwort gibt die von Wirth in eine weltbildbildende Geschichte der Menschheit heineingezogene Alt-Tier- und Pflanzenkunde. Sie sagt, daß wir alle Phänomene einer zwischeneiszeitlichen Erdentwicklung bereits an uns spüren. Die zunehmende Verkarstung der Erde beweist es. Wird die Menschheit Herr dieser Entwicklung werden? Diese Frage ist wichtiger als alles Tagesgeschrei. Wir haben hier Wirths Resultate stark vergrößert. Er würde sehr schimpfen, wenn er es läse. Denn er ist ein Gelehrter. Er will nicht, daß man aus ihm einen Gesprächsstoff für alle macht.

Des Alters Medusengesicht

Ich glaubte, Altern sei wie späte Trauben,
— Ein Sinnen, Hand in Hand in Abendlauben,
— Ein friedvoll Raffen längst geschnittner Garben,
— Ein traulich Winken Jenen, die schon starben.

Heut sah dem Alter ich ins Angesicht,
Da war es wie von Stein und ohne Licht,
Als sei ein Gram vom Herzen aufgebrochen
Und dort erstarrt, von jähem Gluch besprochen.

Ein Bangen lag darin vorm dunklen Rufer,
Ein blicklos Starren nach dem andern Ufer,
Und bleiern schaute aus zwei dunklen Bronnen
Ein Gram um Leben, das wie Sand zerronnen.

Einst glaubt ich, heller brennt der Seele Licht
Ganz aus ihr selbst, wenn ihr das Öl gebricht,
Da sah ich steinern meines Vaters Züge,
Als ob den Tod er hinterm Antlitz trüge.

Und weinend wußt ich es, mein Traum war Lüge.

Christine von Winkler.



November

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
D	1 Allerheiligen	Allerheiligen	11,05	18,03
M	2 Allerseelen	Allerseelen	12,12	19,11
D	3 Hubertus	Gottlieb	12,59	20,30
§	4 Karl Borrom.	Tharlotte	13,31	21,52
S	5 Emmerich	Blandina	13,53	23,13

45. Woche. Unkraut unter dem Weizen.
Matth. 13, 24—30.

Sonnen-
u. 7,05 u. 16,22

S	6 25. n. Pf. Leonh.	24. n. Tr. Ref.-Fest	14,10	—
M	7 Engelbert	Engelbert	14,24	0,30
D	8 4 Gekr. Märt.	Gottfried	14,36	1,42
M	9 Theodorus	Theodorus	14,47	2,52
D	10 Andr. Avellin	Martin Luther	14,59	4,01
§	11 Martin Bischof	Martin Bischof	15,11	5,11
S	12 Martin p.	Jonas	15,28	6,22

46. Woche. Gleichnisse vom Senfkorn und
Sauerteig. Matth. 13, 31—35.

Sonnen-
u. 7,18 u. 16,10

S	13 26. n. Pf. Stan. V.	25. n. Tr. Briccius	15,49	7,33
M	14 Zukundus	Levinus	16,17	8,44
D	15 Leopold	Leopold	16,54	9,49
M	16 Edmund	Buß- u. Velttag	17,45	10,48
D	17 Greg. Thaum.	Hugo	18,46	11,33
§	18 Otto, Eugen	Gelasius	19,56	12,09
S	19 Elisabeth	Elisabeth	21,12	12,35

47. Woche. Vom Greuel der Verwüstung.
Matth. 24, 15—35.

Sonnen-
u. 7,30 u. 16,01

S	20 27. n. Pf. Fel. v. B.	26. n. Tr. Totenf.	22,29	12,55
M	21 Mar. Opfer	Maria Opfer	23,48	13,11
D	22 Cäcilia	Alfons	—	13,25
M	23 Klemens	Klemens	1,07	13,39
D	24 Chrysogonus	Chrysogonus	2,28	13,54
§	25 Katharina	Katharina	3,55	14,11
S	26 Konrad	Konrad	5,26	14,33

48. Woche. Die Zukunft des Herrn.
Luk. 21, 25—33.

Sonnen-
u. 7,41 u. 15,54

S	27 1. Adventsfg.	1. Advent Otto	7,01	15,03
M	28 Sosthenes	Günther	8,32	15,46
D	29 Saturnin	Eberhard	9,51	16,47
M	30 Andreas	Andreas	10,49	18,05

Die Zeichen als Kultsymbole

Führen wir unsere Kalender-Monatszeichen zusammen mit dem Alphabet auf Wort- und Lautsymbole für gemeinsame Kultgedanken zurück, so bekommen auch Zeichen, die heute das Kampfgeschrei des Tages bilden, einen andern, den heutigen Worten entrückten, viel tieferen Wert. Dann ist z. B. das Kreuz nicht mehr allein das Symbol aufopferungsfähigen Leidens, sondern das Kultzeichen spästeinzeitalterlichen Glaubens. Das Hakenkreuz, das höchst verdächtigsterweise längst am Tempel in Jerusalem beglaubigt ist, behält dann einen Gehalt, den ihm auch ein völkischer Mißbrauch nicht rauben kann. Und so wird jedes Schriftsymbol (Kreis, Ring, Fünfeck und alle die dem Runen-Futhark entnommenen „neudeutschen“ Zeichen usw.) zu einer Entlehnung längst im Gebrauch gewesenen Volkstums. Damit ist mehr gesagt als: Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Nämlich: Wir müssen nicht mehr Neues, sondern Besseres suchen. Das ist der Sinn der Weltenwende, an der wir stehen.

November

Der Baum verstreut sein letztes Sommerlaub,
Es regnet kühl, bald wird es Winter sein.
Im Sturm zerstiebt der Traum vom Sonnenschein,
Und was aus Untergängen bleibt, ist Staub.

Der Tag ist ein Beginn der ew'gen Nacht,
Die kommen wird mit Schlaf und Einsamsein;
Bald wird der Rabe auf den Feldern schrein,
Bald kommt das dunkle Nichts ... gib acht! ...

Die Welt wird wieder weit und still und leer.
O Menschenaniliß, grau im Abendrot,
O Menschenherz, von jeder Stunde schwer,
Denn hinter jeder Stunde steht der Tod!

Der Baum verstreut sein letztes Sommerlaub,
Nichts wird mehr rauschen und kein Vogel ruft.
Das Leben steint wie eine Totengruft,
Und was von allen Freuden blieb, ist Staub!

Gertrud Aulich.



Dezember

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb.-Aufg.	Monb.-Unterg.
D	1 Eligius	Arnold	11,29	19,30
Σ	2 Bibiana	Candidus	11,55	20,55
S	3 Franz Xaver	Cassian	12,15	22,15

40. Woche. Bist du, der da kommen soll?
Matth. 11, 2—10.

Sonnen-
M. 7,52 U. 15,49

S	4 2. Adventsfg.	2. Adv. Barbara	12,30	23,30
M	5 Sabbas	Abigail	12,43	—
D	6 Nikolaus	Nikolaus	12,55	0,42
M	7 Ambrosius	Agathon	13,06	1,52
D	8 Maria Empf.	Maria Empf.	13,18	3,01
Σ	9 Leokadia	Joachim	13,34	4,11
S	10 Melchhiades	Judith	13,53	5,23

40. Woche. Das Zeugnis Johannes des
Täufers. Joh. 1, 19—28.

Sonnen-
M. 8,01 U. 15,46

S	11 3. Adventsfg.	3. Adv. Damasus	14,19	6,33
M	12 Epimachus	Epimachus	14,53	7,41
D	13 Lucia	Lucia	15,40	8,42
M	14 Nikasius (Quat.)	Nikasius (Quat.)	16,39	9,32
D	15 Eusebius	Johanna	17,48	10,11
Σ	16 Adelheid †	Ananias	19,02	10,39
S	17 Lazarus	Lazarus	20,19	11,00

51. Woche. Bereitet den Weg des Herrn.
Lut. 2, 1—6.

Sonnen-
M. 8,07 U. 15,46

S	18 4. Adventsfg. Mar. E.	4. Adv. Christoph	21,35	11,17
M	19 Nemesius	Lot	22,52	11,33
D	20 Ammon	Abraham	—	11,46
M	21 Thomas	Thomas	0,11	11,59
D	22 Slavian	Beata	1,31	12,14
Σ	23 Viktoria	Dagobert	2,56	12,32
S	24 Adam, Eva	Adam, Eva	4,26	12,57

52. Woche. Euch ist heute der Heiland geboren.
Lut. 2, 1—14.

Sonnen-
M. 8,11 U. 15,50

S	25 Heil. Christf.	Heil. Christfest	5,57	13,32
M	26 Stephanus	2. Christtag	7,23	14,23
D	27 Johannes	Johannes	8,32	15,34
M	28 Unsch. Kindl.	Unsch. Kindl.	9,20	16,58
D	29 Thomas B.	Jonathan	9,54	18,26
Σ	30 David	David	10,17	19,50
S	31 Silvester	Silvester	10,34	21,11

Die Zeichen der Zukunft

Wir stehen wieder am Ende eines Jahres. Wer kann die kommenden Zeichen sehen? Niemand? Und selbst wenn wir wüßten, wie an jedem Tage des kommenden Jahres sich Wind und Wetter, Freud und Leid gestalten würden, wir wüßten doch in Wirklichkeit nichts über die Zukunft. Denn die Zukunft, das sind wir. Und wir selbst können uns doch nicht im voraus erleben. Wir müssen Tag für Tag auf uns einwirken lassen, mit Regen und mit Sonnenschein. Zu leicht ist der Mensch geneigt, die regnerischen Tage zu unterschlagen. Das wäre ein Verlust. So wie der Mensch in nordisch-arktisch-atlantischer Sonnenarmut zum Bewußtsein seiner selbst kam, so wie er in tropischer Vollsonne nie zum Menschen geworden wäre, so wird er weiter lernen müssen, als Sohn einer stets ihren Stand zur Sonne wechselnden Erde zu leben. Nicht mehr den Platz an der Sonne suchen! Denn den verträgt kein Mensch. Sondern den Platz an der Sonne **wechseln** mit dem Nebenmenschen. Das lehrt uns das Uralphabet der 12 Monatszeichen.

Alte Frau

Getürmte Bürde längst vermorschter Jahre,
Und nur ein schwacher Stab, der knirschend trägt.
Das Schicksal, das sich im Geword'nen prägt,
Klagt furchtbar an aus dem gebleichten Haare.

Auch sie war Werden, kreiste in den Ringen
Lebend'gen Bluts, gerichtet in die Zeit
Und glaubte, daß Erfüllbarkeit befreit . . .
Und sie erfüllte sich in allen Dingen.

Erfüllte sich in Männern und in Söhnen,
Indem sie ihren fremden Tod gebär.
Sie stand im Raume, ward auf einmal starr,
Ein Monument allem gewes'nen Schönen.

Und doch hält sie ein kleines Lächeln fest,
Das alles Schicksalhafte überwindet.
Sie weiß, daß sie ins neue Leben findet,
Solang sie dieses Lächeln nicht verläßt.

Gertrud Aulich.

Postgebühren ab 1. März 1931

Innerer deutscher Verkehr.

Postkarten im Ortsverkehr 5 Pfg.
im Fernverkehr 8 "

Briefe im Ortsverkehr bis 20 g . . . 8 "
über 20 bis 250 g 15 "
" 250 bis 500 g 20 "

Briefe im Fernverkehr bis 20 g . . . 15 "
über 20 bis 250 g 30 "
" 250 bis 500 g 40 "

Drucksachen in Form einfacher Karten, auch
mit anhäng. Antwortkarte 3 Pfg.

Drucksachen bis 20 g 4 "
über 20 bis 50 g 5 "
" 50 bis 100 g 8 "
" 100 bis 250 g 15 "
" 250 bis 500 g 30 "

Wurfsendungen. (Saargebiet unmöglich.)
Drucksachen bis 50 g 2 Pfg.
Mischsendungen (Drucksachen und Waren-
proben) bis 20 g 5 Pfg.

Geschäftspapiere bis 250 g 15 Pfg.
über 250 bis 500 g 30 "

Warenproben bis 250 g 15 "
über 250 bis 500 g 30 "

Mischsendungen bis 250 g 15 "
über 250 bis 500 g 30 "
(zus.-gepackte Drucksachenkartons, Druck-
sachen, Geschäftspapiere und Warenproben).

Wertbriefe

1. Gebühr für einen gewönl. Brief
2. Versicherungsgebühr für je 500 RM. der Wertangabe 10 Pfg.
3. Behandlungsgebühr bis 100 RM. Wertangabe 40 Pfg., über 100 RM. Wertangabe 50 Pfg.

Postauftragsbriefe wie für einen Einschreibebrief und eine Vorzeigebühr von 20 Pfg. Meistbetrag 1000 RM.

Vorzeigebühr für Nachnahmesendg. 20 Pfg.

Einschreibebühr 30 Pfg.

Postanweisungen (Meistbetrag 1000 RM.),
bis 10 RM. 20 Pfg.
über 10 bis 25 " 30 "
" 25 " 100 " 40 "
" 100 " 250 " 60 "
" 250 " 500 " 80 "
" 500 " 750 " 100 "
" 750 " 1000 " 120 "

Die Gebühr für telegraph. Postanweisungen
beträgt (Meistbetrag unbeschränkt)

bis	25 RM.	. . .	2,50 RM.
"	100 "	. . .	3,— "
"	250 "	. . .	3,50 "
"	500 "	. . .	4,— "
"	750 "	. . .	4,50 "
"	1000 "	. . .	5,— "

und über 1000 RM. für je 250 RM. 1 RM.

Zahlkarten (ausschl. Saargebiet)

bis	10 RM.	. . .	10 Pfg.
über	10 "	. . .	15 "
"	25 "	. . .	20 "
"	100 "	. . .	25 "
"	250 "	. . .	30 "
"	500 "	. . .	40 "
"	750 "	. . .	50 "
"	1000 "	. . .	60 "
"	1250 "	. . .	70 "
"	1500 "	. . .	80 "
"	1750 "	. . .	90 "
"	2000 "	(unbeschränkt)	100 "

Barauszahlung durch die Zahlstelle eines Postscheckamts oder einer Postanstalt für je 20 RM. 1 Rpfg. des Scheckbetrages, außerdem eine Grundgebühr von 15 Pfg.

Zuschlagsgebühr für Luftpostsendungen:

Außer den gewöhnlichen Gebühren zu erheben:

für Postanweisungen	10 Pfg.
für Postkarten	10 "
für Briefsendungen einschließlich Päckchen bis 20 g	10 Pfg.
über 20 " 50 g	20 "
" 50 " 100 g	40 "
" 100 " 250 g	80 "
" 250 " 500 g	125 "
" 500 g " 1 kg	250 "
" 1 kg " 1 1/2 kg	375 "
" 1 1/2 kg " 2 kg	500 "
für Pakete bis 1 kg	100 "

darüber für jedes angefangene

1. bis 3. Zone bis 375 km	1/2 kg	20 "
4. und 5. " über 375 "	" "	40 "

Bei Eilzustellung außerdem die besonderen Eilzustellgebühren.

Bei Einschreibbriefen Luftpostzuschlag wie bei gewöhnlichen Luftpostsendungen.

Postaufträge wie Einschreibbriefe gleichen Gewichts.

Nachnahmesendungen (Briefe und Pakete)
Vorzeigebühr: 20 Pfg.

Im **Paketverkehr** zwischen Ostpreußen und dem übrigen Reich wird die Gebühr der jeweilig nächstniedrigen Zone in Ansatz gebracht.

Postpakete (Freimachungszwang) für Saar- und Memelgebiet sowie Danzig
Gebühren bei Postanstalt erfragen.

Gewicht	1. Zone bis 75 km	2. Zone über 75—150 km	3. Zone über 150—375 km	4. Zone über 375—750 km	5. Zone über 750 km
bis 5 kg	0,50	0,60	0,80	0,80	0,80
über 5—6 "	0,60	0,80	1,10	1,15	1,20
" 6—7 "	0,70	1,—	1,40	1,50	1,60
" 7—8 "	0,80	1,20	1,70	1,85	2,—
" 8—9 "	0,90	1,40	2,—	2,20	2,40
" 9—10 "	1,—	1,60	2,30	2,55	2,80
" 10—11 "	1,10	1,75	2,50	2,80	3,10
" 11—12 "	1,20	1,90	2,70	3,05	3,40
" 12—13 "	1,30	2,05	2,90	3,30	3,70
" 13—14 "	1,40	2,20	3,10	3,55	4,—
" 14—15 "	1,50	2,35	3,30	3,80	4,30
" 15—16 "	1,60	2,50	3,50	4,05	4,60
" 16—17 "	1,70	2,65	3,70	4,30	4,90
" 17—18 "	1,80	2,80	3,90	4,55	5,20
" 18—19 "	1,90	2,95	4,10	4,80	5,50
" 19—20 "	2,—	3,10	4,30	5,05	5,80

Wertpakete:

1. Paketgebühr wie vorstehend
2. Versicherungsgebühr für je 500 Mk. der Wertangabe 10 Pfg.
3. Behandlungsgebühr
 - a) für versiegelte Wertpakete
 - bis 100 Mark einschl. . . 40 Pfg.
 - über 100 Mark einschl. . . 50 "
 - b) für unversiegelte Wertpakete
(zulässig bis 300 RM.) . . 10 "

Eilbestellung bei Vorausbezahlung

1. nach dem Ortsbestellbezirk
 - a) eine Briefsendung 40 Pfg., b) ein Paket 60 Pfg.
2. nach dem Landbestellbezirk
 - a) eine Briefsendung 80 Pfg., b) ein Paket 1,20 RM.
 Gebühr f. dringend. Pakete (außer Eilgebühr) 1,— RM.

Fernsprechgebühren:

- Ortsgesprächsgebühr bei Hauptanschlüssen und öffentlichen Sprechstellen 10 Pfg.
- Vororts- und Bezirksgesprächsgebühr 30 Pfg.
- Ferngesprächsgebühr für ein gewöhnliches Gespräch von 3 Minuten Dauer bis 5 km Ortsgesprächsgebühr:
- a) in der Zeit von 8 bis 19 Uhr 15 km 30 Pfg., bis 25 km 40 Pfg., bis 50 km 60 Pfg., bis 75 km 90 Pfg., bis 100 km 120 Pfg.
 - b) in der Zeit von 19 bis 8 über 5 km $\frac{2}{3}$ der obenstehenden Gebühren.
 - c) Gesprächszeit über 3 Minuten wird nach Minuten berechnet.
 - d) für ein dringendes Gespräch das dreifache.
 - e) für ein Blitzgespräch das Zehnfache der Gebühr für ein gewöhnliches Gespräch.

Telegramme.

Die wichtigsten Grundbeträge sind im Telegrammverkehr: Ferntelegramme Wortgebühr 15 Pfg., Ortstelegramme 8 Pfg. Für ein Telegramm werden mindestens 10 Wörter berechnet. Dringende Telegramme die dreifache Gebühr. Zustellung bei ungenügender Anschrift 30 Pfg. Einzelgebühr für Sonderzustellung 30 Pfg.

Postgebühren (Auslandsverkehr).

Briefe bis 20 g 25 Pfg., jede weiteren 20 g 15 Pfg. Briefe nach Danzig, Memelgebiet, Oesterreich, Luxemburg und Litauen unterliegen den Inlandssätzen. Nach Tschechoslowakei und Ungarn bis 20 g 20 Pfg., jede weiteren 20 g nach Tschechoslowakei 15 Pfg., nach Ungarn 10 Pfg. — Postkarten 15 Pfg., Antwortkarte 30 Pfg. Nach Ungarn und Tschechoslowakei 10 Pfg. Antwortkarte 20 Pfg. — Drucksachen für je 50 g 5 Pfg. — Geschäftspapiere für je 50 g 5 Pfg., mindestens 25 Pfg. — Warenproben für je 50 g 5 Pfg., mindestens 10 Pfg. — Für Drucksachen und Warenproben nach Ungarn innerdeutsche Gebühren.

Wellenverteilungsplan

für die deutschen Rundfunksender.

Wellenlänge	Sendestelle	Kw.
217	Königsberg (Pr.)	0,6
227	Köln	1,7
227	Münster	0,6
232	Kiel	0,3
239	Nürnberg	2,3
244	Basel	0,65
246	Bern	1,1
253	Gleitwitz	5,6
259	Leipzig	2,3
270	Bremen	0,3
284	Innsbruck	0,6
284	Stettin	0,6
319	Dresden	0,3
325	Breslau	1,7
352	Graz	9,5
360	Stuttgart (Mühlacker)	75
372	Hamburg	1,7
390	Frankfurt (Main)	1,7
419	Berlin I	1,7
453	Danzig	0,25
453	Klagenfurt	0,6
459	Beromünster	60
473	Langenberg	17
516	Wien	20
533	München	1,7
566	Hannover	0,3
569	Freiburg i. B.	0,3
1635	Königswusterhausen	75

263	Mährisch-Ostrau	11
335	Posen	1,8
342	Brünn	36
409	Kattowitz	16
486	Prag	60
550	Budapest	23
1412	Warschau	158

Kennzeichen für Kraftfahrzeuge

RW = Reichswehr

RP = Reichspost

Preußen:

I A für den Landesbezirk Berlin
 I C " die Provinz Ostpreußen
 I D " " Westpreußen
 I E " " Brandenburg
 I H " " Pommern
 I K " " Schlesien
 I L " Sigmaringen
 I M " die Provinz Sachsen
 I P " " Schlesw.-Holstein
 I S " " Hannover
 I T " " Hessen-Nassau
 I X " " Westfalen
 I Z " Rheinprovinz

Bayern:

II A für den Stadtbezirk München
 II B " das übrige Oberbayern
 II C " Niederbayern
 II D " die Pfalz
 II E " die Oberpfalz und Regensburg
 II H " Oberfranken
 II N " den Stadtbezirk Nürnberg
 II S " das übrige Mittelfranken
 II U " Unterfranken und Aschaffenburg
 II Z " Schwaben und Neuburg
 II M " die Militärverwaltung
 II P " Postverwaltung

Sachsen:

I für die Kreishauptmannschaft Bautzen
 II Dresden
 III Leipzig
 IV Chemnitz
 V Zwickau

Württemberg:

III A Stuttgart
 III C, D, E für den übrigen Neckarkreis
 III H, K, M für den Schwarzwaldkreis
 III P, S, T für den Jagstkreis
 III X, Y, Z für den Donaukreis

IV B Baden

Hessen:

V O für die Provinz Oberhessen
 V R " " Rheinhausen
 V S " " Starkenburg

M I Mecklenburg-Schwerin

M II " -Strehlitz

Oldenburg:

O I für den Landesteil Oldenburg
 O II " " Lüneburg
 O III " " Birkenfeld

B Braunschweig

T Thüringen

A Anhalt

W Waldeck

L Lippe

H L Lüneburg

H B Bremen

H H Hamburg

S L Schaumburg-Lippe

Saar Saargebiet

Gebühren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten

I. Anwaltskosten:

über	bis 20 RM. einschließlich	bis 60 RM. einschl.	2 RM.
"	20 " "	60 " "	4 " "
"	60 " "	100 " "	6 " "
"	100 " "	150 " "	8 " "
"	150 " "	200 " "	10 " "
"	200 " "	500 " "	5% " "
"	500 " "	1000 " "	4% u. 5 RM. " "
"	1000 " "	3000 " "	3% " 15 " "
"	3000 " "	6000 " "	2% " 45 " "
"	6000 " "	10000 " "	1% " 105 " "
"	10000 " "	100000 " "	1/2% " 155 " "
"	100000 " "	1000000 " "	1/4% " 405 " "

Der Mindestbetrag einer Gebühr ist 1 RM.

Als Regelgebühren kommen zum Ansatz:

- $\frac{10}{100}$ als Prozeßgebühr für den Geschäftsbetrieb einschl. Information;
- $\frac{10}{100}$ als Verhandlungsgebühr, wenn streitig verhandelt oder die Entscheidung nach Lage der Akten beantragt wird;
- $\frac{10}{100}$ als Vergleichsgebühr für die Mitwirkung bei einem Vergleich zum Abschluß eines Rechtsstreites;
- $\frac{5}{100}$ als Beweisgebühr für die Vertretung in dem Termin zur Abnahme eines Eides, oder in einem Beweisaufnahmeverfahren;
- $\frac{5}{100}$ als sogen. Weiterverhandlungsgebühr, wenn nach einem vorausgegangenen (wenn auch nicht durchgeführten) Beweisaufnahmeverfahren eine weitere mündliche streitige Verhandlung erfolgt.
- $\frac{5}{100}$ Gebühr für Erwirkung eines Versäumnis- bezw. Anerkenntnisurteils. — $\frac{10}{100}$ werden für die Anfertigung eines Zahlungsbefehls und $\frac{5}{100}$ für die Anfertigung des Vollstreckungsbefehls berechnet.

II. Gerichtskosten:

über	bis 20 RM. einschließlich	bis 100 RM. einschl.	1 RM.
"	20 " "	100 " "	2 " "
"	60 " "	1000 " "	3% " "
"	100 " "	2000 " "	2% u. 10 RM. " "
"	2000 " "	10000 " "	1% u. 30 " "
"	10000 " "	unendlich " "	1/2% u. 80 " "

Der Mindestbetrag einer Gebühr ist 0,50 RM.

Die volle Gebühr wird erhoben:

- für das Verfahren im allgemeinen (Prozeßgebühr)
- für die Anordnung einer Beweisaufnahme (Beweisgebühr),
- für Urteil nach streitiger Verhandlung (Urteilsgebühr).

Im Falle Vergleichs fällt bereits entstandene Beweisgebühr fort.

Die Hälfte der Gebühr wird erhoben:

- für das gesamte Mahnverfahren (Zahlungsbefehl),
- für das Güteverfahren,
- für das Arrestverfahren.

Der Streitwert wird, sofern die Tabellen nichts Abweichendes bestimmen, bei der Berechnung der Anwalts- sowie Gerichtskosten auf die nächsten 100 RM. aufgerundet. Beträgt der Streitwert mehr denn 20000 RM., so ist auf die nächsten 1000 RM. aufzurunden. Die Anwaltsgebühren erhöhen sich in der Berufungs- und Revisionsinstanz um drei Zehntel. Die Gerichtskosten erhöhen sich in der Berufungsinstanz um die Hälfte, in der Revisionsinstanz um das Doppelte. — Neben den Gebühren sind Porto und Fernsprechgebühren besonders zu vergüten. Für auf besonderen Wunsch gefertigte Schreibarbeiten werden 0,30 RM. pro Seite berechnet. Das Amtsgericht ist zuständig für Streitigkeiten mit Werten bis 500 RM., für Streitigkeiten über 500 RM. das Landgericht.

Durch tiefsten Winter . . .



urch tiefsten Winter aber grüßt ein Licht.
Die Welt ist scheinbar tot, die Erde
Verhüllt im Schnee ihr leeres Angesicht . . .
Durch Finsternisse aber grüßt ein Licht,
Das Erw'ge Licht seit Anbeginn: es werde!

Nichts wächst noch, und der Baum steht kahlgetweht,
Und kleine Vögel sind noch ohne Lieder.
Der Tag hat kurze Stunden und vergeht
So still und dunkel, wie ein Traum vergeht,
Als käm aus solcher Nacht kein Morgen wieder.

Doch durch die Stunden rauscht es ahnungsvoll,
Und was ein Ende war, wird nun Beginnen.
Das Herz trinkt sich an neuer Hoffnung voll,
In Wurzeln und in Adern schwillt es toll
Von Gästen, die aus neuem Leben rinnen.

Und mag es frier'n, und wär die Welt verschneit
Bis an ihr Ende, traurig ohnegleichen,
Es grüßt ein Licht schon hinter aller Zeit,
Und über allem Winter hoch und weit
Hißt schon der Frühling seine Siegeszeichen!

Gertrud Aulich.

Ein altes oberschlesisches Weihnachtsbild

Von Walter Krause.

Auch in unserem alten Waldbande ist die fromme Mär der Geburtsszene im Stall von Bethlehem seit beinahe tausend Jahren lebendig, hat Schöpfungen hervorgerufen, welche die Sinne erfreuten und dem Glauben Kraft gaben. Da sind die schlesischen Weihnachtsspiele, an denen das oberschlesische Volk vollen Anteil hat; in verschiedenen Kreisen wurden solche Spiele, deutsche Spiele, aufgeführt, und was wichtiger ist, sie werden heute noch gespielt. Dann der riesige Schatz von Krippen- und Hirtenliedern in beiden Sprachen, von denen wir hübsche Proben öfter in Heimatzeitschriften finden. Wie wenig bekannt ist es doch, daß zum Beispiel das wundervolle Marienwiegenlied „Auf dem Berge, da gehet der Wind“, das heute in allen Volksliedsammlungen zu finden ist, zuerst in Oberschlesien — im Kreise Leobschütz — entdeckt und ausgezeichnet wurde.

Ebenso wenig fehlt es bei uns an bildlichen Darstellungen der Christgeburtsszene. Wo gäbe es eine Kirche, die zu Weihnachten nicht ihre Krippe aufbaute, wo ein Dorf, in dem die Knaben nicht mit der „Weilejka“ von Haus zu Haus zögen? Spärlicher als neue finden sich alte kunstvolle Darstellungen der Geburt des Heilandes. Da sind einige Epitaphien (Gedenktafeln) und Reliefe in Reisse, Doppeln, Ratibor und Leobschütz auf uns gekommen, da gibt es drei Stickerien in ostoberschlesischen Landkirchen, eine Relchgravierung mit der Geburt in Hönigsdorf, Kr. Grottkau, ein geringes Tafelbild von 1597 (Ober-Boischow), eine Aufhebung der drei Weisen von 1602 in Hönigsdorf, damit ist die Reihe der bekannten Stücke zu Ende. Es kommen noch dazu einige spätmittelalterliche Altarschreine oder Reste davon, und zwar in Baumgarten, Kreis Kreuzburg, in St. Anna bei Rosenberg und in Groß-Pluschnitz. Die St. Anna-Kirche ist von Schrottholz, und eine Schrottholz-Kirche wäre eigentlich der geeignetste Rahmen für eine Christgeburtsdarstellung. Dennoch hängt das schönste alte Weihnachtsbild unserer Heimat in einer Steinkirche, nämlich in Groß-Pluschnitz.

Groß-Pluschnitz ist ein sehr altes Bauerndorf im Südoftzipfel des Kreises Groß-Strehlitz, von Tost aus in einer halben Stunde zu erreichen. Die Kirche finden wir bald am Dorfeingang, rechts von der Straße, sie ist ein bescheidener Bau aus dem 16. Jahrhundert. Unser Bild hängt an der hinteren Kirchenwand, unter der Orgelbühne. Es hat eine ungefähre Größe von $2 \times 2\frac{1}{2}$ Metern.

Es ist gerahmt und bildete sicherlich einmal das Mittelstück eines dreiteiligen Klappaltars. Auf den ersten Blick sieht man, daß darin deutsches Kunstempfinden zum Ausdruck kommt. Als Entstehungszeit läßt sich unschwer das 16. Jahrhundert feststellen, in unserer Heimat die Blüte der sogenannten Spätgotik. Das Schnitzbild stammt also aus einer Zeit, wo noch jeder tüchtige Handwerker ein Künstler war, weil er nicht nach der Schablone arbeitete, sondern etwas von seiner Persönlichkeit in das hineinlegte, was er schuf. Ähnlich gehört die Christgeburt in St. Anna bei Rosenberg zu einem Klappaltar, sitzt dort in einem Seitenslügel. Außerdem gibt es solche spätgotische Altäre mit anderen biblischen Szenen auch in vielen anderen oberschlesischen Kirchen (Zacharzowitz, Oberseichwitz, Rosen, Pleß, Ratibor, Rastowitz u. a.) Sie stellen wertvolle Erzeugnisse deutscher Handwerkskunst dar, sind zwar nicht so zu werten wie etwa der riesige Schnitzaltar des Nürnberger Meisters, der seit St. Anna bei Rosenberg zu einem Klappaltar in der Krakauer Marienkirche oder auch der Altarschrein in der Jakobskirche zu Reisse, wohl aber als reizvolle Ausdrucksformen einer naiven Volkskunst.

Die volkstümliche Darstellung ist auch bei dem Groß-Pluschnitzer Bilde das wesentliche. Die Farben sind zwar erneuert, immerhin ist dabei nicht soviel zerstört worden, wie in vielen ähnlichen Fällen. Die Verteilung der Figuren im Raum ist nativ, aber gut gelungen. Durch Haltung, Gesichtsausdruck und Gebärden sollen sie aussagen, was sie bewegt. Maria nimmt die Mitte ein. Voll frommer Ergebung faltet sie die Hände und neigt das schöne Antlitz zum Jesuskinde, das nackt in einem Korb (?) auf ihrem Mantel liegt.

Vorsichtig kommt Josef mit einem Lichte herbei, um das Wunder zu betrachten, er ist als alter Mann dargestellt. Während ist der Gesichtsausdruck der vier Engel, die das Kind voll Staunen umgeben. Einer hebt die Hände zur Anbetung, ein zweiter kann sich nicht enthalten, nach dem Knäblein zu greifen.

Hinter den Personen ist eine Mauer sichtbar, an die sich ein Stall lehnt. Wie immer auf ähnlichen mittelalterlichen Darstellungen darf der Ochse nicht fehlen, der ebenfalls seine Teilnahme an den Geschehnissen erkennen läßt. Ueber dem Stallbuche erscheinen noch drei Engelsgestalten. Sie halten ein Notenblatt vor sich hin und singen und jubelieren nach Herzenslust. Ein vierter Engel scheint die Hirten herbeizurufen. In der Tat kommt



Aus dem Kalksteingebiet Oberschlesiens.
Dorfanger in Bogolin.



einer in seiner charakteristischen Kleidung bereits heran. Geblendet vom Lichte, hält er seine Hand vor die Augen. Ganz in der Ecke stehen einige Schafe, um die Charakterisierung deutlicher und lebendiger zu gestalten. In der rechten Ecke erscheint Gott Vater im Mantel und mit langem Haar und Bart. Voll Ruhe und Befriedigung breitet er die Hände aus wie zum Segen. So ist die ganze Fläche glücklich ausgefüllt, die Höhengliederung ersetzt die Perspektive.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß das ganze nach den strengen Gesetzen der Kunst

nicht durchaus richtig ist. Dennoch ist das Bild wundervoll komponiert und im einzelnen lebendig ausgeführt. Es wirkt wie ein Bühnenbild aus damaliger Zeit, einer Zeit, da man die Erzählungen der Heilsgeschichte dramatisierte und sie durch Laienspieler dem Volke nahezubringen verstand, ja sie durch das Volk weiterleben ließ. Nun haben wir aber das Kunstwerk lange genug betrachtet. Wir verlassen das Gotteshaus mit dem Gefühl, ein Weihnachtswunder erlebt zu haben. Ja, es gibt auch in Oberschlesien Schätze im Reiche der Kunst, man muß sie nur zu finden wissen.

Die Murke

Jagdnovelle von Franz Görlich.

Der Februar ging mit leisem Schritt durch das Tor der Ewigkeit, und die Menschlein sahen ihm mit weitem Blick nach, der da sagen wollte: Was wird nun?

Er hat nicht viel gebracht, der matte Geselle. Etwas längere Tage, ein wenig mehr Wärme, oft scheußliches Stöberwetter und dann und wann einen halben Sonnentag. Einen halben Sonnentag — nicht mehr.

Er war gegangen, der Februar. Doch das Elend blieb, der Jammer, der die hoffenden und harrenden Menschen, die mit müdem Auge in die Tür der Zukunft starrten, wie mit starrer Fessel umklammert hielt, die sich nimmer lösen wollte — nimmermehr.

Und der März stürmte heran und tat so, als ob er die Welt einreihen wollte. Er sprang über Felder und Wälder, pufete und stöhnte, schrie nachts durch den Schornstein herein, rüttelte an den Fenstern, daß die Menschen im Schlafe aufwachen und die Kindlein wimmerten.

Ich lag in schlafloser Nacht, hörte das Rumoren des Sturmes und das Fallen losgerissener Dachziegel, und da tropfte in mein Jägerblut siedendheißes Verlangen.

An einem prächtigen Märznachmittag lief ich hinaus, trieb mich stundenlang auf den Feldern herum und stand gegen Abend im Busch, auf fremdem Jagdgebiet ohne Flinte. Ich wollte einmal sehen, ob sie schon da wäre, die Murke, die Schnepfe, mit ihrem langen Stecher.

Und der Tag sank, und der Dämmer kam. Dann war die Viertelstunde da, wo die Murke ziehen muß, wenn sie schon hier ist. Und sie zog. Geisterhaft zog sie daher. Strich über mich hin. Knurrte wie ein fauler Frosch

und war dann im Fadengewirr der Dämmerung verschwunden.

Ich stand noch zehn Minuten. Das Jagdsieber schüttelte mich. Kurz vor Schluß strich noch eine. Dann war die Zeit vorbei.

Ja, sie war da, die Schnepfe, jener geheimnisvolle Vogel, der den langen, beschwerlichen Weg aus des Nils Gründen zu uns nicht gescheut hatte. Da hing ich mir an einem warmen Apriltage die Knarre über die Schulter und fuhr hinüber in mein Revier, dort am Fuße der Altavatervorberge.

Ich reichte einem guten Bekannten, der da hinterm Pfluge herschritt, die Hand, schenkte ihm eine Giftnudel, machte einen Witz, schäuferte ein wenig mit der drallen Jungmagd, die mit kräftigen Armen den Rain bearbeitete und säuberte. Suchte ein Weibchen einem Habicht nach, der da in schwindelnder Höhe seine Kreise machte. Holte mit gutem Schuß einen Wandersfalken herab, der nach einer Lerche gestoßen hatte und nun wieder nach seinem Horst am Malteserberge zurückstreichen wollte, und sah den beiden Maulwürfen zu, die sich im Wagenleise ganz gehörig verprügeln — vermutlich wohl wegen der Gattin, der teuren.

Sie bissen und quietschten. Ueberfugelten sich. Gaben sich Ohrseigen und zeigten eine Geschicklichkeit, die ich bei diesen dickwanstigen Burschen im Leben nicht vermutet hätte.

Ja, die Viebel! Sie bringt Leib und Seele in Wallung und scheut selbst vor einer anständigen Keileret nicht zurück.

Ich trampelte kräftig. Da ließen die feindlichen Brüder voneinander los, und in wenigen Augenblicken war nichts mehr von ihnen zu sehen. Ich lachte herzlich, sodas

mein negatives Bächlein ganz bedenklich wackelte.

Dann war ich im Waldbrevier. Mein dicker Freund saß vor der Jagdhütte, schmauchte sein Pfeifchen und sah mich mit einem weltfernen Lächeln, in dem himmlische Behaglichkeit deutlich zum Ausdruck kam, an.

Tell, der gefleckte Jagdhund, erhob sich schwerfällig und schläfrig und kam mir mit wedelnder Rute und freundlichen Augen entgegen. Dann saßen wir am eisernen Ofen. Die Schette prasselten, der Hund schniebelte, blaue Ringe tanzten in der Luft und durch das kleine Fenster strahlten sich die letzten Strahlen der Abendsonne.

Dann war es Zeit zum Ausbruch. Wir gingen langsam den Pfarrberg hinan. Rießen den Landweg hinter uns. Ueberstiegen die Höhe, wechselten noch einige Scherzworte, und bald hatten wir unsere Stände eingenommen.

Ich setzte mich auf einen Baumstumpf, zündete mir eine neue Zigarre an, legte mir das Gewehr über die Knie und versuchte, ganz Weidmann zu werden.

Der Anstand auf die Murke ist meine liebste Jagd. Man kann dabei so recht natur-nassauern, und das soll ein weidgerechter Jäger recht oft tun. Er wird sonst zum gefühllosen Schiesser, zum Abschlächter, dem das Wild nur Masse, nur Fleisch bedeutet. Einem solchen Wicht sollte man das Gewehr um die Ohren schlagen und ihn mit scharfen Worten aus dem Revier hinausjagen.

Also ich sitze, lasse meine Seher umher-spazieren. Beobachte einen Frosch, der eben einer Waldlache entstieg ist und nun in traumseliger Gemüthlichkeit auf mich zu wackelt.

Drei Schritte vor mir bleibt er sitzen, schielt mich mißtrauisch an, gibt einige Knurr-töne von sich, macht eine Wendung nach Süden, wirft mir noch einen verachtenden Blick zu und verschwindet alsdann in einem dichten Ginsterbusch. Dort wird er sich wie ich auf den Anstand setzen und mit seinen Pluster-backen die Weltgeschichte anblasen.

Ich sehe auf die Uhr: Noch zehn Minuten! Dann fängt der Schnepfenstrich an. Der echte Jäger hat es im Gefühl. Ich böse weiter. Sauge an meinem Glimmstengel und fühle, wie der Dämmer stärker wird.

Da rollt irgendwo ein Schuß. Ich springe auf, lasse die Zigarre fallen und bin ganz Jäger. Sie ist da, die Murke!

Ich mag wohl dastehen wie der rasende Roland, kampfbereit und voll Ingrim. Meine Augen bohren sich nach allen Seiten. Ein Hase hoppelt nahe bei mir vorbei. Ich könnte ihm eins aufs Feder geben, so sorglos und gemüthlich hummelt der Bursche. Er tut so,

als wenn ihm seine Alte eins ausgewischt hätte, so geschlagen und mutlos.

Ich lache ein wenig, geräuschlos, rühre mich aber nicht um einen Zoll. Jetzt fällt ein Blatt raschelnd zur Erde. Da nimmt der olle Wiesenhopfer eiligst Reißaus. Dort am großen tschechischen Grenzstein verhofft er noch zwei Augenblicke, wackelt bedenklich mit den Böffeln, äugt noch einmal sichernd herüber und hoppelt dann bedächtig den Waldweg hin-ab.

Wieder brummt von den Bergen her ein Schuß. Ich reiße mich erneut zusammen. Fester umspannen die Finger Lauf und Kolben. Da und dort siedelt von den Wipfeln der Bäume noch ein Vöglein, fällt ein dürres Blatt knisternd herab. Doch die Murke schweigt. Ich höre und sehe nichts von ihr. Der Wald dries- und jenseits der Grenze steht voller Schützen. Die werden mir alles weg-bullern, und ich kann dann in den Mond sehen.

Da — ein quarrender Ton. Wie wenn ein alter Frosch nach reichlicher Mahlzeit beglücklich knurrt.

Ja — dort zieht sie, die Murke, der geisterhafte Vogel der Dämmerung. Von dem die Sage erzählt, daß ihm die alten Deutschen sehen aus dem Wege gingen.

Mein Freund funkt ihr nach — einmal — zweimal. Ja, hat sich was ist die Schnepfe, und der Dicke schimpft mordsmäßig auf die Patronen, die angeblich nichts taugen. Grollt auf Tell, der durch seine Unruhe den Schuß „verkauft“ habe, und steckt fauchend neue Patronen in den Lauf.

Ich höre und sehe dies alles. Güte mich wohlweislich, etwas zu sagen und lache nur köstlich — nicht schadensfroh — in mich hinein, denn ich kenne jene Entschuldigungen und Anschulldigungen, wenn man nichts trifft.

Vor allem müssen da die schlechten Patronen herhalten und die dicke Poppe, das unzuverlässige Auge und die starke Dämmerung und noch vieles andere mehr.

Wie ich so sinnere und doch ein klein wenig tückisch lächle, streicht wieder eine Schnepfe heran. Diesmal ganz lautlos — geheimnisvoll — fast unheimlich. Ohne Balzruf und Lockung.

Ein tiefes Frohlocken zittert in mir. Die wird meine — ganz bestimmt! Und was wird mein Freund dazu sagen, der sich für den bedeutendsten Weidmann Oberischlesiens hält?

Donnermetter, jetzt — schlägt sie einen Haken. Kneift aus. Ich ziehe hoch. Backe an. Visiere sekundenlang — bum! — bum! Zwei Schüsse fallen. Unversehrt zieht die Schnepfe hoch über die Lärchen hinweg. Ich sehe ihr nach — bis — bis sie eine dunkle Wolke meinen Augen entrückt.

Begossen wie ein Pudel stehe ich da. Doch — Donnerwetter, ich bin gewiß nicht schuld! Ich kam doch großartig ab — wirklich großartig! Ja, nur die verdammten Patronen tragen die Schuld. Diese verfl . . . Zu locker gestopft. Das Schrot schlecht sortiert. Da gibt es keine Durchschlagskraft und zu viel Streuung.

Ja, der vermaledeite Schrot!

Un der Dicke lacht — lacht, schlägt sich wie rasend auf die feisten Schenkel und jodelt ganz schadenfroh — „ätsch — ätsch!“

Na warte, Bruder! Das Lied ist noch nicht zuende. Noch lange nicht. Und wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Da — dort — überall großen Schüsse. Donnerwetter, soll ich allein — —!

Ruhe — ganz still. Jrgendwo balzt es. Sehnsüchtig — verlangend. Wo — wo?

Dort seitwärts legt sie heran. Langsam, bedächtig. Ganz im Banne der Liebe und des Begehrens.

Ich ziele gut. Eisernes Wollen bejeelt mich. Ein Feuerstrahl steigt aus dem Rohr. Ein Donner zerreißt die Stille der Dämmerung. Leblos fällt mir die Murke zu Füßen.

Rasch ersehe ich die abgeschossene Patrone. Noch fünf Minuten stehe ich.

„Zeit vorbei!“ ruft da mein Freund. Dann ist er da und schüttelt mir die Flosse.

„Gut gemacht, alter Schlachtenlenker. Ich gratuliere!“

Ein klein wenig säuerlich klingt der Glückwunsch. Doch das tut nichts. Ganz ohne Eigensucht ist schließlich kaum ein Mensch. Auch ich nicht.

Dann folgt ein fideler Abend. Stramm wird die Schnepse begossen.

Jäger sitzen beieinander und erzählen viel — laut — und lange.

Grenzzeichen

Von Artur Schiller, Geh. Justizrat.

Zwar ist es fein und lieblich, wenn Nachbarn einträchtiglich beieinander wohnen. Doch wissen gar manche mit Wilhelm Tell ein Lied vom Gegenteil zu singen, das da lautet:

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben,

Wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.“

Ehe man es aber zum Prozesse kommen läßt, ist es besser, die Grenze durch Grenzzeichen bestimmen, abmarken zu lassen. Grenzprozesse sind meist langwierig und pflegen eine Kuh zu kosten. Feste Grenzzeichen sind Steine, Erdwälle, Wallhecken, Hecken, Bäume, Mauern, Wassergräben, in sumpfigem Gelände auch angekohlte Holzpfähle, die unterirdisch mit einem ebenfalls angekohlten Querholze versehen sind, und Grenzhügel (Kopiec, Kopyza). Unter den Grenzhügeln muß sich ein Grenzstein befinden. Auf ihrer Spitze wird gewöhnlich ein Pfahl eingeschlagen.

Nach § 919 Bürgerlichen Gesetzbuchs kann der Eigentümer eines Grundstücks vom Nachbar verlangen, daß er an der Errichtung fester Grenzzeichen mitwirkt, desgl., wenn ein Grenzzeichen unkenntlich geworden ist, dessen Wiederherstellung. Das Preussische Landrecht hatte bei der Lehre von den Grenzen einen merkwürdigen Ausdruck: es sprach in Teil I Titel 22 § 179 von „verwischten Grenzen“,

meinte damit aber nicht unkenntlich gewordene Grenzen, sondern durch Strohwinde unzuverlässig festgestellte. Jetzt bezeichnet man die Grenzen nicht mehr durch solche Stangen. Man steckt sie nur etwa in die Mitte eines Feldes, einer Wiese, einer Schonung als Warnungszeichen. Als es in der alten Zeit noch Herbstmanöver gab, hatte die Truppe, die sich einem Dorf nahte, nicht selten den lustigen Anblick, daß Landleute mit zahlreichen solchen Strohwinde aus ihren Gehöften auf die Felder stürzten, um schnell noch einen kleinen Flurschaden herauszuschlagen.

Richtige Grenzsteine haben eine quadratisch behauene Oberfläche und in deren Mitte zur Bezeichnung des eigentlichen Grenzpunktes ein Kreuz. Unbehauene Steine, wie man sie in der Feldflur findet, sind als Grenzsteine ungeeignet. Aber sie kommen trotzdem in Oberschlesien vor, weil eben die behauenen Steine Geld kosten. Man soll nie am unrichtigen Orte sparen. Gehört ein Grenzzaun, eine Grenzmauer nur einem der Anlieger in dem Sinne, daß ihm auch die Ausbesserung obliegt, so pflegt man die Pfeiler des Zaunes auf seine Seite zu stellen und deren Oberfläche auf ihn zu abzdachen; ebenso werden bei einer solchen Mauer die obersten Steine so auf die Seite des Eigentümers der Mauer zu abgeschragt, daß die

ganze Traufe auf seinen Grund und Boden fällt.

Die Kosten der Abmarkung haben nach dem Gesetz im allgemeinen beide Anlieger zu gleichen Teilen zu tragen. Böswilliges Ansetzen der Grenzzeichen, was bei Steinen meist durch Umstülpen geschieht, in der Absicht, dem Nachbarn Schaden zuzufügen, wird nach § 274 Strafgesetzbuchs mit Gefängnis und etwaiger zusätzlicher hoher Geldstrafe bestraft. Ist eine solche böse Absicht nicht nachweisbar, so kann Bestrafung mit Geldstrafe nach § 30 Feld- und Forstpolizeigesetzes eintreten.

Zur Sicherung eines Grenzsteines wird unter demselben Schlacke, am besten Glas-schlacke (szklo) eingegraben. Aber schon die Ministerialanweisung vom 25. Oktober 1881 empfahl in § 67 die vorzugsweise ausgebreitete Verwendung der unterirdischen Vermarkung mit Hohlziegeln von quadratischem Querschnitte von etwa 10 Zentimetern. Diese sind selten zu haben, öfter Drainageröhren. Und so bestimmt denn die Ministerialanweisung „für das Verfahren bei Fortschreibungsmessungen“ vom 17. Juni 1920, daß, soweit angängig, Röhren oder Flaschen mit der Oeffnung nach unten zu verwenden sind, wo die Mitte der Einbauchung des Flaschenbodens den idealen Grenzpunkt bezeichnet.

Die Grenzen verlaufen von Grenzpunkt zu Grenzpunkt gradlinig, bilden also eine sog. gebrochene Linie. Wenn ein Grenzpunkt vom „Konduktor“ nach der Gemarkungskarte ermessen ist, wird an der Stelle eine Meßstange eingesteckt. Nun schlägt man von dieser Stange als Mittelpunkt aus nach rechts und links zwei Bogen mittels einer Rodenhacke oder der Krücke eines Spazierstocks, die man auf der Erdoberfläche einrißt. Jetzt wird die Meßstange herausgenommen und an der Stelle ein Loch gegraben, das bei tiefergehender Ackerkultur, wo etwa Zuckerrübenbau stattfindet, ca. 50 Zentimeter tief sein muß. In das Loch kommt tüchtig Schlacke hinein, die der Kretschmer von seinen bei der letzten Kirmes gesammelten Vorräten gern abgibt. Jetzt wird, von den eingegrabenen Bogen mit unserem Naturzirkel zurückschlagend, wieder der richtige Grenzpunkt gesucht und die Meßstange wieder in denselben eingesteckt. Etwas Erdboden auf die Schlacke. Nunmehr kommt der Hauptmoment: man läßt eine Drainröhre über die Stange her-

untergleiten, die ringsum festgestampft wird, damit sie nicht umsinkt. Uns möchte die Verwendung von Drainröhren, die überall leicht zu beschaffen sind, aus dem Grunde praktischer erscheinen, als Flaschenböden, weil man später bei etwaiger Neumessung wie bei Fixpunkten der städtischen Straßenpflaster die Meßstange gleich in die Röhre stecken kann. Auf die Fläche um das Oberende der Röhre kommt wieder Schlacke. Darauf wird in gewöhnlicher Weise der Stein gesetzt.

Es leuchtet ein, daß bei solcher Grenzsticherung das Abpflügen des Steines nicht viel schadet. Dazu gehört schon etwas, auch die Röhren herauszubuddeln und umzusetzen. Wir wollen freilich nicht verkennen, daß manchmal ein Grenzstein ein Hindernis bei der Pflugwende sein kann, und nicht jeder ein Frevler sein muß, dessen Getier oder Gerät einmal einen Stein angerührt hat. Angeregt durch den Steuerinspektor Hansi in Striegau, der vor Jahren ein Büchlein über diese Fragen geschrieben und mich persönlich informiert hatte, habe ich beispielsweise auf Feldflur Koslow, Kreis Tost-Gleiwitz, einmal im Anschluß an einen durch Vergleich erledigten Grenzprozeß, den Zeitaufwand von drei Stunden nicht scheuend, 18 Steine auf Röhren unter dem Beifall der Beteiligten setzen lassen.

Das Dörflein hatte es mir überhaupt angetan. Ich bin oft frühmorgens dorthin geritten, als ich einmal wegen einer militärischen Übung ein von Händler Band in Osowiecim gekauftes, gutes Pferd besaß. Eines Tages merkte ich dabei, daß der verd. . . . Bursche offenbar früh das Pferd nicht gefüttert hatte. Ich ritt daher im Dorsteile „Karlowiek“ durch's offene Tor in einen Bauernhof, wo eine freundliche junge Bäuerin stand. Sie gab mir auf mein Bitten gern ein Bündel duftenden Heues, an dem sich mein Pferd defektierte. Dafür wollte sie durchaus keine Bezahlung annehmen. Die herbeispringenden Kindlein nahmen aber von dem Onkel Solbat desto lieber ein kleines Geschenk an.

Ich hatte die Sache ganz vergessen und ritt etwa sechs Wochen später wieder und zwar im schlanken Trabe, da die Dorfstraße menschenleer war, durch Karlowiek durch. Da rückte mein Hans an, machte links und fauste mit mir über den nun geschlossenen Gartenzaun, im Hofe wie angewurzelt stehen bleibend. Ich kam ohne Unfall auf den Füßen zu stehen. Das Tier hatte die spendable Bauerfrau nicht vergessen.

Nachtfahrt übern See

Von Gertrud Aulich.

Zwischen Kolkowicze und Drugawies liegt der See. Er hat die Gestalt eines Stiefknechtes, lang, schmal und im Norden gegabelt. Ich weiß nicht, welchen Namen er auf der Landkarte trägt, aber der Volksmund nennt ihn Burzawoda, wildes Wasser. Kolkowicze aber liegt im Osten von Burzawoda, Drugawies am Westufer, in einer kleinen Kurve gen Süden zu. Und der Weg über das Wasser mit Booten im Sommer, mit Schlitten bei Frost beträgt etwa eine halbe Stunde, der Uferweg jedoch zwei Stunden. Dieser ist ein hohler, sandiger Heideweg, das Jahr über voller Löcher und Erdrillen und heißt der Pusztynolnik.

Es ist Winter, nein, es geht gegen Frühling zu, aber das Land am See ist grau mit schmutzigem Schnee zugeweht, der schon zu tauen begonnen hat, in den Nächten aber wieder zu Glas gefror. Kolkowicze und Drugawies schmiegen sich mit kleinen Häusern flach an die Erde, sind wie ein Haufen Kalksteine am See ausgeworfen, abends flackern kurz matte Lichter wie Glutsunken auf, verlöschen schon bei halber Nacht. Dann ist Stille weit und breit, kalte Sterne hängen klar zwischen der flachen Uferweite des Sees, der Mond klebt wie ein gelber Klumpen lahm am Himmel. Der See hat eine dicke Decke Eis über sich gezogen und schläft. Auf seinem Grunde nur rauscht es böse von Kräften, die wie ein Tier gefangen sind, im Käfig zermürbender Winterträume hin und her stuten, rastlos auf und ab. Urkräfte des Elements, feindlich gegen Mensch und Tier, aber nun gebändigt im Eis.

Es ist Nacht, eine dunkle Hölle zwischen Mond und Stern. Wolkenberge, dick und schwarz vor Nässe, fressen die Helle des Himmels, der Mond heht wie ein Hase von Finsternis zu Finsternis, der Pusztynolnik ist ein breiter und tiefer Sumpf von Schwärze. Aber Kolkowicze und Drugawies sprühen Helle über den See, Bündel flackernden Lichts fegen übers Eis. Heute schlafen die Orte am See nicht, heute ist Freude, Jubel, Glanz, Tollheit; Hochzeit am See. Die Tochter Kascha des Starosten von Drugawies heiratet den Großbauern Slawinski von Kolkowicze. Die Hochzeit findet im Hause der Braut statt, und darum ist Drugawies hell von Lampen, Gelächter, Musik und Tanz.

Es heult ein munterer und unermüdlicher Wind durch die Nacht. Wenn sein tiefes Orgeln für Sekunden abbricht, hört man vom Ufer her Geschrei der Fröhlichen und das näselnde Gegurr einer Ziehharmonika. Auch

Kolkowicze ist wach und hell. Ohne Lärm und Trubel, aber in einer rührigen Bereitschaft für die Heimkehrer aus Drugawies. Denn es sind vierzig Menschen in dämmernder Frühe übers Eis gefahren, immer sechs in einem Schlitten, vorn der Bräutigam mit der Braut in einer Prachtkutsche mit einem Bärenfell. Jetzt, da es tiefe Nacht ist, halten die Schlitten geschirrt in einer langen Reihe vor dem Hochzeitshaus, sieben Bauernschlitten, die Pferde scharren und wittern mit erhobenen Köpfen in die Luft.

Ohne Eile, brüllend und singend, unter Flüchen und Verbrüderungen und heiß vor Trunkenheit treten die Hochzeitler in die Nacht, der Bräutigam Slawinski drängt und hat es eilig. Er ist betrunken wie alle, aber er weiß genau, warum er Eile hat; denn müde von Essen und Trinken, von Gesang und Glück und dem Ungewohnten einer Hochzeit lehnt Kascha, die Braut, in seinen Armen und sagt: nach Hause! Obgleich sie seit mehr als zwanzig Jahren zuhause ist und heut zum erstenmal seit mehr als zwanzig Jahren von Hause fortgeht.

Es dauert lange, bis alle die Schlitten bestiegen haben, der Bräutigam Slawinski treibt sie mit Flüchen an, er sitzt ganz allein mit Kascha in der schönen Kutsche mit dem Bärenfell. Er knallt mit der Peitsche, die Schimmel traben an, und Kascha lächelt müde und abgespannt in eine ungewisse Dämmernis des Lebens.

Jemand schreit etwas, läuft hinterher und schreit. Es ist der Bootsführer Gornik, er sucht mit den Händen und brüllt, bis Slawinski anhält. Er verlangt, daß die Schlitten längs des Sees den Pusztynolnik fahren, er warnt vor dem Weg quer über den See. Merkt ihr denn nichts, ihr Schafsköpfe, sagt er, spürt ihr denn den warmen Wind nicht, ihr besoffenen Hammel, wollt ihr denn alle miteinander ersaufen?

„Halt's Maul, du Prophet des Teufels“, schreit Slawinski zurück, „das Eis ist mindestens einen Meter dick, es hat am Morgen prachtwoll gehalten und gibt bei zehn solcher Lüftchen nicht nach . . .“

„Fahr' los, was schwachest du herauf?“, brüllen sie, „fahr, Zuckermäulchen, hott, hohol!“ Sie haben nicht aufgehört zu johlen und zu jauchzen, wissen nicht, worum es geht, aber sie haben keine Lust, zu warten, denn Wetter liegen warm und berauscht neben ihnen, und — „fahr' los, zum Donnerwetter, du Hundeblut!“ brüllen sie.

Der Bräutigam fährt los, haut den Pferdchen eins über, daß sie mit großem Satz das Ufer nehmen, denn er hat am allerwenigsten Zeit, zu warten, er, der Bräutigam Slawinski. Zwar sechs Jahre hat er auf Kascha gewartet, aber nun geht es keine zwei Stunden länger. Wie? Was hatte der Tölpel gesagt? Am Ufer durch den Fußdolnit, einen Umweg von zwei Stunden, durch Schluchten, Löcher und Finsternis? Und der See liegt blank und glatt wie eine Tanzdielen da, daß die Schlitten nur so fliegen . . . und wie nahe liegt doch Kolkowicz! Man sieht die Richter aus den kleinen Fenstern, wie heimlich sie grüßen! Slawinski knallt mit der Peitsche links und rechts neben den Schlitten, als ließe da der Bootsführer Gornik wie ein Schatten und als täte es wohl, ihm eins überzuziehen, dem Bangemacher.

Vierzig Menschen fahren über den See Burzawoda, der liegt und schläft. Vierzig lebendige, warme, gesunde und junge Menschen, voll von Lebensrausch und Glückseligkeit. Sie singen zu sechsen oder flüstern zu zweit, die Schellen der kleinen Pferde klingen. Schwarz und prall mit Masse angefüllt, schleben Wolkensäcke über den tiefen Nachthimmel, der Mond hüpfte wie ein gelber Vogel von Finsternis zu Finsternis. Dünne springende Schatten von Pferd und Schlitten laufen über das Eis, wehend mit gespenstigen Flügeln. Der Wind schwillt an, stößt starken, warmen Atem aus, holt ihn pfeifend aus tiefen Lungenhöhlen des Weltmeeres, bläst den Hauch in einer langausströmenden Befreiung von sich.

Der See Burzawoda hat die Eisdecke ganz über sich gezogen und schläft. Aber auf seinem Grunde rauscht es böse von Kräften, die wie ein Tier gefangen sind und sich befreien wollen. Sie pochen an das Gitter aus Eis, rennen dagegen, stoßen mit wütender Wucht an die Mauern des Kerfers, sie ahnen den Erlöser, den Frühlingswind, sie rufen ihn mit einem leisen, singenden Ton. Ihre unterirdische Inbrunst und die Venzehnsucht von außen strömen, berühren sich durch das Eis hindurch, prallen mit gesteigerter Brunst aufeinander: zerbersten das Hindernis, schieben es fort.

Von Kolkowicz grüßt das Gelaucht kleiner Fenster über den See, der Mond klappt zwischen zwei Wollenbergen wie ein lichtiges Tal, die Pferdchen traben schneller, die Schellen klingen und die Menschen in den Schlit-

ten verstummen müde. Die Hälfte des Weges ist zurückgelegt, siehst du, verdammter Backelkopf, daß das Eis hält, du alte Unke . . . schlaf, Kascha, es ist nichts, wir sind bald da. Fürcht' dich nicht, der Wind heult, ja, laß ihn heulen, das Eis trägt wie eine Brücke aus Stahl. Hüh, hott, hoho! Slawinski ist lustig, er läßt die Peitsche mit dem Wind um die Wette sausen . . . bald . . . bald . . .

Uebers Eis läuft ein langer schwarzer Strich, gerade auf Kolkowicz zu, rechts und links laufen noch andere Striche wie Würmer. Slawinski sieht sie nicht, er schaut nicht nach den schwarzen Strichen im weißen Eise aus, er sieht den Lichtern von Kolkowicz entgegen, er ist betrunken und sieht vielleicht nichts außer einem goldenen Nebel, in dem sein Glück schwimmt. Er ist jung, gesund und hat heißes Blut, und Kascha sitzt neben ihm, wie kann er da an etwas anderes denken. Und würde des alten Gornik Warnung seine Augen austun, und sähe er gleich den See voll schwarzer Abgründe kaffen, er würde lachen, mit der Peitsche knallen und schreien: Tod, du alter Klepper, lauf, hol' mich ein, wenn du schneller bist. Hüh, hott, hoho!

So aber sieht und hört er nichts. Wohl, jetzt hört er ein gewaltiges Krachen, jetzt sieht er auch die dunkle, befreite Gewalt auf geborstenem Riß ihn anspringen, er bäumt hoch, reißt die Pferde seitwärts, schreit: Zurück! . . . Aber jetzt ist es zu spät. Der See Burzawoda ist aufgewacht, das Geduckte, Gefangene hat seine Fesseln zersprengt, Blöcke von Eis werden fortgeschoben, der Abgrund wühlt sich an die Oberfläche, verschlingt alles Lebendige, Pferde, Mensch, Wagen, Geschrei, Angst, Gebet und Flüche. Ein Arm reckt sich hoch, ein Kopf springt mit geweiteten Augen aus dem quirlenden Spalt, ein Mund entsendet aus Todeskrampf Schreie um Hilfe, aber eine Welle spült weich und dunkel alles fort, Arm, Kopf und Schrei, den Schrei verschluckt der Wind lachend.

Die Lichter von Kolkowicz brennen die ganze Nacht, verlöschen erst, als der Morgen graut. Eine rot umdunstete Sonne geht auf, der Wind legt sich auf kurze Zeit im Fußdolnit schlafen. Der See Burzawoda aber ist munter und wach. Er hat die Decke des Schlags in Felsen gerissen, braust im Morgen und ist wieder eine kreisende, strömende, verfließende Bewegung der Kraft, Lebendigkeit und Schönheit.

Rauher unwirtlicher Frühling



us welchen eisigen Nordlandsfjorden
Ramt Ihr gefahren, Ihr grauen tobenden
Wolkentweiber?
Schaum trieft Euch vom Munde in eisigen Flocken,
Sturm segt Eure Haare, der johlende Bruder,
Und Euer Atem schmeckt so bitter,
Wie Welteishauch aus Mondeskratern.
Ach wißt doch, Erdmutter will nun gebären,
Sie drängt, ihr Leben auszutragen
In seligem Sturm!
Müßt ihr mit Euren triefenden Kleidern
Die Sonnenschwester ganz verhüllen,
Daß, kaum geboren, die Kindlein ersticken
In Eurem toten Welteisatem?
Ach flieht, Ihr tobenden Megären,
Zurück auf Eure Gletscherstühle,
Daß nicht des Menschen zagende Seele
An allem Lebensmut verzweifle.
— Die Wandelbare, ewig Schwankende
Braucht alle Jahre Erdmutters Frühling,
Sich aus sich selber zu erlösen.
Aus eigener Seele dumpfem Abgrund
Hebt sie kein Flügel sonst empor!

Christine von Winfler.

Die tapfere Müllerstochter

Märchen aus der Gleiwitzer Gegend, aufgezeichnet von E. Czamk.

Vor vielen Jahren stand einsam am Rande eines großen Waldes bei Ratibor eine Mühle. Dort lebte ein Müller mit seiner Frau und zwei Kindern, nämlich einem zwölfjährigen Mädchen mit Namen Hanka und dem zehn-jährigen Pietrek. Die Müllersleute betrieben einen Handel mit Mehl und Begräupe und fuhren damit mehrmals in der Woche auf die Märkte in die benachbarten Städte und Flecken. Sie überließen während dieser Zeit das Haus der Obhut ihrer beiden Kinder. Da in dem Walde Räuberhorden hausten, schärften die Eltern daher jedesmal den Kindern recht eindringlich ein, während ihrer Abwesenheit nicht aus dem Hause zu gehen oder jemanden ins Haus hereinzulassen.

Eines Tages, als die Müllersleute wieder mit ihrer Ware zu Markte gefahren waren und die Kinder die Haustür von innen verriegelt hatten, sahen sie durchs Fenster, wie ein Haufen wild aussehender Männer durch den Hof auf die Mühle zukam und barsch Einlaß begehrte. Die Kinder erschrafen sehr und weigerten sich, zu öffnen, da ihnen dies ihre Eltern ausdrücklich verboten hatten. Die Räuber drohten, sie umzubringen, falls sie nicht gutwillig die Haustür öffneten. In ihrer großen Angst liefen die Kinder nun schnell in den Keller und versteckten sich dort hinter den ausgestapelten Fässern und Brennholzhaufen.

Da die Haustür dem Eindringen der Räuber widerstand, gingen sie um das Haus herum und versuchten sich von dort aus einen Eingang in die Mühle zu verschaffen. Einer von ihnen erblickte dicht am Boden eine offene Kellerluke. Er legte sich also platt auf die Erde und versuchte durch die Oeffnung in den Keller hineinzukriechen. Schon hatte er den Kopf in das Kellerinnere hineingesteckt und schaute sich darin um. In ihrer Todesangst ergriff nun Hanka das in ihrem Handbereich liegende, zum Spalten des Brennholzes benutzte Beil und hieb mit einem kräftig geführten Schlage dem Räuber den Kopf vom Rumpfe ab, so daß der erstere in den Keller hineinrollte, während der Rumpf draußen blieb. Damit die anderen Räuber nun nichts merkten, was mit ihrem Genossen geschehen war, zogen die beiden Kinder auch den kopflosen Rumpf vollends in den Keller hinein. So ging es dem zweiten, dritten usw. und dem ersten Räuber, die, ohne zu wissen, welches Schicksal ihre Genossen ereilt hatte, ebenfalls ihren Kopf durch das Kellerfenster hineingesteckt hatten. Als nun dem allein zurückgebliebenen Räuberhauptmann die län-

gere Abwesenheit seiner Genossen verdächtig vorkam, wollte er sich endlich von ihrem Treiben im Hause überzeugen. Er glaubte nämlich nicht anders, als daß die Räuber große Beute im Hause vorgesunden, sich nun jetzt bei der Teilung derselben ungebührlich verweilten, oder daß sie sich an den Bier- und Weinvorräten des Müllers im Keller gütlich täten.

Er steckte auch seinen Kopf durch die bewachte Luke; sei es nun, daß er irgendwelchen Verdacht geschöpft und daher den Kopf nur ein wenig vorgeschoben hatte, oder daß Hankas Hand erlahmt war, das Beil traf nicht mehr den Hals des Räuberhauptmanns, sondern streifte nur den obersten Teil seines Schäbeldaches, sodaß von demselben ein flaches Stück abgeschlagen wurde. Vor Wut und Schmerz heulend, sprang der Räuber auf und schwur mit einem fürchterlichen Fluch, sich zu rächen. Hierauf verschwand er im Walde.

Als die Müllersleute vom Markte zurückkehrten und ihnen auf ihr Klopfen und Pochen an der Haustür nicht geöffnet wurde, überfiel sie große Unruhe über das Schicksal ihrer Kinder. Sie riefen und suchten sie überall im Hause; jedoch blieb alles ruhig und still; niemand antwortete. Als sie nun endlich in den Keller hinuntergingen, fanden sie ihre beiden Kinder ängstlich zusammengekauert hinter einem hohen Holzstoß hocken.

Als die Eltern aber die Leichen erblickten und die Kinder ihr Erlebnis mit den Räubern erzählten, staunten sie sehr und belobten sie ob ihres mutigen Verhaltens.

Nach Verlauf einiger Jahre war Hanka zu einer schönen und stattlichen Jungfrau herangewachsen, um deren Hand sich viele Bauern-söhne bewarben. Aber der Müller wies sie alle ab, denn er wollte mit seiner Tochter höher hinaus. Als nun eines Tages in einer eleganten, von vier Rappen gezogenen Kutsche ein reicher Kavaller in die Mühle gefahren kam und um Hanka's Hand beim Müller anhielt, willigte dieser gern ein, weil der Reichtum dieses Freiers ihm sehr in die Augen stach. Die Hochzeit wurde auch bald darauf mit großem Pomp gefeiert.

Am Tage nach der Hochzeit saß das junge Ehepaar traulich beieinander. Der junge Chemann hielt seine Ehefrau umfaßt und legte seinen Kopf auf ihren Schoß und schloß dabei ein. Als nun die junge Frau ihm in dem Kopfhaar kraulte, entdeckte sie zu ihrem großen Schreck, daß der oberste Teil des Schäbeldaches glatt abgeschlagen war, und daß

die Stelle der fehlenden Hirnschale eine silberne Platte bedeckte. Sie erkannte auch in ihrem eben angetrauten Ehemann jenen Räuberhauptmann, dem sie vor Jahren mit eigener Hand diese Verletzung beigebracht, und der damals ihr dafür und für den Tod seiner elf Genossen fürchterliche Rache zugeschworen hatte.

Sie begab sich schleunigst und unbemerkt zur Polizei und erzählte den ganzen Sachverhalt. Der verkappte Räuberhauptmann wurde darauf verhaftet, ins Gefängnis ge-

bracht und später zum Tode verurteilt. Das gesamte, nicht unbeträchtliche Vermögen des Räuberhauptmanns fiel ihr zu. Obgleich sich in der Folge noch viele Freier einfanden, die sie zur Frau begehrten, blieb sie jedoch im Witwenstande bis an ihr Lebensende. Von dem ihr zugefallenen Reichtum stiftete sie viel Gutes den Armen. Auch ließ sie zur Sühne für die von ihrem Ehemann begangenen Missetaten eine Kapelle erbauen, die noch heute in Ratibor zu sehen sein soll.

Der schlaue Handwerksbursche

Ein oberösterreichischer Schwank von E. Cz m o l.

Ein armer Handwerksbursche wanderte einst die Landstraße entlang. Seit einigen Tagen hatte er „keinen warmen Löffel“ mehr genossen und der Magen knurrte ihm vor Hunger. Indem sich der Wanderbursch umblickte, gewahrte er am Wege einen großen Teich, in dem zahlreiche Fische umherschwammen. Ganz dicht am Ufer bemerkte er an einer feichten Stelle einen ganz besonders großen und fetten Karpfen. „Ha“, sagte der Wanderbursch, „du kommst mir gerade recht in meiner großen Not, du wirst mir zum Abendbrot einen tüchtigen Braten abgeben.“ So gedacht, entledigte sich der Wandersmann seiner Kleidung und stieg flugs in das Wasser hinein, um den fetten Bißgen zu fangen. Aber jedesmal, so oft er nach dem Fische griff und ihn schon in seinen Händen wähnte, ent schlüpfte ihm dieser unter der Hand. Kreuz und quer jagte er hinter ihm durch den ganzen Teich, aber vergebens, er fing ihn nicht. Müde und verdroffen von der vergeblichen Jagd begab er sich wieder ans Ufer zurück. Aber, o Schreck, in der Zeit, während er eifrig im Teiche dem Fische nachjagte, hatte ein mehrerer Mensch seine Kleider und den Ranzen gestohlen. Was war nun zu tun? Er versteckte sich im Ufergebüsch und wollte dort den Abend erwarten, um dann bei Dunkelheit im nächsten Dorf ein paar Kleidungsstücke zu erbetteln.

Als es völlig dunkel geworden war, kroch er aus seinem Versteck hervor und begab sich zu einem am Dorfrande abseits stehenden Hause, durch dessen Fenster heller Lichtschein schimmerte. Er guckte durch das Fenster hinein, und da in dem Augenblick niemand im Zimmer war, schlüpfte er schnell hinein und verbarg sich hinter dem großen Backofen. In

jener Zeit waren die Backöfen so groß gebaut, daß sie fast die halbe Stube einnahmen. Den Zwischenraum zwischen Backofen und Hauswand nannte man pieklo (Hölle) und benutzte ihn, um dort Holz zum Trocknen aufzustapeln.

Es dauerte nicht lange, da trat in die Stube die Bäuerin, eine noch junge und lebenslustige Frau, in Begleitung ihres Liebhabers, des Schlossherrn, hinein. Die beiden setzten sich an den Tisch, auf dem dann die Bäuerin ledere Gerichte, Braten, Kuchen und zwei Flaschen Wein vorsetzte. Als die beiden Verliebten mit ihren Liebkoßungen aufhörten und sich dem Essen zuwandten, erscholl plötzlich im Hofe Wagengerassel und die Stimme des vorzeitig heimkehrenden Bauern. Die Frau sprang erschreckt auf und rief: „Mein Mann, mein Mann kommt! Was fangen wir nun an? Wenn mein Mann dich hier findet, bin ich des Todes. Verstecke dich schnell hinter dem Ofen.“ Die Teller mit dem Braten und die Weinflaschen verbarg sie in den Backtrog unter dem Bette. Bald darauf betrat der Bauer die Stube und setzte sich an den geräumten Tisch, auf dem ihm nun seine Frau sein Abendbrot, bestehend aus Kartoffeln und Buttermilch, hinstellte.

Unterdessen hatten die beiden unfreiwilligen „Höllengäste“ hinter dem Ofen miteinander Bekanntschaft gemacht und sich gegenseitig stillschweigend und erstaunt angestarrt. Nach einer Weile verlangte der Handwerksbursche unter Hinweis auf seinen völligen Mangel an Bekleidung von dem Schlossherrn die Hergabe des Rockes und der Hosen. Als der Gutsherr sich dagegen sträubte und die Sachen nicht hergeben wollte, drohte ihm der Bursche, daß er rufen und den Bauer auf ihn heben werde. Sogleich gab der Herr nicht

nur Rock und Weste, sondern auch das Hemd her, so daß er schließlich splinternackt da stand.

Als der Bursche auch noch die Hergabe der goldenen Uhr mit der goldenen Uhrkette forderte, weigerte sich der Schlossherr, diese herzugeben, so daß sie nun darüber in heftigen Streit gerieten und an der Uhrkette gewaltig hin- und herzerrien. Dem Schlossherrn lief vor Angst und vor Hitze in dem höllisch heißen Backofenraum der Schweiß in Strömen herunter, und der aufgewirbelte Schornsteinruß färbte ihn schwarz wie einen Neger.

Durch das Hin- und Herzerren war endlich auch der hohe Holzstoß, auf dem die beiden hockten, ins Schwanken geraten, und ehe man sich's versah, stürzte der Haufen mit den beiden Höllengästen mitten in die Stube, gerade dem Bauern vor die Füße. Dem Handwerksburschen gelang es zuerst aus dem Gewirr der Holzsplitter herauszukrabbeln. Dann erhob sich aus dem Holzhaufen auf dem Fußboden noch der Schlossherr, der schwarz und von Schweiß glänzend wie ein leidenschaftiger Höllenbewohner aussah. Die beiden „Gäste“ guckten sich nicht lange um, sondern suchten möglichst schnell zur Tür zu gelangen und das Freie zu gewinnen. Der Handwerksbursche sprang zuerst zur Tür hinaus und hinter ihm her saufte der Splinternackte und wie ein

Neger glänzende Schlossherr, indem er sich an den Rockschößen des vor ihm laufenden Wanderburschen festzuhalten versuchte.

Der Anblick dieser beiden war so überaus raschend fremdartig, daß dem Bauer vor Schreck die Haare zu Berge standen und er lange Zeit fassungslos auf dem Stuhle darsaß. Er glaubte nicht mehr und nicht weniger, als daß der leidenschaftige Teufel aus der Fahrt zur Hölle mit der Seele des eleganten Lebemanns durch den Schornstein und mitten durch seine Stube seinen Weg genommen hatte.

Als die beiden Höllengäste glücklich das Freie erreicht und sich in Sicherheit gebracht hatten, nahm der Gutsherr den Handwerksburschen auf sein Schloß, übernachtete und verpflegte ihn gut und reichlich. Beim Abschied händigte er ihm noch ein größeres Geldgeschenk ein, so daß der Wanderbursche fortan keine Not mehr zu leiden brauchte.

Die Bäuerin aber erwischte einen der umgeworfenen Holzsplitter und verprügelte ihren Ehemann jämmerlich, indem sie sagte, er hätte wieder mal zu viel getrunken und den Leidhaftigen mit ins Haus gebracht. So muß der Unschuldige immer leiden, je unschuldiger er ist. *)

Schloß und Nikolauskirche in Bladen

Eine kulturgeschichtliche Studie von stud. math. G. Richter.

Im wiesenumsäumten Trojatal, von Hügeln umrahmt, schimmern in friedlicher Stille die Häuser von Bladen aus dem saftgrünen Laub der Bäume. Ungefähr 2000 hiedere Dandleute beherbergt das Dorf. Zur Zeit, wo noch düstere Wälder in unserer Heimat ihr eintönig Lied rauschten, und die Kaufleute aus dem Süden auf den bekannten Handelsstraßen nach dem Norden zogen, war Bladen ein Stützpunkt für sie. Auch später bildete es als Kreuzungspunkt des Neoböhmisch-Tropauer und Jägerndorf-Ratiborer Handels eine wichtige Feste.

Die Wälder schwanden, man erschloß günstigere Handelsstraßen, Bladen wurde ver-

gessen und ein friedlich schlummerndes Dorf. Erst seit jüngster Zeit ist Bladen wieder in vieler Munde. Zahlreiche Funde und systematische Ausgrabungsarbeiten haben das Interesse auf dieses vergessene und verträumt daliegende Dorf gelenkt.

Das Hauptzentrum dieser Funde und Ausgrabungen liegt im Süden des Dorfes, nahe der Nikolauskirche, an der Straße nach Krug. Dort erheben sich zwei kegelförmige Erdhügel, bei den Bladenern als „Große“ und „Kleine Schanze“ bekannt. Der Volksmund maß diesen Erdkegeln keine besondere Bedeutung bei, auch Forscher und Heimatfunde schenkten ihnen kein außergewöhnliches

*) Dieser Schwank gehört seiner Grundidee nach zu dem eisernen Bestand der (West-)Schwankliteratur. Der betrogene Ehemann war in allen Ländern, wo nicht das Mutter-, sondern Väterrecht galt, eine beliebte Spottfigur. So kommt dieser Schwank schon in den lustigen Volkspielen des Mittelalters und der spätromischen Zeit (als Mimus) vor. Oberflächlich ist an der vorliegenden Fassung außer der Vorliebe für Fischnahrung, die durch des Burschen Wasserbad angedeutet ist, das Motiv der Veruneinigung zwischen Handwerksburschen und Liebhaber, die goldene Uhr. Ein Wertgegenstand als Streitobjekt deutet auf den Gefallen einer armen Bevölkerung an einem Edelmetall. Die Uhr als Streitobjekt läßt erkennen, wann der Schwank in Oberösterreich heimisch wurde: nicht vor dem 16. Jahrhundert. Dafür ist die ebenfalls von E. Eymol erzählte Geschichte „Die tapfere Müllerstochter“ ein uralter Sagenstoff, der bis in die graue Urzeit zurückgeht. In der 12-Zahl der Räuber wird das einem Naturvolke heilige Motiv der Jahres-Aufteilung in 12 Monate wieder lebendig. Die ganze Sage geht zurück auf die hochkultische Vorstellung vom Kampf des Lichts (Müllerstochter) mit den Mächten der Finsternis (Räuber), die sich auf fast 12 Monate des Jahres verteilen. Nur in einem Monat wird das Licht fast von der Finsternis (Motiv des Kopfsplattens) überschattet. Aber schließlich triumphiert doch das Licht. Der Räuber wird ausgeliefert. So erklärt sich auch der grausame Schluß der Geschichte. Der Herausgeber.

Interesse. Zum ersten Male wurde vor einigen Jahrzehnten von einem Landmesser bei einer Vermessung der angrenzenden Ackerstücke in der einen Schanze eine alte Burganlage wiedererkannt. In jüngster Zeit haben zahlreiche Funde beim Pflügen und Ausgrabungen von Liebhabern und Heimatkundlern aus Bladen weitere Kreise für diese Stellen interessiert.

Man hat in diesen zwei Erdhügeln alte Befestigungsanlagen erblickt, die bis in die ältesten Zeiten zurückreichen. Sie waren mit einem Ringwall umgeben, der heute noch ganz deutlich als solcher zu erkennen ist. Wenn er auch schon stellenweise durch den Pflug stark abgetragen ist, so erreicht er doch noch stellenweise eine Höhe von 9—10 Metern. Der Wall der „Großen Schanze“ ist noch höher, wird aber durch eine Kiesgrube bedroht, deren Ankauf, um das Kulturdenkmal zu erhalten, sehr wünschenswert wäre.

Die „Große Schanze“, auch „Schwedenschanze“ genannt, obwohl sie mit den Schweden nichts zu tun hat, bildete das Hauptbollwerk. Innerhalb des hohen Walles, der oben von einem Palisadenzaun abgeschlossen war, stand das Herrenhaus, ein Gebäude aus Holz und Lehm, nach Art der Fachwerkbauten gebaut. Funde und Ausgrabungen haben diese Annahmen erhärtet. In diesem Lehmhaus haben, als noch düstere Wälder unsere Heimat bedeckten, machtvolle Geschlechter gehaust und manchem Kaufmann, der ahnungslos und mit Waren reich beladen die Straße unten im Trojatal entlang zog, den Garaus gemacht.

Dieses Lehmhaus, gebaut wie die Leimes (Getreidespeicher), die heute noch in Bladen zu sehen sind, gaben diese Raubritter im Jahre 1529 auf und errichteten sich unten im Tale, etwa fünfhundert Meter vom alten Sitz entfernt, eine neue Feste. Es war eine wohlgesicherte Wasserburg. Größter Wahrscheinlichkeit nach war ihnen ihr Lehm- schloß mit dem Wall und Palisadenzaun schon zu primitiv geworden und ihrer inzwischen erlangten und erraubten Macht entsprechend zu klein und bescheiden. Denn machtvolle Gesellen müssen diese Wasserburgritter schon gewesen sein, wenn sie es sogar wagten, im Jahre 1537 gegen die wohlbefestigte Stadt Leobschütz einen Raubzug zu unternehmen und die Stadt im Sturm zu nehmen versuchten. Ueber Erfolg und Ausgang dieses Wagnisses finden wir in der Urkunde nichts erzählt. Ueber das spätere Leben und Treiben dieser Ritter auf Bladen wissen wir aus Urkunden nichts. Der Volksmund erzählt, daß diese mächtigen Gefellen mit den Beherrschern der Schellenburg bei Jägerndorf in Verbindung gestanden hätten und sie mit ihnen zusammen dem Leobschützer Lande manch' un-

freundlichen Besuch abgestattet haben sollen. In Urkunden und in der Geschichte tauchen sie dann plötzlich als Herren und Grafen über Schloß Bladen und die umliegenden Ortschaften auf, die die Herrschaft auf Bladen bis zum Jahre 1908 innehatten; im Jahre 1908 hat sich der letzte Beschnachfolger der gefürchteten Raubritter, Julius Caesar Mayhaus-Cormons, zur Ruhe gelegt.

Das Schloß stand nun leer. Es zerfiel. Da kaufte gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Ruine Robert Janotta und erbaute auf den Grundmauern der alten Wasserburg ein Wohnhaus. Die Nikolauskirche mit ihren wuchtigen Steinmauern und dem mächtigen Turm auf dem Nikolausberge im Süden des Dorfes bildete mit der vorgelagerten „Kleinen Schanze“, auch „Steierschanze“ genannt, größter Wahrscheinlichkeit nach eine eigene Befestigungsanlage. Betrachtet man den Wall der „Kleinen Schanze“, dann vermisst man, im Gegensatz zur „Großen Schanze“, den geschlossenen Ring. Der Wall ist nach der Nikolauskirche hin offen und hat die Form eines Hufeisens. Dazu liegen Nikolauskirche, Kleine Schanze und Große Schanze in einer Linie. Man kann sich also vorstellen, daß Nikolauskirche mit „Kleiner Schanze“ eine Befestigungseinheit gegen die „Große Schanze“ war, und die „Kleine Schanze“ sozusagen ein vorgeschobenes Fort der Nikolauskirche gegen das Herrenhaus darstellen sollte. Bezüglich der Handelsstraßen Troppau-Leobschütz und Rattibor-Jägerndorf kann daher Nikolauskirche mit „Kleiner Schanze“ eine Gegenbefestigung der Kaufleute gewesen sein, die dort Zufluchtort und Herberge besitzen wollten, um gegen Ueberfälle geschützt zu sein. Daß die Nikolauskirche eine Anlage der Kaufleute sein kann, dafür spricht schon die Bezeichnung. St. Nikolaus ist der Schutzheilige der Kaufleute. Ihnen verdanken die Bladener das Bauwerk auf der Höhe mit seinem gewaltigen Turm, der ein Erkennungs- und Wahrzeichen darstellt. Die Entstehung der Nikolauskirche, besser gesagt Nikolauskapelle, fällt in das 13. Jahrhundert. Man gibt allgemein das Jahr 1259 an. Einst eine schlichte Kapelle, haben sie die herrschenden Adelsgeschlechter auf Bladen zur Kirche ausgebaut und zu ihrer Schloß- und Begräbniskirche gemacht. Schon in frühester Zeit wurde sie von den Grundherren der Pfarrkirche vorgezogen und mit verschiedenen Sonderrechten ausgestattet. An hohen Festtagen wurde das hl. Messopfer nur in der Nikolauskirche dargebracht. Mit dieser Sonderstellung der Nikolauskirche war die Bladener Pfarrgemeinde nicht ganz zufrieden. Sie verlangte daher vom Fürstbischof die Regelung dieser Verhältnisse. Sie

erfolgte auch und zwar zu Gunsten der Pfarrkirche. Da sich auch die Kruger für das Verbleiben bei der Pfarrgemeinde Bladen entschieden hatten, wurde von den Grafen festgesetzt, daß allsonntäglich für die Kruger in der Nikolauskirche eine hl. Messe gelesen werde und Krug die Toten auf dem Nikolausfriedhofe bestatten solle. Später wurde auch den Bladenern, die auf der rechten Troja-seite wohnten, erlaubt, den Nikolausfriedhof als letzte Ruhestätte für ihre Toten zu benutzen. Ihre alte Sonderstellung hat die Nikolauskirche nur einmal wiedererlangt. Als während der Reformationszeit die Pfarrkirche von den hussitischen Böhmen für ihre Zwecke einbezogen worden war, diente die Nikolauskirche eine Zeitlang wieder als Pfarrkirche.

Heute finden sich nur einige Mal im Jahre Bladener und Kruger in der Nikolauskirche zum Gottesdienst ein. Auf einem vor etwa zwei Jahrzehnten angelegten Treppenaufgange steigt man von der Chaussee aus auf den Nikolausberg hinauf. Die nicht allzu hohe Steinmauer mag noch aus den ältesten Zeiten stammen. Zu beiden Seiten des Friedhofeinganges haben in den jüngsten Tagen zwei Steinfiguren von ungefähr zwei Meter Höhe Platz gefunden, die früher an der alten Schloßbrücke standen und von einem der Grafen nach Sauerwitz verschenkt worden waren. Sie stellen den hl. Florian und den hl. Johannes von Nepomuk dar. Ein paar Stufen höher hinauf, und wir stehen vor dem Hauptportal des stattlichen Bauwerks frühgotischen Baustils. Die Mauern, gestützt von mächtigen Strebepfeilern, wie sie in der Gotik charakteristisch sind, haben hier oben auf lustiger Höhe Jahrhunderte überdauert. Unmittelbar vor dem Haupteingange lag noch bis vor wenigen Wochen ein Grabstein, verwittert und abgetreten, der das Grab einer Barbara deckte, die einst auf Bladen als Besitzerin wohnte und mit Wenzel von Fullenstein, dem Oberlandes-kämmerer von Troppau, vermählt war. Auf dem Steine kann man noch das Familienwappen erkennen und die Jahreszahl „1496“ lesen. Umsäumt ist der Stein mit einer lateinischen Inschrift, die als den Todestag den 1. September nennt. Der Grabstein stand früher in der Kirche, ist aber später vor den Eingang gelegt worden, weil man keinen Sinn für wertvolle Grabdenkmäler hatte. Er wird wieder in der Kirche einen Platz erhalten. Oben im mächtigen Turm schweben drei Glocken, die allabendlich den Bladenern und Krugern den Abendfrieden einläuten und Sonntags die mühsamen Landleute an ihre Pflichten erinnern. Es sind drei prächtige Stücke, mit Inschriften reich verziert. Die größte von den dreien ist

nach Aussagen des Baurats Butsch die zweit-schönste Glocke ganz Schlesiens. Sie ist im Jahre 1618 auf Kosten der verwitweten Gutsfrau Bohunka (Theodora) geb. von Wrben auf Bladen von Adam Schraub in Reisse umgegossen worden. Auf dem oberen Rande liest man folgende Inschrift:

„Die Wolken zerteile ich,
Das Volk rufe ich,
Den Donner breche ich,
Die Toten erlöse ich in meiner Höhe.“

In der Mitte der Glocke befinden sich drei böhmische Inschriften mit den Wappen der Familie von Haugwitz und der Familie von Wrben. Unterhalb des Haugwitz'schen Wappens, das einen Widderkopf darstellt, liest man: „Wenzel Joachim von Haugwitz auf Biskupitz, Bladen, Peterwitz und Schmeisdorf“. Unter dem Wappen der Familie von Wrben (ein Querbalken mit drei Lilien) steht: „Ich Bohunka Bruntalsky von Wrben blieb Wittfrau auf Bladen, Peterwitz und Schmeisdorf und ließ diese Glocke im Jahre 1618 umgießen.“ Die Inschriften der etwa vier Zentner schweren Mittelglocke sind in altböhmischer Sprache abgefaßt und bis heute noch nicht entziffert.

Drinnen in dem Gotteshause ist alles schlicht und einfach. Keine Ueberhäufung in der Ausstattung. Die Decke, flach und aus gelblich angestrichenem Holz, erinnert an die Bauart der Basilika. Der matte Farbton der Decke und Wände, die alten morchen Bänke lösen ein Gefühl des Gedrücktheits aus und hämmern einem immer wieder ein: „Hier unten hat irdische Macht und Herrlichkeit ihr Ende gefunden.“ Zu beiden Seiten des Hauptschiffes zwei Marienaltäre. Der zur linken trägt eine alte, stillechte Madonnenfigur, ungefähr 120 Zentimeter hoch. Die Figur ist aus Holz geschnitten und trägt ein barockes Gepräge. Sie besitzt einen hohen Kunst- und Altertums-wert. Gar manches Museum wäre stolz auf sie. An die flache Holzdecke schließt sich in rein gotischer Ausführung das Presbyterium an mit dem Hochaltar. Er ist ein altes Schnitzwerk gotischen Stils und trägt das Bildnis des hl. Nikolaus. Der Hochaltar wurde im Jahre 1728 aufgestellt, was man aus einem darauf befindlichen Monogramm ersehen kann, und trug früher eine Holzstatue des Heiligen, über deren Verbleib nichts bekannt ist.

Unter dem Presbyterium ruhen in drei Grabkammern die einstigen Herrscher auf Bladen. Vor Jahren waren noch die Eingänge zu den Gräbern, die vom Presbyterium ausgingen, zu sehen. Jetzt sind sie vermauert, und Dunkel ist darüber gebreitet, wer und wieviele dort unten ruhen. Jedoch wissen wir

aus Grabsteinen, die zu beiden Seiten des Presbyteriums in die Wände eingelassen sind, wenigstens einiges über die Toten. Es ist aber sehr wenig. Die Grabsteine tragen die in Stein gemeißelten Bildnisse der Verstorbenen, sind mit Inschriften reich verziert, die jedoch in altböhmischer und mährischer Sprache abgefaßt und noch nicht entziffert sind. Wir sehen dort solche aus dem Geschlechte derer von Witowsky 1553, Haugwitz

1618, Sedlnitzky 1578, Witowsky 1575, Fullenstein 1522 und Naghaus. Diese Grabmonumente sind historisch wie kunstgeschichtlich in vieler Beziehung bemerkenswert. Näheres ließe sich noch durch Vergleich mit alten Akten und Urkunden ermitteln. Dieser Auszug aus heimatkundlichen Aufzeichnungen soll nur als Anregung und Materialsammlung hier wiedergegeben sein.

Die Mutter

Von Georg Hugel.

Auf der ersten Stufe der Treppe wandte er sich noch einmal um, der junge Bursche, und hob die Hände, schauspielershaft berechnet, als wollte er um Hilfe bitten: „Mutter“.

Aber die alte Frau mit dem dünnen grauen Scheitel, die gebückt, ausgemergelt, verfallen am Geländer lehnte, schüttelte müde und verzagt den Kopf und preßte die Schürze gegen die geröteten Augen, aus denen große Tropfen über die gefurchten Wangen rollten.

Da wurde das Gesicht des Burschen kalt. Das kindlich-schmollende der jugendlich runden Züge wandelte sich in einen bösen, brutalen Ausdruck. Hart wandte er sich ab und ging seinem Begleiter, einem Polizeibeamten, voran, langsam die Treppe herunter.

Die Frau weinte hilflos vor sich hin. Die linke Hand drückte die Schürze vor die Augen, als könnte sie dahinter Scham und Schmerz verbergen, die rechte hielt das Geländer krampfhaft umspannt, als fürchtete sie, hinzustürzen. Dann drehte sie sich schwerfällig nach der Tür um und schlich schleppend und schwer, wie gebeugt von einer schweren Last in ihr Zimmer.

Der Bursche schaute nicht mehr zurück. Sein Aeußeres schien wie verwandelt. Um die vollen Rippen lag ein leichtsinniges Lächeln, über den dunklen, verschminkt schauenden Augen kräufelte sich eine Haarlocke, die kokett aus der karierten Mütze sich vorbrängte. Der Oberkörper wiegte sich leicht in den Hüften und unter den umgeschlagenen Hosen setzten sich die in gelben Schuhen steckenden Füße geziert von Stufe zu Stufe.

So stieg er die Treppe herunter im Hausflur, der stockig und feucht nach Wäsche, Sauerkraut, kleinen Kindern roch, mit dem Beamten, als wäre er auf der Bühne. Er mußte ja, daß man ihn beobachtete.

Alle Türen waren leicht geöffnet. Und aus den Spalten lugten gespannte Gesichter, die den beiden mit neugierigen Augen folgten, bis sie der Treppenschlund verschlang und die Haustür klatschend zuschlug.

Wie auf ein gegebenes Zeichen, ein Stichwort im Theater, drängten aus allen Türen erregte Frauen heraus, dicke und magere, arbeitsgerötet, darunter eine junge, blasser, die hierher wie verirrt schien, schauten über das Geländer, kamen die Treppen herauf, herab, sammelten sich um eine robuste, starke und überfielen sie mit ihren Reden wie ein Wasserfall.

„Haben Sie ihn gesehen, Frau Matulka? Sagen Sie bloß, so eine Schande.“

„Was hat er denn eigentlich gemacht? Was wird nun mit ihm?“

„Gemacht? Gemaust hat er, unterschlagen. Umsonst kommt nicht der Grüne und holt einen ab. Und nun kommt er ins Rittchen.“

Die Frauen schrieten auf, ungläubig und von Neugier gezeißelt. Ihre Münder baten, ihre Augen flehten. Sie wollten noch mehr hören. Stürmisch drängten sie sich heran, begierig, daß ihr Atem heiß floß und sich ihre Leiber heiß erregten, wie von einem geheimnisvollen Abenteuer.

Wichtig stand Frau Matulka unter ihnen, wie sie vom Kochherd gekommen war, die Ärmel aufgestreift, die Schürze aufgesteckt, das Band der Bluse offen, die Haare lose ins Gesicht hängend, glänzend von Schweiß und Fett, geschmeichelt aber und stolz, daß sie der Mittelpunkt des Kreises wurde.

„Ja, das mußte wohl so kommen. Ich wohne nun schon zwanzig Jahre im Hause und kenne die Leute da oben sehr genau. Immer fein, immer hoch hinaus, immer, als ob sie besser wären als unsereiner. Und der

Junge immer wie ein Prinz. Unsere sind barfuß gegangen und haben die alten Kleider vom Vater getragen. Aber der, immer gelbe Schuhe, einen Samtanzug mit weißem Kragen, die Haare in Locken gedreht bis auf die Schultern, wie ein Püppchen, und im Winter einen dicken Mantel mit einem breiten Pelzfragen daran, wie ein Fürstensohn. Da habe ich immer zu meinem Manne gesagt: „Mann, hab' ich gesagt, du wirst einmal sehen, das wird sich rächen.“ Da hat er mir recht gegeben. Und jetzt ist es so weit.“

„Aber wie ist das nur möglich?“ unterbrach eine der Frauen ihren Redefluß. Doch die Erzählerin ließ sich nicht stören.

„Ja, mein Mann, der war nicht für solche Sachen. Und meine Kinder sind auch ordentliche Jungen geworden. Sie verdienen jetzt schon schönes Geld und sind mir eine Hilfe. Aber der dort oben? Nichts arbeiten, nur bummeln. Wie der Vater lebte, da ging's noch, der hat manchmal gehauen. Aber die Mutter, die ist zu schwach, die läßt ihm jede Freiheit. Das arme Weib ist zu bedauern, aber sie hat sich die Zuchttrute selbst herangezogen. Oft genug habe ich gewarnt, aus dem Jungen wird nichts werden, aber es hat nichts geholfen. Sie hat ihn immer wieder in Schutz genommen, und so haben wir uns sogar wegen ihm verfeindet.“

„Ja, ein Feiner ist er heut noch“, sagte die Junge, Barte, fast zärtlich versonnen vor sich hin, wie träumerisch.

„Freilich, ein Feiner“, griff es die Dicke auf, „auf Kosten anderer Leute. Die Arbeit unserer Jungen auf der Grube war für ihn nicht gut genug. Er mußte Kaufmann wer-

den. Dort hat er jetzt Betrügereien gemacht. Der Kaufmann nebenan hat mir's erzählt. Und der Grüne hat ihn nun abgeholt. Wenn sein Vater noch lebte, ich glaube, der schlug ihn tot wegen der Schande. Aber die Mutter? Da hat sie jetzt die Strafe für ihre Affenliebe, die hochmütige, eingebildete Person da oben.“

Die Frau hielt inne. Unten fiel eine Haustür ins Schloß, und schwere Tritte stiegen langsam die Stufen empor. Die Frauen wandten in der Stille neugierig die Köpfe dorthin. Da wurde auf dem Treppenabsatz ein Mann sichtbar. Im geschwärmten Arbeitsanzuge, die ölige Grubenlampe in der Hand, den Kopf gesenkt, so kam er schwerfällig die Stufen herauf.

„Gott, mein Mann!“ stieß die Dicke erschrocken hervor. „Und das Essen ist noch nicht fertig.“ Hastig drängte sie durch die Umstehenden und eilte in die Küche.

Und auch den anderen fiel ihre Pflicht ein. Langsam, fast widerwillig, wie zähe, ging der Haufe auseinander. Bald war es still auf dem Flur. Hinter den Türen aber fing wieder häuslicher Eifer zu rumoren an, schallte Klappern, Sprechen, Schreien wie sonst in der großen, unfreundlichen Mietskaserne.

Nur oben unterm Dach im kleinen Stübchen war es still. Dort saß auf einem zerbrochenen Stuhle eine müde alte Frau, die Arme auf die Tischplatte gelegt und den Kopf in die Hände gedrückt. Unaufhörlich flossen ihre Tränen, und ihr Herz wand sich hoffnungslos, trostlos in bangem, zerfallenden Verlassensein.

„Mein Junge, mein Lieber Junge“, heßten ihre Rippen, „was soll nun werden?“ . . .

Fünf Generationen: Rote Mühle in Bladen

Von Heinz Köhrig.

Wenn man in Bladen von der großen Verkehrsstraße Beobtschütz—Troppau durch die Judengasse in Richtung Ratscher—Ratibor abzweigt, sieht man — allerdings nur der Ortskundige — kurz vor Wanowitz tief unten in einem Tale der Troja eine Mühle stehen. Nur der Ortskundige, sagte ich, denn die Mühle steht in einem kleinen Wald uralter Erlen, Kastanien, Buchen und Platanen, so daß man schon „Röntgenaugen“ haben muß, um die alten Gebäude von der Straße aus wahrzunehmen. Dort unten drehen sich seit Jahrhunderten die Räder und klappern ihre hölzernen Melodie von Wanderlust und Ar-

beit, von Menschenschicksalen und dem Auf und Nieder des Menschenglückes. Diese romantische Mühle heißt seit Menschengedenken die rote Mühle, und kein Mensch weiß heute mehr, wieso gerade die Blutfarbe zur Benennung der Mühle herhalten mußte. „No, halt von die roten Teichlan hot dia Miah! den Roma“ sagte man mir und wußte auf die Frage, wieso denn die Weiher hinter der Mühle gerade „rote Teiche“ heißen, keine Antwort. So ist der Chronist denn gezwungen, sich selbst einen Vers darauf zu machen, und glaubt nicht fehl zu greifen mit der Annahme, daß um die Teiche vor langer Zeit

der Wald abgeholzt — gerodet — worden war, und daß man die Weiher daher in Ermangelung eines anderen Namens als „Rode-Weiher“ bezeichnet hat. Das Volk konnte sich darunter nun vorstellen, was es wollte und, als überhaupt von dem Wald nichts mehr da war, war auch der Sinn des Ausdrucks „Rode-Teiche“ dahin und man konnte sich nur noch etwas Greifbares unter dem Ausdruck „Rote Teiche“ vorstellen. So mag denn auch die Mühle mit der beliebten und gehaltenen, mit der erschuten und gefürchteten Farbe ganz ohne Grund geschmückt worden sein.*)

Die rote Mühle war ursprünglich Dominiatsbesitz der Reichsgrafen Rayhaus-Cormons, die bekanntlich im Schlosse zu Bladen wohnten. Wann und an wen die rote Mühle dann überging, ist nicht mehr festzustellen. Heute weiß man nur noch, daß im Jahre 1769, am 25. März, ein Erbmüller Kiegel ohne Hinterlassung von Erben starb.

Ende des 18. Jahrhunderts — genau ist der Zeitpunkt heute nicht mehr festzustellen, jedoch scheint 1794 das denkwürdige Jahr in der Geschichte der roten Mühle zu sein — kaufte ein Josef Lauffer, der am 19. Februar 1763 zu Bleischwitz geboren war, die Mühle. Dieser stammte aus einer alten Müllersfamilie, die sich bis zum Jahre 1660 zurückverfolgen läßt, und die, wie mündliche Ueberlieferung zu berichten weiß, aus einem alten Adelsgeschlecht, der Lauffer von Lauffenberg**) hervorgegangen sein soll.

Dieser erste der Lauffer auf der roten Mühle soll ein überaus begabter Mensch gewesen sein, der neben seinem staufigen Handwerk noch manches andere beherrschte. Wie alle Lauffer war auch er kein Dugendmensch, und ihm galt das, was ihm gut und schön, vernünftig und zweckmäßig schien, stets mehr als das althergebrachte, an dem man auf dem Lande, ach so zäh, hängt. So erzählen sich noch heute seine Urenkelkinder — selbst schon fast Museumsstücke —, daß er sich seine Stuben allein gemalt habe, und zwar nicht, wie es damals Mode war, entweder mit einfacher weißer Farbe oder mit irgend einem Phantasiegeschmürkel — nein, er fand es schöner, wenn man die Wände durch senkrechte Farbstreifen unterteilte. Eine große Stube soll noch in den achtziger Jahren den Schmuck senkrechter Regenbogenfarben getragen haben, die Josef Lauffer I (wie wir ihn nennen wollen) eigenhändig gemalt hatte. Ebenso erinnert man sich noch an eine Plafondstukkatur, die einen Setrn darstellte, der seine Strahlen über die Decke laufen ließ. Auf einem dieser vergoldeten Strahlen dokumentierte er seinen religiösen Sinn mit dem schwarz gemalten Worte „Jehova“. Aber

nicht nur handwerklicher Malerei war Josef I. kundig, eine treffliche Zeichnung ist erst vor einigen Jahren den Weg alles Irdischen gegangen, die seinen Sohn auf dem Wege zur Schule vor einer sauber ausgeführten Landschaft darstellte, seinen Sohn Josef, den wir der vielen Josefs halber auch numerieren wollen: Josef II, der später einer der berühmtesten Söhne Leobschütz' ward.

Dieser war — am 21. April 1791 geboren — der älteste seiner Geschwister, übernahm indessen die Mühle nicht, denn er studierte Medizin und erwarb sich als Kreisarzt und Stadtphysikus in Leobschütz sehr große Verdienste um die Stadt, insbesondere durch die Trockenlegung der Sümpfe an der Zinna, welche er als den Herd der damals nie erlöschenden Typhusepidemien erkannte. Er legte auf dem gewonnenen Kulturboden die Stadtpromenade an, die noch heute die Hauptlung des schönen Städtchens bildet, und an deren reizenden Anlagen sich noch heute jung und alt erfreut.†) Seine Verehrer setzten ihm noch zu seinen Lebzeiten im Jahre 1837 einen Denkstein inmitten des Denkmals, das er sich selbst zu *Mug* und Frommen seiner Mitmenschen aufgestellt hatte. Mit 60 Jahren beendete er ein wirkungsreiches Dasein und hinterließ zwei Töchter und einen Sohn. So viel bekannt, hatten diese keinen Anteil an den hohen Verdiensten des Vaters und starben in Armut.

Der zweite Sohn Josefs I, Karl, war am 3. März 1794 zu Bladen geboren und kaufte die Mühle in Krawarn bei Güllstein in Oesterreichisch-Schlesien. Von diesem ist wenig überliefert, jedoch sind seine beiden Söhne bedeutende Männer geworden. Gustav Lauffer war General im österreichischen Heer, und sein jüngerer Bruder Emil wurde als Festungskommandant in Prag sogar in den Adelsstand erhoben. Noch heute sollen Nachkommen von ihm in Wien leben. Er selbst ist erst vor wenigen Jahren gestorben und in Güllstein beigesetzt worden.

Der dritte Sohn Josefs I, Andreas Lauffer (geb. 19. Dezember 1797) wurde Besitzer der roten Mühle nach dem Tode seines Vaters (14. Juli 1829). Von ihm ist schon mehr zu berichten als von seinem Vorgänger auf der roten Mühle, denn die noch vorhandenen Akten geben schon mehr über sein Leben und Wirken Aufschluß als über seinen Vater, und auch die noch lebenden Nachfahren wissen aus eigenem Erleben und aus den Erzählungen ihrer Eltern gar Vieles und Schönes aus seinem Leben zu berichten. Das, was ihn wohl am meisten in seinem wechselvollen Leben bewegte, war der Befreiungskrieg und insbesondere die Völkerschlacht bei Leipzig, die er selbst mitmachte. In der Mühle fand

sich erst vor kurzem ein Buch von Christian Niemeyer, das betitelt ist: „Heldenbuch. Ein Denkmal der Großtaten in den Befreiungskriegen von 1808—1815“, das 1821 in 5. Auflage erschienen war. In dieses Buch schrieb Andreas mit schöner Handschrift, die auf viel Gefühlsüberschwang und Seelenharmonie schließen läßt, im Juni 1828: „Motto: Mein Lieblings- und Unterhaltungsbuch zur Erinnerung „als bleibendes Denkmal“ an jene bedrängnisvollen und inhaltschweren Zeit-Lagen rückwärts!) der verhängnis schweren Zeit-Periode meiner Feldzüge der Jahre 1813, 14 und 15 mit Bezug der ewig bedeutungsvollen und großen Völkerschlacht bei Leipzig, in welcher auch mein Blut auf jene herrlichen, trefflichen Ebenen unt. 16. Octbr. 1813 träufelte. Geschrieben: Rothemühle auf Bladen, im Juni 1828. A. Lauffer.“

Noch andere Bücher aus allen möglichen Disziplinen geben Kunde von dem regen Geistesleben, das in diesem Manne wirkte, und von der Vielseitigkeit, die ihn über die Masse erhob. Besonders seine Freude an der Musik wissen seine Enkelkinder zu loben, und man hört ordentlich den alten Herrn seine Geige meistern, wenn die alten Leuten erzählen, wie Großvater sich ein Bänkel aus einem alten Kastanienbaum zimmerte, um darauf nach Feterabend, oder wenn anhaltende Trockenheit den Müller zum Ausruhen zwang, sein Viehchen zu spielen. Wo nur die alten Noten hingekommen sein mögen, fragten sie sich gegenseitig, die alten Noten, die er selbst geschrieben hatte; ob die wohl die Lehrer aus Wanowitz und Bladen mitgenommen haben, als sie zum letzten Male mit Großvater ein Streichquartett in einer der vielen Lauben zum besten gegeben haben, die lauschig und niedlich noch vom Urgroßvater angelegt worden waren? Niemand weiß heute mehr etwas davon, und nur noch wenige haben auch die Regelbahn noch gekannt, die bei der Mühle den stets ein- und ausgehenden Gästen der angesehenen Lauffer zur Unterhaltung bereitstand. Nicht etwa gemauert war diese Regelbahn oder gezimmert, nein, eine schattige Buchenallee säumte das Reich des Königs mit seinen acht Vasallen, denen man mit polternder Kugel zu Leibe rückte. Wie muß es dort schön gewesen sein in dem Hain von Erlen und Buchen, mit den alten Kastanienbäumen, die wie Niesenlandelaber ihre Wunderkerzen gen Himmel hielten, bei den lieben Menschen, deren Lob noch bis heute nicht verstummt ist. Wie muß aber auch die alte Großmutter gut gewesen sein, die keinen Bittenden leer von der Mühle gehen ließ, die den Armen das Meißig, das Großvater gesammelt hatte, mit glücklichem Lächeln gab, die stets Fleisch bereit hielt, um den hungrigen

„Vegetariern wider Willen“ eine seltene Freude damit zu machen.

Wie fröhliches Lachen klingt es noch zu uns, wenn das alte Mütterchen uns erzählt, wie Großvater den Franziskanern in Jägerndorf durch den Müllerknecht Birghan einen Truthahn schickte und ihm wohl einschärzte, dem hochwürdigen Herrn Guardian das Präsent im Namen der Frau Meisterin zu übergeben, und wie dann der Dämlich alles verdrehte und ein gar lustig Sprüchlein drehelte, das sich fortlebte bis ins Zeitalter des Radio und der Zeppelline: „Die Frau Meisterin schickt dem hochwürdigen Herrn Truthahn durch den Guardian einen lederen Birghan, den sich die hochwürdigen Herrn Patres gar wohlschmecken lassen sollen.“ Und wenn man so gut versorgt wird, wundert es auch garnicht, wenn zur Taufe der Drillinge, die Frau Meisterin ihrem Herrn und Gebieter bescherie, der Herr Guardian höchstselbst erscheint, um die drei neuen Laufferlein von der Erbsünde reinzuwaschen. Die Anna Lauffer geb. Brückner aus Bladen war aber auch nicht wenig stolz auf diese hohe Ehre.

Mit diesen dreien war die Kinderzahl nun verdoppelt worden. Berta, die älteste der Geschwister, mußte nun Kindernädchen spielen, Marie und Josef (der III.) mußten ihr bei diesem Geschäfte behilflich sein, und trotz dieser sicher ausgiebigen Pflege und Wartung sind zwei der drei Erdenbürger bald ins Jenseits eingegangen. Nur Peterchen blieb leben und sollte später Müller werden. Josef ging nach Leobschütz aufs Gymnasium und sollte studieren und wie sein Onkel ein gelehrter Herr werden. Doch das Schicksal wollte es anders. Als Peter 13 Jahr alt war, folgte er seinen Geschwistern in die Ewigkeit nach, und so mußte Josef, der inzwischen die Reifeprüfung (1847) gemacht hatte und Appellations-Gerichts-Referendarius in Ratscher geworden war, seinen Abschied nehmen (1855) und Müller werden. Laut Kaufkontrakt vom Sommer 1859 übernimmt Josef III die rote Mühle. Unter anderen Verpflichtungen wird ihm auch die Sorge um seine jüngste Schwester Wilhelmine auferlegt, die damals 14 Jahre alt war. Diese ist die älteste der 3. St. lebenden Lauffer, Frau Wilhelmine Machill in St. Josefs-tal (Kolonie Bladen), die zu Michaelis 1932 86 Jahre alt wird.

Der Referendarius richtet sich nun recht gut in der Müllerei ein, legt überall mit Hand an und lernt noch die Pferde beschlagen, die Geschirre reparieren, tischlert und zimmert, mauert und pflügt. Und bei alledem bleibt ihm noch Zeit, die Amtsvorstehergeschäfte zu übernehmen, die er mit all den Eigenschaften erlebtigt, die man von einer





St. Nikolauskapelle in Bladen, Kreis Leobach.

Amtsperson erwarten darf: Umsicht und Güte, Klugheit und Verständnis. Man muß die Verhandlungsprotokolle gelesen haben, die noch aus seiner Amtszeit vorhanden sind, man muß die Berichte durchgeblättert, von den Angriffen eine Probe genommen haben, die er dem Minderwertigkeitskomplex neidischer Schmutzinken zu verdanken hatte, von seinen Kindern und alten Leuten, die den Mann noch kannten, muß man gehört haben, wie er die armen Landstreicher, die vom Gendarmen in seine Obhut gebracht wurden, mit Geld und Lebensmitteln versah und ihnen Gelegenheit gab, aus dem „Gefängnis“, das übrigens heute noch steht, zu „entfliehen“. Verständnissvoll mahnte er den armen Teufel, sich ja nicht mehr erwischen zu lassen. Recht glaubwürdige Zeugen kommen noch heute ab und zu in die rote Mühle, um sich für die Freiheit, die ihnen so unerwartet zuteil wurde, zu bedanken. Und wenn man dies alles überblickt, wird's einem warm um's Herz, eine Sehnsucht kommt einen an nach einer Behörde, die einmal nicht auf dem verschörfelten Paragraphenschimmel unverständliche Vocksprünge macht, die mit Verständnis und Menschlichkeit einen geplagten Sünder zu nehmen weiß, anstatt mit Amtsmiene sich an einem Geländer entlang zu tasten, das ein anderer vor Generationen für einen ganz anderen Zweck gelegt hat. Gottlob finden sich auch heute wieder Amtspersonen, die im Paragraphen etwas anderes sehen, als den toten, unbeugsamen Buchstaben, der nur dazu dient, die Mitmenschen zu piefaken, wo es nur irgend angängig. Es gibt aber auch noch recht viele, die nach langen Duldern Jahren irgend einen jämmerlichen Machtbereich erquetscht haben und mit oft sadistischer Freude alles befehlen, was sich zufällig in ihr verstaubtes Spinnenetz verirrt hat.

Dies nur, um Josef III in das rechte Licht zu rücken, um auch ihm ein Denkmal zu setzen, dem braven alten Herrn, der ohne Standesdünkel zum Handwerk griff und sein Wissen den Mitbürgern zur Verfügung stellte um Gotteslohn. Am 3. Februar 1897 machte er sein Testament. Kurz und sachlich, voller Liebe für seine Gattin, vertrauend auf den Gerechtigkeitsinn seiner Kinder, die, neun an der Zahl, neun Wochen darnach trauernd an seiner Bahre standen. Auch die Bürgererschaft nahm regen Anteil an dem Verlust, der auch ihr herb genug kam. Die Wagnowitzer ließen es sich nicht nehmen, den verehrten Toten bis nach Wladon zu tragen, und die Wladener Bürger hoben den Sarg auf ihre Schultern, um ihm durch den kleinen Liebesdienst ein bescheidenes Vergelten werden zu lassen.

Der zweitälteste Sohn Paul übernahm nach dem Tode des Vaters die Mühle und hielt sie auf dem Stand, zu dem die Vorfäter sie gebracht hatten. Fleiß und Sparsamkeit zeichneten den neuen Müller aus, Gewissenhaftigkeit und Gemütsinn verschafften ihm die allgemeine Wertschätzung, und man bedauerte es allüberall, daß er schon mit 39 Jahren in die Ewigkeit abgerufen wurde. (1907).

Der jüngste Bruder Theodor war Kaufmann geworden und bekleidete beim Tode des Bruders die Stelle eines Buchhalters. Erst im Jahre 1909, also zwei Jahre nach dem Tode des Bruders, übernahm Theodor die inzwischen etwas verwahrloste Mühle und bemühte sich nun redlich und unermüdlich, das Werk seiner Väter fortzusetzen, aber fünf Jahre nach dem Kauf rief ihn das Vaterland zu den Waffen — er war mit Leib und Seele Husar —, und so blieb die Mühle wiederum ohne die leitende Hand des Fachmannes. Die Inflation schien eine vorübergehende Besserung zu bringen, aber die ehrliche Haut verstand es nicht, die „Konjunktur“ auszunützen. Und was nach der Inflation kam, war gewiß nicht dazu angetan, das auszubauen, was inzwischen alt und morsch geworden war. Man schleppt sich eben weiter, Handel und Wandel liegen überall brach, und so ist es auch still in der roten Mühle, trotz der neun Kinder, die als 5. Generation der Dinge harren, die da kommen werden.

Anmerkungen der Redaktion:

*) Der Name „Rote“ Mühle kann nach Forschungsergebnissen, die sich aufs Keltische stützen, auch so erklärt werden, daß er bis auf die keltische Bezeichnung „rota“ = Wachthaus oder Wachfeuer zurückgeht. So wären nämlich alle die vielen roten Berge, Wiesen, Wasser zu erklären, die sich meist in gebirgigen Gegenden vorfinden. Die Kelten sollen den Brauch gehabt haben, ein besonderes Verteidigungssystem von Wachthäusern zu unterhalten, deren Gesamtbezeichnung „rota“ sich auch lange nachher erhalten hat, als mit den Kelten auch die Wachtanlagen längst verschwunden waren. Feste Anhaltspunkte für diese Erklärung gibt es in unserer Gegend allerdings nicht. Sie hat aber den Vorzug, für viele Ränder Geltung zu haben.

**) Am Ende des 16. und im 17. Jahrhundert wurden in Böhmen und in den zur Krone Böhmens gehörigen Ländern, also auch Schlessen, viele gewerbsmäßig tätige Familien geadelt, z. B. Papiermacher (Kretschmer von Schenkendorf in Reinerz), Glasfabrikanten, Leinwandhändler (z. B. in Löwenberg und Hirschberg) u. a. m. Es ist anzunehmen, daß die Rauffer auch einer solchen Familie angehörten. In manchen Fällen ist allerdings der

Adel dann wieder in Vergessenheit geraten. Unter Kaiser Rudolf II., der stets in Geldverlegenheit war, konnte diese Art von Gewerbeadel für eine mäßige Gebühr in Prag oder Wien erworben werden.

†) Gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren die Aerzte in den kleinen Städten des flachen Landes vielfach die wichtigsten Träger des Fortschritts und der Kultur. So hatte fast jede Stadt in Oberschlesien damals ihren um ihr Gemeinwesen verdienten Arzt, z. B. in Oppeln Dr. med. Stöck mit seinem Buch über die gesundheitliche Lage der Stadt Oppeln. Andere Aerzte mit philanthropen Bestrebungen von Ruf waren Dr. Mogolla, Dr. Kaupisch

(der bekannte schlesische Aufklärungsschriftsteller), Dr. Krebs, Dr. Dietrich, der Chronist von Reinerz, vor allem aber Dr. Lorinser, der Förderer des Turnwesens in Oberschlesien in einer Zeit, als die Turnerei wegen ihrer politischen Verdächtigung 1840 in Preußen arg in Mißkredit stand. Was heute für den Fortschritt der Schriftsteller und Journalist bedeutet, das war früher der Arzt.

††) Das ungewöhnliche Wort „rückbätlich“ wird sofort verständlich, wenn es ohne „h“ geschrieben wäre. Es kommt von Datum und heißt so viel wie „zur Erinnerung“.

Tod trennt zwei Gatten



Einmal steht er vorm Fenster und winkt,
– Schwarz fällt sein Schatten,
Einmal rührt er ans Pförtchen und klinkt,
Triff zu zwei Gatten.

Nimmt das Eine und führt's beiseit',
Weit fort vom Andern,
Daß es hinauf in die Ewigkeit
Mit ihm mag wandern.

Steht das Andre dann wie vereist,
– Kann es nicht fassen,
Ist wie in kalte Fremde verweist,
Irrt auf den Gassen.

Herrgott, laß mich das Erste sein,
Das er einst führe,
Nichts ist härter, als ganz allein
Stehn vor der stummen Türe.

Christine von Winkler.

Nur ein Stück Marmor.

Gefunktes vom Kalendermann.

Der Kalendermann vom Vorjahr hat an dieser Stelle eine Geschichte von den silbernen Aposteln erzählt, die sich in Beuthen abspielte. Es war davon die Rede, daß drei der Apostel-Figuren sich im Besitz des ober-schle-sischen Altertumsammlers Simon Macha in Beuthen befänden. Und siehe da, es vergingen keine fünf Monate, und schon hatten sich zu den drei verwaisten „silbernen“ Aposteln weitere zwei hinzugefügt.

Wir begrüßen hiermit diesen frommen Zuwachs unter den oberschle-sischen Bürgern und wünschen ihnen in Beuthen im Hause Macha's ein gottgesegnetes Dasein. Sollten aber böse Ruben behaupten wollen, daß diese zwei Apostelfiguren sich bei den Ausgrabungsarbeiten anstelle des ehemaligen Oppelner Pfastenschlosses gefunden hätten, so wäre das von der Hand zu weisen. Zwar hat der weiche, wasserhaltige Boden, in dem die hochinteressanten Oppelner Ausgrabungen gemacht wurden, Holzstücke in reichster Auswahl der staunenden Mitwelt preisgegeben. In der Zeit aber, aus welcher die Funde der ersten Burg Oppels stammen, gab es noch keine holzgeschnitzten Apostelfiguren. Damals war kaum die erste Kunde vom Christentum nach dem Obergau der Opolnia gedrungen. Die ersten Befenner Christi und seiner rein geistigen Lehre hatten ihre liebe Not, ihren Völkern die Heilswahrheit von einem einigen Gott zu verkünden. Da durften noch nicht zwölf Gehilfen der Heilslehre über Gebühr in den Vordergrund geschoben werden. Zwar war vom Gefolge Christi in Gestalt von zwölf Männern die Rede — die heilige Zwölf-Zahl, die sich auch im Ablauf des Jahres als Jahrteile (Monate) dem Volk von Jahr zu Jahr zeigte, mußte dem Bewußtsein des Volkes angenähert bleiben —, aber geschnitzte Bilder von diesen Männern zu machen, wäre gegen christlichen Missionsbrauch gewesen. Wenigstens in damaliger Zeit im damaligen Heidenlande an der Oder. Es fristeten noch zu viel altheidnische Opferstätten im Dunkel der Wälder, auf heiligen Bergen, an heiligen Quellen und Seen ihr Dasein, und den alten Gottheiten geweihte heilige Bäume rauschten über ihnen ihr Lied. Noch hatte man ihre geweihten Stämme nicht zu Märtern übereignet.

Die innere Einrichtung einer altchristlichen Kirche im Oberlande muß daher sehr einfach gewesen sein. Vielleicht, daß ein hölzernes Kreuz und ein aus einem hohlen oder ausgehöhlten Stein verfertigtes Weihwasserbecken die einzigen Kultgegenstände in der ersten

christlichen Zeit waren. Dagegen fand man ein vieredriges Stück Marmor dort, wo die ausgrabenden Forscher die Reste der ältesten Kirche Oberschlesiens zu finden vermeinten.

Ein Stück Marmor? Was sonst? Die Gelehrten nahmen alle das Ding in die Hand, und als sie keinerlei Inschriften darauf gefunden hatten, begannen das Rätselraten, wozu die ersten Bewohner der altchristlichen Burg Oppeln wohl das Stück Marmor benutzt haben mögen. Aber unsere ober-schle-sischen Forscher sind vorsichtige Leute. Für sie stammt der Name Beuthen nicht etwa von den Buthonen ab oder Gleiwitz von den Helveronen oder Krappitz von Karrodunum. Leichtfertige Behauptungen, daß Rom nicht garnicht in Frage. Allerhöchstens ließen sie folgende Hypothese gelten: Auf irgend einem heute nicht mehr feststellbaren Wege ist das Stück Marmor aus Italien oder aus südlicheren Gegenden nach Schlessien im Handelswege vertragen worden. Vielleicht, daß es als besonderes Beutestück angesehen worden. Vielleicht genöth es wegen seiner ganz besonderen Eigenschaften die Wertschätzung eines Heilmittels, indem man es Kranken bei Entzündungen in die Hand gab oder mit nassen Tüchern zusammen auflegte. Genug, das Marmorstück war da.

Nichtlos wurde es zu den anderen Fundstücken gelegt. Und so blieb es lange unbeachtet, fast wertlos. Denn niemand wußte bei Führungen und Besichtigungen im neuen Oppelner Schloßfunde-Museum etwas Besonderes über das Marmorstück zu erzählen. Bis ich kam und mir das Ding betrachtete. Zunächst fragte ich mich, als ich die Maße der Marmortafel ins Auge faßte: Wozu leben wir im Jahrhundert des Radio? Ich verglich und fand, daß es genau so groß war wie die Marmortafel, vor der im Gleiwitzer Sender Paul Rania, der schönste und schönstimmigste Mann Oberschlesiens, sein schweres Tagewerk vollbringt, indem er nämlich auf den Marmorstein einredet. Ja, Gott sei Dank, wir sind moderne Menschen, also zog ich den richtigen Schluß, daß schon in ältester, fast vorchristlicher Zeit unsere Vorfahren das Mikrophon und all seine Tücken kannten. Diese Erkenntnis ließ mir nun aber keine Ruhe mehr. Das ist einmal so. Wenn man erst mal weiß, daß man etwas weiß, will man immer mehr wissen. Ja, ich bin so einer.

Wenn man erst mal weiß, daß das ehemalige Paradies in Mecklenburg lag, will man auch wissen, ob Eva ihrem Galan Adam pommerische Gänse gebraten hat. Wenn man erst einmal weiß, daß Maria Theresia und Friedrich II. ein Verhältnis miteinander hatten, will man auch wissen, welche Strumpflänge Mariechen getragen hat. Wenn man

erst einmal weiß, daß der ehemalige Kaiser Wilhelm II. mit einer jüdischen Familie aus Frankfurt a. M. blutsverwandt ist, will man auch wissen, ob die Flöte, die Friedrich der Große beim berühmten Flötenkonzert in Sanssouci spielte, noch nach Knoblauch riecht. Dieser Wissensdurst leitete auch mich zu sehr logischen Schlussfolgerungen. Ich ließ das in Oppeln gefundene Stück Marmor in ein Sendehaus bringen. Natürlich ganz geheim, und in einer Zeit, wo niemand am Hörer oder Lautsprecher sitzt, nämlich wenn irgend eine Breslauer Leuchte — in Breslau gibt es zum Unterschied zu Oberschlesien nur Leuchten — einen Vortrag über Narina-Noten und Fliegenleim hält.

Und siehe da, kaum war die Marmortafel in den Stromkreis eingeschaltet, als es in allen Antennen, Empfangsapparaten, Kopfhörern und Lautsprechern zu wettern begann. Es klang zuerst wie Urnebel oder Urschleim. Das heißt, es war zuerst nicht anzuhören, aber bald löste sich aus dem undefinierbaren Geräusch ein Rhythmus, aus dem Rhythmus eine Melodie, aus der Melodie ein Gesang, aus dem Gesang ein Getöse, aus dem Getöse ein Stolpern über Buchstaben, aus dem Gestolpere eine Wortfolge, aus der Wortfolge eine flüssige Redeweise. Und die lautete:

„Im Anfang hatte die ganze auf der Erde wohnende Menschheit ein Alphabet, eine Sprache, eine Jahres- und Zeiteinteilung, und die war höchst einfach. Das Jahr dauerte so lange, bis nach Ablauf des Sommers die Sonne bei ihrem Tageslauf sich so wenig über den Horizont erhob, als nur möglich. Von diesem Zeitpunkt bis zu seiner Wiederholung waren es zwölf Monate. Jeder dieser zwölf Monate bekam ein besonderes Zeichen. Set es nun, daß sich die Erdoberfläche verschoben hat, oder sei es, daß infolge von Weltkatastrophen das nördliche Eis immer mehr nach dem Süden drang und die Urmenchheit zwingt, sich neue Wohnstätten zu suchen, der Naturvorgang der Tag- und Nachtgleiche verschob sich in eine andere Stellung der Sonne zu einem stets neuen Tierkreis. Mit jedem Vordringen der Sonne in einen andern Tierkreis wurde die vom Tier zum Menschen sich fortentwickelnde Erdenbevölkerung eines neuen Buchstabens sich bewußt. So entstand das Alphabet, so entstand eine Sprache nach der andern, und so geht die gesamte Kultur der Menschen auf ein Urvolk, auf eine Urkultur zurück. Das Volk, dem der Ablauf der vier Jahreszeiten im Zeitmaß von zwölf Monaten zuerst bewußt wurde, muß das Urvolk der Menschheit gewesen sein.

Aus Kulthandlungen, die der Verehrung dieses ewigen Wechsels in der Natur galten, entstanden heilige Zeichen. Diesen Zeichen

wurden magische Wirkungen zugeschrieben. Das Eingraben dieser Zeichen, für deren Zahl aus der Vergleichung mit dem Umlauf des Mondes um die Erde die Verdoppelung der heiligen Zwölf gesetzt wurde, also 24, war die erste Schrift, die Urschrift, das Uralphabet. Und in der Tat kommen die meisten Sprachen der Welt mit 24 Buchstabenzeichen aus.

Selbstverständlich kann die Beobachtung des Jahresablaufs nur in einer Gegend der Erde zu so wichtigen Erfindungen geführt haben, wo sich die Unterschiede der Luftwärme am meisten bemerkbar machten, also nur in der nördlichen gemäßigten Zone, also etwa in der Gegend von Nordeuropa und Nordamerika. Und da durch die Verschiebung der Erdoberfläche das nördliche Klima zu dem jetzt dort herrschenden Eis- und Schnee-Klima umgewandelt wurde, liegt also die Urheimat der bewußten Menschheit, d. h. der in voller Uebereinstimmung mit dem natürlichen Jahresablauf lebenden Menschheit, etwa in der Gegend der südlichen Grenze des ewigen Eises, in der Arktis. Je weiter also nach Norden, um so näher der Urheimat des Menschen. Vom Norden also kam alle Kultur. Der nordische Mensch steht also mit seinen blonden Haaren und blauen Augen der Urrasse am nächsten. Denn es ist anzunehmen, daß bei der nach Norden immer mehr zunehmenden Kälte die dortige Bevölkerung sich in ihrer Rassenreinheit am längsten erhalten hat.“

Hier also, wo der Vortrag anfang am interessantesten zu werden, schnitt die Sendeleitung die Verbindung ab. Die Oppelner Marmortafel wurde aus dem Stromkreis ausgeschaltet, der Sendeleiter Paul Rania, der schönste und schönstimmigste Mann Oberschlesiens, bekam von Breslau einen strahlenden Blick, und seit dieser Zeit ist die Marmortafel verschwunden. Es heißt, der Blitz soll sie getroffen haben.

Viele hätten nun zu gern gehört, wie es weiter um die nordische Rasse bestellt sei. Ob wir Deutschen nicht die vollkommenste Art dieser nordischen Rasse noch seien. Und vor allem, in welchem Verhältnis die Juden zu dieser Urrasse stünden. Und die Sache mit Mecklenburg, und die mit Katharina der Großen und mit der Flöte usw. Wie schade, daß die Sendeleitung... Ich aber behaupte glatt, die Sendeleitung hat kein Nationalgefühl. Unsere Ueberlegenheit als Deutsche wäre doch durch diese Marmorplatte klar bewiesen worden.

Alch — hier folge ein langer Seufzer — wir werden andere Mittel anwenden müssen, um unsere Ueberlegenheit zu demonstrieren. Verfluchte Sendeleitung.

Notstandsjahre 1712—1714 in Oberschlesien

Von Georg Büchs.

Der Landeshauptmann der Standesherrschaft Pleß, Johann Wilhelm von Frankhen, berichtete in seinen Briefen an den Grafen Erdmann von Promnitz, der sich auf seiner Besitzung in Sorau in der Lausitz aufhält, über einen schweren Notstand der Plesser Bevölkerung in den Jahren 1712—1714. (Das Quellenmaterial liegt im Fürstl. Plessischen Archiv.)

Am 18. April 1712 schreibt Frankhen von einem Hochwasser, das den ganzen Plesser Tierpark drei Wochen lang unter Wasser gesetzt habe. Sämtliche Teiche seien ausgelaufen, ein heftiger Sturmwind habe großen Schaden angerichtet. Aus seinem Bericht vom 25. April 1712 geht hervor, daß in der ganzen Herrschaft Pleß nicht ein einziger Damm heil geblieben sei. Der Konfauer Damm sei so arg betroffen worden, daß man in Pleß wegen Wassergefahr die Sturmglocke habe ziehen müssen. Große Stücke des Dammes seien ausgebrochen, etwa der dritte Teil sei weggespült.

Im Mai des Jahres 1713 tritt ein starkes Regenwetter ein. „Die Felder schwimmen im Wasser“ (Brief vom 14. Mai 1713). Im Juni 1713 meilt Frankhen in Breslau und schildert im Briefe vom 22. Juni den entsetzlichen Schaden, den er unterwegs auf Wiesen und Feldern gesehen habe. Im Briefe vom 30. Juli 1713 heißt es: „Es läßt sich in hiesiger Gegend zu einem unbeschreiblichen Notstande an. Das Regenwetter kontinuierert von meiner Breslauer Retour bis dato dergestalt, daß nicht ein einziger Tag ohne Rässe erschienen ist, und die Gewässer haben sich bereits zum achten Male ergossen. Die meisten Wiesen sind als ausgelassene Teiche anzusehen.“ Das Regenwetter hat, den weiteren Angaben nach, über drei Monate angehalten.

Im März des Jahres 1714 verübt ein Sturmwind schweren Schaden, über den der Landeshauptmann am 29. März genannten Jahres nachfolgend berichtet: „Euer Hochgräflichen Gnaden kann ich hiermit uneröffnet nicht lassen, wie daß der neuliche große Sturmwind hier selbst in den Wäldern und an den Teichen ziemlichen Schaden zugefügt hat. Bei dem Konfauer Teich in Sonderheit sind alle Körbe, welche nur im obgewichenen Herbst zum Teil neu gemacht, teils aber reparieret worden, durch die von dem heftigen Winde angeworfenen Eischollen gänzlich zerfchmetert worden, welches bei den Jaroschowitzer und Paprochaner Teichen auch geschehen ist.“ Die Folge dieser Naturereignisse war eine Hungersnot in der Standesherrschaft, die sich

auch über ihre Grenzen hinaus erstreckt hat. Wir entnehmen den Briefen Frankhen's folgendes:

12. April 1714. „Es versammeln sich derselben (Bauernvolf) tagtäglich alle Gänge voll und plagen mich bald wegen der Not, bald wegen der Lebensmittel dergestalt, daß ich schier nicht weiß, wo ich bleiben soll . . . Man hat ihnen zwar schon viel hundert Schefel vorgestreckt, allein dieses will noch nicht zulangen, denn der Notstand ist hier allzu groß, maßen die Leute an Kraut, Rüben und Möhren, welches hier selbst ihre beste Nahrung ist, im verstrichenen Jahr gar nichts einkommen haben. Das Getreide gibt hingegen wenig aus, und das Vieh stäupt dazu, daß sie sich auch mit der Milchspeise nicht behelfen können, indessen müssen Akzisen, Steuern und Soldatenverpflegungen*), sie mögen herkommen, wo sie wollen, herbeigeschafft werden.“

26. April 1714. Die Einquartierung sei zustande gekommen. Die Not des Volkes sei dadurch noch größer geworden. „Nachdem aber die Masse so lange angehalten, so sind dadurch die Lebensmittel vor Menschen und Vieh zu Grunde gegangen. Und ist vor igo weder Brot noch Kraut vor die Menschen und auch kein Futter vors Vieh. Das Zugvieh ist dermaßen miserabel, daß die Zeit vor (für) die Hofarbeit mehr durchs Liegen als durchs Pflügen zugebracht wird, wegen Schwäche des Viehes, ja die meisten Untertanen verrichten ihre Hofdienste nicht mehr, vorgehend, es wäre ihnen nicht möglich zu arbeiten, weil sie nichts zu essen hätten und in vielen Tagen nur gesalzenes warmes Wasser ihre beste Kost sein müßte. So ist über dieses hier noch keine Milchspeise vorhanden, denn das Vieh ist sehr abgekommen und gering geworden, auch vielen Leuten völlig hingefallen und an der Staupe draufgegangen.“

Das Volk aus dem Teschentschen, Bielitzschen und Friedrichschen rottete sich zusammen und ging auf Raubzüge aus. Der Landeshauptmann schreibt über diese Räuberbanden am 17. Mai 1714 wie folgt: Die Bande habe den hiesigen Schloßkretschmer und den Juden zu Krolowka beraubt. Frankhen habe mit

*) Hier macht sich das Doppelschicksal Oberschlesiens als Grenzland zwischen Deutschland und Osteuropa wieder bemerkbar, indem es die Leiden des 30jährigen Krieges, die im 18. Jahrh. Osteuropa als „Nordischer Krieg“ nochmals erlebte, als Nachbar Polens zum zweiten Mal auskosten mußte.

etlichen zwanzig Stadtjüngsten und acht Personen zu Pferde die Umgegend von Pleß besetzen lassen. „Aber im Teschnischen haben sie sich hinwiederum gleich den 13. hujus daraufhin in größerer Anzahl versammelt und das Sunnetische Schloß Hoy bei Freistadt nebst einem Hofe und Mühle daseibst ausgeplündert, wie solches Euer Hochgräflichen Gnaden aus beigeöffneter Abschrift eines von dem Teschnischen Herrn Landeshauptmann allhier zugelaufenen Schreibens gnädigst zu ersehen geruhen werden. Man hat von hier aus an das kaiserliche Oberamt deshalb Bericht getan und 20 Wpbranzgen bei hiesiger Herrschaft auf des ganzen Landes Unkosten aufzunehmen in Vorschlag gebracht. Es will sogar verlauten, daß diese bösen Buben sich bereits in die 200 Mann sollen zusammenrottirt haben, bei welcher Beschaffenheit kein Adels-hof und die Marktflecken selbst vor selbigen nicht gesichert wären.“

Man ist in hiesiger Gegend scharf auf der Hut vor einem weiteren Einfall der Banden gewesen. Welche Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden sind, ersehen wir aus dem Briefe vom 24. Mai 1714: „Die Räuber betreffend, so hat man in hiesiger Gegend von selbigen weiter nichts Gründliches zu vernehmen gehabt. Inmittels sind 24 Personen von den hiesigen Stadtjüngsten außersehen worden, wovon alle abend acht bei der Stadt wachen und von 11 Uhr des Abends bis 3 Uhr des Morgens auf den Gassen patrouillieren, auch stündlich, wann die Uhr geschlagen hat, das Spiel rühren müssen. Es ist zwar dieser Tage ein Gerücht eingelaufen, daß 30 Personen von dergleichen Gesindel in den hiesigen Wäldern sich sehen lassen, man hat es aber ohne Grund zu sein befunden, sobald aber zuverlässige Kundschafter zu solchen Böswichtern rankommen sollten, so will ich sodann durch zwei oder drei Personen die Wälder durchstreifen und selbige auffuchen lassen. — Aus dem Dorfe Nobilitz habe der Vogt die Nachricht beigebracht, daß bei ihm sehr viel Leute erkrankt und einige gar aufgeschwollen wären, indem sie sich der Kleie, Haselstaubenblüte und anderen Sachen, als Wurzeln und Kräutlich, zu Speise bedient hätten.“ Da das Kaiserliche Oberamt in Breslau wegen der rückständigen Steuern dauernde Ermahnungen an die Einwohner richtete und mit Exekutionen drohte, wandten sich die Stände in einem Briefe an den Ständesherrn, in dem sie von der Not berichten:

„In der Herrschaft Pleß seien „durch allerhand Fatalitäten, besonders durch die in ver-

wichenem Säculo erlittenen Polnisch-, Mansfeldischen und Schwedischen Ueberzüge und Plünderungen große Stücke Landes verwüstet worden und verwachsen, wie man denn noch hin und wieder in denen Wäldern anmerken kann, daß vor diesem an Dörtern, wo nunmehr mehrents die stärksten Bäume aufgewachsen, Felder und geaderie Beete gewesen, auch Ruinen von Gebäuden zu finden seien. Die größte Hälfte des Landes ist verwüstet und mit Wäldern verwachsen, zu deren Rodung und Bebauung aber bei gegenwärtigen schweren Zeiten niemand beordert werden kann, ungeachtet man dem Rodenden das darauffstehende Holz preiszugeben, gewisse freie Jahre zugestattet und mit anderer möglichen Hilfe an die Hand zu geben, bereit sei... Außerdem sind auch noch große Stücke Landes von dem Weichselstrom von hiesiger Herrschaft weggerissen und an Polen angesetzt worden.“ 1702 sei der Durchmarsch sächsischer Truppen erfolgt, wofür die Bewohner noch 6151 Fl. 57 Kreuzer zu erhalten hätten. Bei dem Durchmarsch habe man viel Zugvieh gefordert, „welches zu deren Vorgespann bis in das unweit Sandomir aufgeschlagen gewesene Lager mitgenommen worden und unterwegs ermangelnder Ablösung halber krepieren hat müssen.“ Man reflektiere seit 20 Jahren seitens der Staates nicht auf die Wasser-, Brand-, Wind- und Wettereschädenansprüche, welche 100 000 Fl. betragen. „Die vierte Ursach ist, daß wir durch die annoch kontinuierende Viehstaup umb unser Zug- und ander Vieh gekommen, und daher weder die Herrschaft- noch Bauernäcker bestellen können... Die fünfte Ursache ist der vorjährige und heurige bekante, allgemeine Mißwachs, da der arme Landmann nicht einmal das liebe Brot hat, geschweige denn, daß er etwas zur Saat oder zum Verkauf an Wintergetreide hätte erübrigen können... Bei welcher der Sachen sehr elenden Bewandnis, da die armen Leute in Ermangelung der ordinären Lebensmittel, die zettbero mit allerhand Kräutern und Wurzeln ihr Leben kümmerlich zu fristen gesucht, hierdurch aber sich selbst verderbet, und gutenteils an zugezogener Geschwulst, roter Ruhr, hitzigem Fieber und Hauptkrankheiten und wie auch vor Hunger krepieren und elendiglich dahinsterven müssen, zum Teil aber des nicht zu überschenden großen Elends halber sich bereits selbst aus Verzweiflung umbs Leben zu bringen anfangen, wie denn in dem letzten Vierteljahr sich zwei Wirte auf dem Lande aus Desperation mit dem Strange das Leben genommen.“

Nachdenkliches über die Kuh

Von Dr. E. Feige.

Zu den vielen Weltwundern, die uns die Technik beschert hat, gefeßt sich nun ein neues aus dem Reiche der lebenden Natur, und zwar handelt es sich um die Grenzen des Nutzungswertes der Kuh.

Man war sich bei uns über die oberen Grenzen der Milchflut bei den Kühen nicht ganz klar oder besser gesagt, unsere Landwirtschaft dachte früher nicht entfernt an die gegebenen Möglichkeiten. Man wußte zwar, daß einzelne Milchkühe einige Tausend Eiter Milch jährlich liefern könnten, im großen Durchschnitt kam man vor dem Kriege und erst recht jetzt, wo die Kriegsfolgen noch nicht ganz überwunden sind, über einen Ertrag von rund 2200 Eiter pro Kuh im Jahre nicht heraus. Das ist immerhin, wenn man den Milchbedarf eines Städters damit vergleicht, eine ganze Menge. Da wir heute in Deutschland rund 10 Millionen Milchkühe besitzen, würden immer 6 Einwohner in der Pape sein, jährlich pro Kopf ohne die Einfuhr rund 350 Eiter Milch zu verzehren, das heißt täglich im Durchschnitt 1 Eiter. Das wäre auch im Interesse der Volksgesundheit ein sehr erstrebenswertes Ziel. Doch so weit sind wir noch lange nicht. Zunächst beträgt der durchschnittliche Verbrauch an Frischmilch in Deutschland nur einen verschwindend geringen Bruchteil der verfügbaren Mengen und kommt zudem meist auf das Konto der Säuglingsernährung. Von dem Verbrauch, der zwischen 0,4 Eiter täglich (Wlm) und 0,1 Eiter (Frankfurt a. M.) pro Kopf schwankt, entfällt also nur ein sehr kleiner Teil auf die Erwachsenen. Dagegen werden in Antwerpen 0,75 Eiter, in Stockholm 0,6 Eiter und in amerikanischen Städten 0,5 bis 0,75 Eiter täglich Frischmilch auf den Kopf der Bevölkerung verbraucht. Besonders der Amerikaner versteht, freilich mit Hilfe der Milch, auch im Sommer die erfrischendsten Eisgetränke herzustellen, nicht erst, seitdem ihn die böse Prohibition so gründlich „trocken“ gelegt hat. Die recht billige Magermilch wird bei uns in dieser Beziehung noch viel zu wenig gewürdigt. Die Milch ist eben im Lande der Dichter, Denker und — Biertrinker noch nicht volkstümlich. Dafür hat aber der Verbrauch in anderer Form, als Butter und Käse, bei uns eine größere Bedeutung. Allein der Butterverbrauch ist so bedeutend, daß er eine starke Einfuhr herbeiführt, die zusammen mit anderen Erzeugnissen der Milchwirtschaft einen Wert von rund 450 Millionen Mark jährlich hat.

Es ist also nicht gleichgültig, auch für den städtischen Verbraucher nicht, wieviel Milch

eine Kuh liefert. Die Erhöhung der eigenen Milcherzeugung um den Einfuhrwert von rund 450 Millionen Mark würde durch die erhöhte Kaufkraft unserer Landwirtschaft gut 200 000 Menschen Brot und Lohn geben, Arbeitslosenunterstützungen und Steuern könnten gesenkt werden. Welche Möglichkeiten dafür liegen nun vor?

Wir hörten, daß der durchschnittliche Milch-ertrag einer Kuh in Deutschland jetzt auf rund 2200 Eiter jährlich zu veranschlagen ist. Etwa der zehnte Teil unseres ganzen Milchviehbestandes wird in den sogenannten Kontrollvereinen, die um die Jahrhundertwende nach dänischem Muster bei uns eingeführt wurden, auf ihre Leistungen und ihren Fut-terverbrauch hin geprüft. Diese Prüfungen sind den Ausscheidungswettkämpfen im menschlichen Sport zu vergleichen: nur diejenigen Kühe werden für wert erachtet, sich weiterhin in ihrem erspriesslichen Beruf zu betätigen, die eine bestimmte Mindestmenge von Milch jährlich liefern, ohne allzuviel Fut-ter zu verbrauchen. So ist man in den Kon-trollvereinen dazu gelangt, den durchschnitt-lichen Jahresertrag einer Kuh auf minde-stens 3500 Eiter zu steigern, vielfach sogar auf 4000 Eiter. Bei einem Preise von 15 Pfg. für den Eiter Milch, den der Landwirt er-hält, würde im ganzen deutschen Durchschnitt eine Kuh jährlich für rund 300 Mark Milch liefern, 10 Millionen Kühe verdienen also rund 3 Milliarden Mark jährlich. Da die Steigerung der Milchleistungen bereits in den Kontrollvereinen im schlechtesten Falle 1000 Eiter jährlich beträgt, ist der Beweis gelie-fert, daß eine Mehrerzeugung im Werte von insgesamt 1,5 Milliarden Mark unschwer durchgeführt werden kann, während die Ein-fuhr nur einen Wert von 450 Millionen Mark hatte. Dazu gehört freilich, so merkwürdig es klingt, das wichtigste Kriegsmittel aller Zeiten: Geld, und zwar Geld für den An-kauf von Futtermitteln, von neuen Maschi-nen, Geräten und vor allen Dingen für die Ausbildung und ausreichende Einstellung von Personal. Wie es aber mit der leidigen Geldfrage steht, ist ein offenes Geheimnis.

Es ist keine Kleinigkeit, die Milchflut einer Kuh zu bewältigen, die täglich während eines ganzen Jahres etwa 30 Eiter Milch gibt. Diese fast undenkbare Milchleistung ist aber auch in Deutschland bereits überschritten, die von Amerika gemeldete Welt Höchstleistung be-trug fast 17 000 Eiter oder fast 40 Eiter täglich. Das hatte noch vor kurzer Zeit niemand von unseren braven Schwarzscheffen, denn um

diese handelt es sich, vermutet. Natürlich ist es nicht möglich, solche Rekordleistungen bei dem gesamten deutschen Milchviehbestand zu erreichen. Dazu gehört eine außerordentlich sorgsame Pflege und gute Fütterung der Tiere, die wegen der damit verbundenen Kosten nur in einzelnen Fällen durchgeführt werden kann. Aber es kommt noch ein anderer Umstand hinzu, der dafür sorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen: wie sportliche Rekorde nur von sehr wenigen Menschen erzielt werden können, so können sich auch nur sehr wenige Kühe dieser Milchrekorde rühmen. Es kommt auf eine glückliche Veranlagung an, denn auch bei den Tieren gibt es himmelweite Unterschiede in dieser Beziehung. Man denke: die gesamten Höchstleistungen von 30 bis 40 Liter Milch täglich ununterbrochen während eines ganzen Jahres bedeuten etwa 3 bis 4 Pfund Butter täglich oder — da wir auf 6 Einwohner eine Kuh besitzen — es müßten pro Person über 5 Liter Frischmilch verzehrt werden, um diese Milchflut zu vertilgen. Das ist kaum möglich. Diese Beispiele sollen nur zeigen, welcher Steigerung die Milchleistungen noch fähig sind. Nach amerikanischem Vorbilde wurde auch in Deutschland zur Durchführung der genauen Kontrolle dieser Rekordkühe das „Deutsche Rinderleistungsbuch“ im Jahre 1926 gegründet, und die Erfolge machen sich bereits fühlbar bemerklich: bis zum Ende 1930 wur-

den über 1250 Kühe nach genauer Prüfung der Aufnahme in dieses Elterregister für würdig befunden. Jede dieser Kühe lieferte die geforderte Mindestleistung. Aus wirtschaftlichen Gründen wird nicht so sehr die Milchmenge selbst berücksichtigt, als die Erzeugung von Buttersett, dessen die Milch unserer wichtigsten Rassen etwa 8,2 Prozent enthält. Bei einer ganzjährigen Prüfung von 365 Tagen wird zur Eintragung in das erwähnte Leistungsbuch eine jährliche Ausbeute von 250 Kilogramm Fett, das sind nicht weniger als fünf Zentner, von der Kandidatin gefordert. Das ergibt von jeder in das deutsche Rinderleistungsbuch eingetragenen Kuh in der genannten Zeit eine Butterausbeute von 275 Kilogramm jährlich im Mindestfalle. Würden alle deutschen Kühe einem solchen Rekord nachsetzen, so würde eine grenzenlose Absatzkrise eintreten, wir könnten uns in Deutschland der Butter nicht mehr erwehren. Wie wir sahen, brauchen wir diese Befürchtung nicht zu hegen. Aber ebenso ist die umgekehrte Befürchtung unbegründet, daß infolge des Bevölkerungswachstums in absehbarer Zeit ein Mangel an Milch, Butter und Käse eintreten könnte. Die Menschheit verträgt noch eine starke Zunahme, bis sie die verfügbaren Nahrungsmittel überhaupt aufbrauchen kann. Woran es fehlt, ist das Geld, um alles zu bezahlen.

Der Bestellungsbefehl

Von Victor Kaluza.

Wenn ich jetzt nachts an das offene Fenster trete, höre ich die Stirische röhren, so nah habe ich den Wald.

Diese gestöhnten Schreie der brünstigen Kreatur, sie wühlen die keusche Stille des Waldes auf wie — Granaten einen Ader. Granaten?

Jahre sind hingeflossen seitdem. Aber der Alltag hat die Granaten nicht verschüttet, die in meine Seele eingeschlagen sind. Wird er sie je verschütten? Immer wieder, immer wieder und aus lächerlich geringfügigem Anlaß, wie es das Knattern eines Motorrades ist oder der Knall eines platzenden Reisens, wird jene Zeit in mir wach.

Seht, der Stirschuf steht da draußen weckt die Erinnerung an die vorherblichen Nächte von vierzehn, Nächte, die vor Geheimnis rauschten, vor Spannung barstern. Bis an die

rußische Grenze war nur eine Handvoll Kilometer, wie hätten wir da schlafen können. Wir standen auf der Dorfstraße und warteten auf das Ungeheure. Es war wohl nur das aufgeregte Blut, das in unseren Köpfen rumorte, aber für uns war es ferner Kanonendonner. Wir standen da und lauschten, und wenn der Wind auffrischte, glaubten wir Pferdegetrappel zu vernehmen auf der Chaussee, die da von Osten ins Dorf schnitt. Bis an die Grenze war ja nur eine Handvoll Kilometer. Wir drückten uns rasch in den Schatten eines Gehölzes. Der Hund drin schlug an, rau, heiser, wie wenn man zwei Wassersteine aufeinander schlägt. Aber nichts kam, und wir traten enttäuscht wieder auf die Straße. Ja, wir fürchteten uns vor dem großen unbekannten Gespenst, Krieg geheißten, und dennoch sehnten wir es herbei, wir Jungen.

Einmal spät abends lauerte ich allein vor der Posthilfsstelle, um etwaige Siegesnachrichten in Empfang zu nehmen. Der Posthalter war in ständiger Alarmbereitschaft.

Es dauerte auch nicht lange, da kam er heraus und sagte, als er mich stehen sah: „Verdammt, da ist ein Telegramm für einen Reservisten in Dombrowka. Gestellungsbefehl. Wo nehm' ich jetzt bloß einen Boten her?“

Es war schon zu verstehen, daß der Posthalter das Telegramm verdammt. Wo sollte er jetzt einen herausklopfen, der für 60 Pfg. die Stunde Weg durch den Wald lief?

„So warten Sie doch bis morgen“, warf ich ein.

„Junger Freund“, sagte der Posthalter, „Befehl ist Befehl!“

„Oder gehen wir doch beide“, fiel es mir plötzlich ein, und ich sprach es auch aus. Befehl ist Befehl! Ich fühlte mich untertan einer unsichtbaren, aber unerbittlichen Macht, der ich ohne Widerspruch zu gehorchen hatte.

Und der Posthalter — ja, wir gingen beide.

Der Fußweg schimmerte vor uns her. Am Rande standen die Weidenbäume, geduckt wie sprungbereite Tiere. Eine Zikade zirpte verlassen im Felde.

Wir gingen unter dem Sternhimmel dahin und sprachen kein Wort. Wir wußten es: wir trugen eines Menschen Schicksal in Händen. Bei dem hohen Holzkreuz bogen wir ab nach dem Walde.

Eine seltsam beklemmende, lauernde Stille umging uns. Der Sand knirschte unter unseren Sohlen, und wir schritten immer schneller aus.

Als wir dann aus dem Walde traten und das Dorf vor uns lag, sagte der Posthalter. „Wir müssen jetzt laut reden, sonst hält man uns noch für Spione . . .“

Wir redeten laut, weiß Gott was, und der Mond ging auf. Das Gehöft des Reservisten lag tief im Schlaf. Nicht einmal der Hund schlug an.

„Wir werden ans Fenster klopfen“, sagte der Posthalter, „aber leise, daß die Kinder nicht erschrecken.“

Und er pochte schonungsvoll an die Scheibe, aber niemand gab Antwort. Erst als er wohl oder übel lauter wurde, hörte man drin die Bettlade knarren und eine Frauenstimme: „Du, du, es ist, glaub ich, wer draußen.“

Die Bettlade knarrte jetzt noch vernehmlicher und ein Mann räusperte sich.

„Machen Sie auf, wir bringen Ihnen den Gestellungsbefehl“, sagte ich, von einem seltsam feierlichen Stolz befeelt.

Da ging das Fenster auf und der Mann stand im Mondlicht vor uns, den Hemdkragen offen, daß die breite, behaarte Brust zu sehen war.

„Gestellungsbefehl?“ sagte er noch halb im Schlafe. Als aber seine Finger das Papier hielten, konnte er kein Wort mehr hervorbringen.

„Was hast du?“ fuhr die Frau auf und im selben Augenblick fing die Wanduhr an zu schlagen.

Das Todesurteil! fuhr es mir durch den Kopf.

Wir entfernten uns rasch.

Im Walde rührte der Plahitzsch. Er rührte, daß die Sterne flirrten — — —

Strandung und Bergung eines Schnellpostdampfers

Von Josef Beck.

Mit einem Schnellpostdampfer, mit dem wir schon verschiedene Reisen nach Mexiko ausgeführt hatten, traten wir Ende des Jahres 1922 die Reise von einem deutschen Nordseehafen über Santander, La Coruna nach Havanna (Cuba) und den mexikanischen Häfen an. Die Reise verlief mit dem ca. 10 000 Tonnen großen Dampfer sehr gut. Alle drei Klassen waren gut besetzt, sodaß wir mit der Besatzung an die 1000 Personen an Bord waren.

Am einem Sonntagmorgen in der ersten Hälfte des Monats Januar 1923 näherten wir uns der Küste von Florida und sollten

gegen 19—20 Uhr in Havanna eintreffen. Die Ankunft des Siffes war für diese Zeit bereits nach Havanna drahtlos gemeldet worden. Das Schiff fuhr dicht unter Land, die See war spiegelglatt und schönes sonnenklares Wetter grüßte uns. Der Teil unserer Fahrgäste, der in Havanna an Land ging, war damit beschäftigt, das Gepäck in Ordnung zu bringen. Der andere Teil erging sich an Deck und freute sich, nach der langen Seereise wieder Land zu sehen.

Punkt 10 Uhr verspürten wir drei heftige Stöße, die Reise war vorläufig zu Ende. Wir waren mit voller Fahrt auf einem Korallen-

riff aufgelaufen. Unser stolzes Schiff, das uns schon so oft über den Atlantik getragen hatte, saß fest und rührte sich nicht. Alle Versuche, das Schiff mit eigener Kraft wieder flott zu machen, waren ergebnislos verlaufen. Jetzt mußte festgestellt werden, ob unser Doppelboden keinen Schaden genommen hatte. Die Untersuchung ergab, daß das Schiff trotz des harten Aufsetzens seefest geblieben war.

Bevor wir nun weitere Arbeiten zur Bergung des Schiffes unternehmen konnten, mußten wir danach trachten, unsere Fahrgäste an andere Dampfer, die in unserer Nähe waren und nach Havanna fuhrten, abzugeben. Es wurden drahtlos Schiffe auf unsere Lage aufmerksam gemacht und gebeten, in unsere Nähe zu eilen, um die Fahrgäste zu übernehmen. Gegen 18 Uhr traf denn auch ein amerikanischer und ein französischer Dampfer ein. Jetzt begann ein schweres Stück Arbeit für unsere Besatzung. Unsere Rettungsboote mußten zu Wasser gelassen werden, um unsere Fahrgäste nach den anderen Dampfern zu bringen. Die Fahrgäste wurden nun mit Schwimmwesten versehen und merkten erst jetzt, daß sie doch in einer gewissen Gefahr schwebten. Es gab viele, die erst durch gute Worte zu bewegen waren, die Schwimmwesten anzulegen und unser Schiff zu verlassen. Es mußte immer wieder betont werden, daß die Uebergabe an die anderen Schiffe nur zu ihrer eigenen Sicherheit erfolgte. Die Dampfer, die unsere Fahrgäste aufnahmen, lagen ca. zwei Kilometer von uns entfernt, und so hatten unsere Leute ein schweres Stück Arbeit zu leisten, um die Boote an diese Schiffe heran- und wieder an Bord zurückzubringen.

Nachdem diese Arbeit beendet war und wir unsere Fahrgäste geborgen mußten, konnte mit dem Leichtern des Schiffes begonnen werden. Es muß noch gesagt werden, daß bereits am Mittag ein norwegischer und ein dänischer Dampfer versucht hatten, uns abzuschleppen. Leider mußten sie, ohne sich den guten Vergelohn verdient zu haben, den Versuch aufgeben. Das Personal war bereits um 12 Uhr in zwei Wachen eingeteilt worden, d. h. es gab sechs Stunden Dienst und sechs Stunden Ruhe. Die Luken wurden geöffnet und Ladung sowie Kohlen über Bord geworfen. Ebenso wurde der Doppelboden entleert, d. h. alles überflüssige Wasser wurde über Bord gepumpt. Wir behielten nur soviel Trinkwasser und Kesselpfeisewasser an Bord, um bis zum nächsten Hafen zu gelangen. Im Laufe der Nacht und des Vormittags wurden ca. 600 Tonnen Kohlen, 800 Kolli Ladung und 500 Tonnen Wasser über Bord geworfen bzw. gepumpt.

Morgens um 6 Uhr war unsere Wache zu Ende. Nachdem wir einige Stunden geschlafen hatten, begaben wir uns an Deck, um uns

die Vorbereitungen, die zur Bergung des Schiffes vorgenommen wurden, näher anzusehen. Man war noch immer damit beschäftigt, Ladung und Kohlen über Bord zu werfen. Unter der Ladung, die über Bord geworfen wurde, befanden sich auch Zelluloseballen, fest zusammengepreßt und mit Band-eisen zusammengehalten. Diese Ballen schwammen noch einige Meter mit der Strömung, bis sie ca. 30 Meter hinter dem Schiff auf dem Meeresgrunde anlangten. Das Wasser war so klar, daß wir genau beobachten konnten, was dort unten vorging. Den Fischen schien das garnicht recht, daß wir ihnen solche großen Pakete bescherten. Sie waren dauernd am Knabbern und Stoßen, die schweren Ballen rührten sich aber nicht. Mit der Zeit hatten sich die Ballen voll Wasser gesogen, die Bänder konnten diesem Druck nicht widerstehen und gingen auseinander. Durch den Druck scheinbar in Schrecken gesetzt, stoben die Fische in eleganten Schwankungen auseinander. Da nun an anderen Stellen die Ballen sich ebenfalls auflösten, mußten die Fische nicht wohin. Es dauerte eine ganze Weile, bis sich die Gemüter beruhigt hatten und ein Ausweg aus dem Labyrinth gefunden war.

Verschiedene Kolli waren mit leichteren Waren gepackt und schwammen in den Risten halb über Wasser. Soweit das Auge reichte, sahen wir Risten im Wasser von der Strömung davongetragen. Ungefähr zwei Kilometer von uns entfernt, sah man verschiedene Boote mit schwarzen Fischern besetzt. Dieselben waren eifrig bemüht, den Segen, der ihnen da so ungeahnt in den Weg kam, in ihren kleinen Booten zu bergen. Viel Glück werden die Fischer wohl nicht gehabt haben, denn gewöhnlich sind die Risten so gepackt, daß in einer Riste nur bestimmte Teile enthalten sind, die zu dem Inhalt anderer Risten gehören.

Gegen 22 Uhr am Sonntag traf ein Bergungsdampfer aus Kenwest, das ungefähr vier Stunden von der Strandungsstelle entfernt liegt, ein. Derselbe bot uns seine Unterstützung an, welche wir, wollten wir nicht noch mehr Zeit verlieren, gezwungen waren, anzunehmen. Nach kurzer Verhandlung mit dem Kapitän des Bergungsdampfers übergab die Schiffsleitung das Kommando zur Bergung des Schiffes diesem Kapitän. Nach dessen Anweisungen mußte nun weiter verfahren werden.

Der Bergungsdampfer legte ca. 200 Meter hinter dem Schiff zwei Anker aus, welche mit 20 Zentimeter dicken Hanfseilen verbunden waren. Diese Seile wurden am Hinterschiff aufgenommen, über das ganze Deck gelegt und am Ankerspill befestigt. Der Bergungsdamp-

fer selbst machte mit einer starken Hanfstrosse am Hinterschiff fest. Bis um 11 Uhr morgens sollten alle Vorbereitungen beendet sein, und um 12 Uhr sollte der erste Vergungsversuch unternommen werden.

20 Minuten vor 12 Uhr begaben wir uns, der 2. Ingenieur und Schreiber dieser Zeilen, in den Maschinenraum und übernahmen die Wache. Wir verabschiedeten uns von unseren Kollegen, denn die Möglichkeit bestand, daß das Schiff beim Abrutschen vom Korallenriff kentern konnte. Auf der Steuerbordseite konnte man das Riff deutlich sehen, während wir auf der Backbordseite genügend Wasser hatten. Es wäre für uns, bei einem Kentern des Schiffes, da unsere Ausgänge auf der Backbordseite lagen, ausgeschlossen gewesen, unser Leben zu retten; ebenso wäre es dem gesamten Maschinen- und Heizraum-Personal ergangen.

Nachdem uns unsere Kollegen verlassen hatten, wurden noch die letzten Vorbereitungen zur Vergung des Schiffes getroffen. Im Heizraum war so weit alles in Ordnung. Die vorhergehende Wache hatte bereits Sorge getragen, daß die Feuer rein und die Kessel unter vollem Druck standen. Die Maschinen waren gut vorgewärmt. Jetzt wurden die beiden Maschinen, die unsere Schrauben in Bewegung setzen sollten, voll ausgelastet, d. h. sie wurden auf ihre höchste zulässige Leistung gebracht. Nachdem dies geschehen war, begaben wir uns an den Manövrierstand der Maschinen. Mein Kollege stand an der Steuerbord-, ich an der Backbordmaschine bereit, und erwarteten das Kommando „Beide Maschinen äußerste Kraft zurück“. Mit der größten Ruhe setzten wir unsere Maschinen in Bewegung und brachten sie allmählich auf die vollen Umdrehungen. Auf einmal legte sich unser Schiff hart nach Backbord über, so daß wir uns festhalten mußten, wollten wir nicht zwischen die Maschinen stürzen. Man hörte Schreie: „Er fällt, er fällt um“, aber den Gefallen tat uns das Schiff nicht. Langsam kam es wieder in seine alte Lage zurück und fing an zu rollen. Das war für uns das Zeichen, daß wir wieder flott waren. Kurz darauf kam das Kommando „Stopp — Langsam voraus“ und etwas später „Stopp — Maschine fertig“. Die Gefahr war vorüber, alles war froher Laune und freute sich, daß der erste Vergungsversuch, wenn er auch viel Arbeit gekostet hatte, von Erfolg gekrönt war.

Ebenso wie die Maschinenanlage des Schiffes, bekam auch der Vergungsdampfer und das Ankerspill das Signal zum Anziehen. Durch diese drei vereinten Kräfte war es gelungen, das Schiff binnen zwei Minuten wieder flott zu bekommen. Die ausgelegten Anker und Trossen wurden nun eingeholt, das

Schiff seeflar gemacht. Um 15 Uhr waren die Vergungs-Hilfsmittel geborgen und die übrigen Arbeiten beendet. Die Reise konnte fortgesetzt werden.

Die Leitung des Schiffes übernahm nun der Kapitän des Vergungsdampfers, und dieser brachte das Schiff nach Keywest, weil dies der Heimathafen des Vergungsdampfers war, und die dortigen Verichte für die Festsetzung des Vergelohns zuständig waren. Außerdem war der Hafen in vier Stunden zu erreichen.

In Keywest wurde das Schiff von den Behörden einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Taucher mußten den Doppelboden genau nach schadhaften Stellen untersuchen. Es wurden keine größeren Fehler festgestellt, das Schiff war seefest, nur zwischen Kesselraum und Maschinenraum waren zwei Platten eingedrückt. Nach diesen Feststellungen konnte uns die Behörde anstandslos das Zeugnis der Seetüchtigkeit und die Erlaubnis, Fahrgäste aufzunehmen, erteilen.

Während sich dieses an Bord zutrug, war die Schiffsleitung bemüht, sich mit dem Kapitän des Vergungsdampfers und den Verichten zu einigen. Dienstag um 14 Uhr waren unsere Angelegenheiten geordnet, und wir konnten unsere Reise nach Havanna antreten.

In Havanna trafen wir gegen 20 Uhr ein. Unsere Ankunft war gemeldet worden, und unsere Fahrgäste nach den mexikanischen Häfen, die zwei Tage im Hotel untergebracht waren, erwarteten uns bereits mit Schmerzen. Als unsere deutschen Fahrgäste das Schiff wieder betraten, sangen sie „Deutschland, Deutschland über alles“, und ein Umarmen und Händedrücken ohne Ende setzte ein. Auch unsere ausländischen Fahrgäste waren sehr erfreut, ihre Reise auf demselben Schiff fortsetzen zu können. Es hat ihnen allen scheinbar sehr gut an Bord gefallen.

An Bord wurde die Nacht gearbeitet, das Expresgut, die Post und das Gepäck für die Fahrgäste, die in Havanna blieben, mußte abgegeben werden, frischer Proviant mußte eingenommen, Kohlen- und Wasserbestand ergänzt werden. Diese Arbeiten waren um 3 Uhr morgens beendet. Kurz darauf verließen wir den Hafen von Havanna, und die Insel entschwand schnell unseren Blicken.

Die übrige Reise verlief ohne jede Störung, wie üblich. Im Heimathafen kam das Schiff, nachdem es entleert worden war, ins Dock. Dort wurden die schadhaften Bodenplatten herausgenommen, die Bodenwangen ausgerichtet und neue Bodenplatten eingesetzt. Damit war der sichtbare Schaden, den das Schiff durch die Strandung erlitten hatte, behoben.

Interessant ist es noch, zu erwähnen, daß bereits am Sonnabend vor der Strandung im Heimathafen das Gerücht umging, das Schiff wäre verloren. Die Angehörigen der Besatzung wollten näheres erfahren und be-

stürmten das Büro des Reeders, natürlich ohne jeden Erfolg, denn zu dieser Zeit war an Bord noch alles in Ordnung. Die Meldung von unserer Strandung traf erst am Montag morgen in unserem Heimathafen ein.

Wie Belzebub den Teufel austrieb

Ein oberischlesisches Erlebnis von W. von Marienburg.

Es war am frühen Morgen des 30. Juni, eines Montags, da wurde der Bauer Peter Wyrwol aus dem Waldkretscham von Dombrowa herausgeschoben. Er begann in bedenklichen Spiralen seinen Heimweg nach Rokittau. Die Finken versuchten bereits in den grauen Morgen zu pinken und den Waldchoral für die Begrüßung der bald aufgehenden Sonne zu üben.

Ja, es war eben schlimm mit dem Peter Wyrwol und dem Schnaps. Aber diesmal konnte man ihm wirklich beinahe verzeihen. Am 29. Juni, dem Peter-Paul-Tag, noch dazu am Sonntag, hatten die Hundertzwei- und dreißiger ihre Wiedersehensfeier und Ausflug nach dem Waldkretscham, den der tüchtige Musketier vom 132. Regiment, Paul Golla, vor kurzem übernommen. Der ganze Kriegerverein von Kohlheim beinahe war im Waldkretscham versammelt. Militärkonzerte, Reden, Feuerwerk, hurra! — Na, und Peter Wyrwol, der hinter dem Wäldchen eine Besingung hatte, war doch auch 132er gewesen. Die Krieger blieben so bis 12. Dann hatte Peter Wyrwol noch mit Paul Golla den gemeinsamen Namenstag begossen. „Geh schon, Peter“, sagte Paul Golla mit sanftem Nachdruck, „denn sonst kommt wirklich deine Alte dich holen, und die schlägt gut zu. Ich hab', du weißt ja, voriges Jahr auch eine Ohrfeige von ihr bekommen, und weißt du, die zieht!“

„Weiß ich, Pieronna“, sagte der Trinker, „weiß ich besser als du. Gib mir eine Zervelatwurst, daß ich ihr fann das Maul stopfen.“

„Na also“, und Paul schob den Peter mit sanftem Zwange in den aufgrauenden Sommermorgen hinaus, nachdem er ihm eine Zervelatwurst in die Hosentasche gestopft. Das Geld hatte er schon vorher aus Peters Beutel genommen, ganz ehrlich, nicht einen Pfennig zu viel.

Der zog nun in weiten Bogenlinien dem Wäldchen zu, das Dombrowa von Rokittau trennt. Aber er hielt sich nicht lange auf den Beinen. Mitten in Walde war ein sanftes

Tälchen, durch das ein dünner Wasserstreifen rieselte, fast ganz von Gras und Vergißmeinicht überwuchert. Da verlor Peter sein mühsam gehaltenes Gleichgewicht und rutschte aus. „Schuhengel!“ rief er.

Er fiel schadloß weich, mit dem Kopfe etwas erhöht, und blieb in der Talmulde liegen. Das Wasser rieselte ihm etwas über die Stiefel, aber er merkte es nicht. Er begann zu schnarchen und schien einzuschlafen, aber sehr allmählich. Die großen Viköre, besonders die zweistöckigen, wie er sie nannte, machten ihm Kopfschmerzen.

Plötzlich sah er einen hellen Schein über sich fliegen und hörte eine sanfte Stimme verklingend hauchen: Rechte Gotteswarnung, Peter! Du sollst verstehen, was die Tiere im Walde über dich denken.

Da — was war das? Unter den Wurzeln des Kieferbaumes, an dessen Fuß Peters Kopf lag, von dem die Mähe in den Bach abgerollt war, kamen Mäuse hervor. Viele, viele, weiße, rote und graue. Sie liefen, wimmelten durcheinander, bildeten dann einen Kreis, ganz innen die roten, dann die weißen, dann die grauen. Dieser rot-weiß-graue Kreis von Mäusen wirbelte wie ein Rad um und um, bis man die Farben nicht mehr unterscheiden konnte. Schließlich waren all die Tanzmäuse grau, und das führende Paar dieser furchtbaren Polonaise piepte plötzlich furchtbar laut. Zu seinem Entsetzen verstand Peter, der mit offenem Munde dalag, alles, was sie piepten.

„Nun wollen wir ins offene Maul des Saufruders hineinspazieren, in den Magen hinunter und dann durch den Ärmel wieder hinaus.“

„Hilfe!“ ächzte Peter entsetzt, „ach heiliger Peter rette mich vor den verdamnten Mäusen!“

Ein furchtbarer Ekel mit allen seinen Folgen erfaßte ihn, als die Mäuse ihm durch Schlund und Magen zogen. Aber der heilige Peter erhörte das Flehen seines Patentkundes. Plötzlich waren alle Mäuse fort bis auf

zwei graue, die sich dem hilflosen Peter auf die Brust setzten, Männchen machten und sich putzten. Sie blickten Peter verächtlich an, der, ohne sich rühren zu können, die ganze Unterhaltung verstand.

„Du, Mäuselinchen“, sagte Mauserich Männer zu seiner Frau, „da haben uns unsere Eltern und Lehrer gesagt, wir sollten vor den Menschen Achtung haben, sie seien die stärksten und verständigsten Wesen. Da sieh dir mal diesen Menschen an, ist der mächtig oder verständig? — Dem kann ich ja auf der Nase herumtanzen, wenn ich will!“

Und er tat es wirklich, tanzte auf Peters Nasenspitze herum. Als er ihm aber mit dem Schwänzchen in die Nasenlöcher hineingeriet, nieste Peter so stark, daß Männer wieder zu seiner Frau hinuntergeblasen wurde.

„Siehst du“, sagte Mäuselinchen spöttisch, „er hat doch noch Kräfte. Aber freilich, traurig genug steht's um diesen Peter. Er hat Frau und Kinder und Garten. Aber im Garten wachsen manns hohe Disteln und sein Acker ist voll Unkraut, weil er faul ist und immer in der Schnapssneipe sitzt. Und Frau und Kinder müssen hungern.“

„Ja“, sagte Männer, „und manchmal schlägt er sie. „Ich schlag' Euch“, hat er einmal im Walde zu ihnen hinüber geschrien, „daß Ihr quietst, wie die Mäuse.“

„Ja“, gab Mäuselinchen wieder, „aber manchmal verdrischt ihn auch seine Frau.“

„Na ja“, gab Männer wieder, „eigentlich müßten wir Mäuse ihm dankbar sein. In seiner Scheune ernähren sich Hunderte von uns, weil er so spät drückt und nie auslegt und alles umkommen läßt.“

„Unsere Urgroßeltern“, sagte Mäuselinchen nachdenklich, „sollen ja auch von Peters Scheune hier in den Wald gezogen sein, denn sie waren eine feinere Art und wollten lieber freie Waldmäuse sein, als dort in dem Schmutz leben.“

„Du“, sagte Männer jetzt plötzlich entschlossen, „wozu lebst dieser Säufer eigentlich noch? Es wäre für die Seinen das größte Glück, wenn er umkommt. Weißt du, ich beiß' ihm hier die Ader am Halse durch, da läuft das Blut, bis er tot ist, und das tut ihm nicht einmal weh.“

„Daß das sein, Männer“, sagte Mäuselinchen böse, „sonst bekommst du es mit mir zu tun. Wir Tiere haben nicht das Recht dazu. Nebri gens, unsere Kinder spielen, marsch ins Wurzelhaus.“ Damit stieß sie ihn unsanft von Peters Brust hinunter und beide verschwanden unter den Wurzeln der Nieser.

Der betäubte Mann stöhnte. „O Gott, o Gott, sogar eine kleine freche Maus kann mir auf der Nase tanzen und schimpfen und mich totbeißen, und ich kann nichts dagegen tun.

O, dieser schlimme Schnaps!“ Er wollte wieder einschlafen, denn rühren konnte er sich immer noch nicht.

Da kamen Fleck und Schuppchen, die Zitronenfalter, herangeflogen. Es war ihr Frühmorgensausflug. „Ach Schuppchen“, sagte Fleck, „da hielt ich die rote Nase dieses Mannes für eine Blume, — pfui, wie dieser Mensch häßlich riecht. — Komm fort!“

Schuppchen flatterte in einiger Ferne und schlug die Fühler unter die Flügel. „Ja, man möchte sich die Fühlerspiralen abdrehen“, sagte sie.

„Du, mir scheint, der Mann ist tot und riecht so, weil er schon in Verwesung übergeht. Wir wollen den Totengräbern sagen, daß sie ihn eingraben.“

„Ei, da kommen sie schon in langem Zuge an“, sagte Schuppchen, „die haben's schon eher gerochen als wir.“

„Komm, fliegen wir fort“, mahnte Fleck, „diese ekligen Kerle riechen selber wie Leichen.“ Und sie flatterten fort. Auch ihr Gespräch hatte der betäubte Trinker verstanden und wartete voll Angst, was denn für Totengräber ihn bestatten sollten. Ja, da kamen sie anmarschirt in langem Zuge zu drei und drei. Große Käfer mit gelben Flügeldecken und schwarzen Binden darüber. Sie krochen brummend über Peters Gesicht.

„Pfui, wie das stinkt“, stöhnte Peter, denn die Käfer hatten wirklichen Leichengeruch an sich. Hatten sie doch eben eine tote Ratte eingescharrt und vorher zwei tote Ratten, die von den Rosttauern am Waldbrande hingeworfen waren.

Der Anführer der Käfer brummte, erzürnt summend: „Du, du stinkst, mehr als wir! Wir wollen diesen Menschen untersuchen, ob er reif ist zum Begraben. Marsch!“

Und die ekligen Käfer krochen ihm in die Nase, die Ohren und unter den Kragen. Am bloßen Leibe krochen sie ihm entlang. Peter litt Höllenqualen. Ein entsetzliches Krabbeln am ganzen Körper, ein Schleichen, Kriechen und Jucken, daß er aufschreien und sich hätte wälzen mögen, die ekelhaften Geschöpfe zu erdrücken. Aber er konnte sich nicht rühren. Da stieß der Anführer, der sich auf Peters Nase gesetzt hatte, einen hellen Laut aus: „Tüt tüt, tüt tüt, tüt tüt!“

Auf diesen Ruf kamen alle Käfer heraus und sammelten sich auf Peters Brust. Ich habe erkannt, daß dieser Mensch noch nicht ganz tot ist, aber in zwölf Wochen werden wir ihn begraben. Denn er trinkt ein Gift, das ihn ganz töten wird. Fort von diesem lebenden Kadaver!“ Und in geordnetem Zuge rückten sie ab, verächtlich mit den dicken Kolbenköpfen zuckend.

„O Gott, in der Hölle kann's nicht schlimmer sein. Nie mehr trinke ich diesen Schnaps.“ So stöhnte der Trinker in wildem Schmerz.

Aber es kam noch schlimmer. Lachend kam Nickel, der Fuchs, geschlichen.

„Hi, hi, das ist ja der versoffene Peter. Du hast mir mit dem Teschin ein paar Schrotkörner in den Leib gejagt, du Lump!“ bellte er, „weil ich ein Hühnchen geholt. Nicht für mich, für meine sechs Kleinen raubte ich es. Denn ich Sorge besser für meine Kinder, als du gemeiner Saufaus, wiewohl ich ein gehaftes Tier bin. Ein Stück aber will ich mir doch von dir schmecken lassen, du stinkender Leichnam.“ Und unter höhnischen Schimpfworten biß er den Peter ins linke Ohr, so daß dieser laut aufschrie. Das machte den Nickel doch stutzig.

„Nun, da nicht“, sagte er, „denn ich sehe etwas Besseres.“ Er fuhr dem Peter in die Rockflügel und holte die lange schöne Zervelatwurst heraus. So hüpfte er lachend, die Wurst im Maule haltend, hin und her, über Peters Kopf, mit dem Schwanz ihm ins Gesicht peitschend.

„Spizhub', elender“, knirschte Peter hilflos. „Hi, hi, hi, hi, die bring' ich meiner Frau und meinen Kindern, ich sorg' für sie. Spizhub' bist du, der du die Deinen hungern läßt. Siehst du, jetzt kommt meine Base, die Schlange, und dann holt dich der Teufel.“

Dem Trinker sträubten sich die Haare, denn jetzt kroch aus dem Bache eine graugrüne Schlange. Auf dem Rücken trug sie das dunkle Kreuz, das sie als giftig bezeichnete. Sie kroch kalt durch das Hosenbein und den Leib des Trinkers hinaus, der gelbe Angstschreie ausstieß. Aber sie wurden von niemand gehört.

Endlich kroch die Schlange am Halse des entsehten Mannes unter der Kleidung hervor. Sie stellte sich auf und wiegte ihren Kopf über den entsehten Augen Peters, indem sie ihre gespaltene Zunge weit vorstreckte.

„Es, si“, züngelte sie, „nun ist es aus mit dir, Peter. Wozu lebst du noch? Frau und Kinder werden sich freuen, wenn ich dich totbeße. Dann bekommen sie Rente, während du fast jeden Pfennig vertrinkst. Und gemißhandelt hast du sie auch. Jetzt will ich dich erst etwas am Halse drücken, und dann ein kleiner Biß, das wirkt.“ Sie kroch kalt über sein Gesicht.

Mit einem gelben Aufschrei warf Peter sich herum, so daß das Reptil in einem Bogen fortstog und dann davonkroch. Er versuchte den Kopf zu heben. Es gelang nur etwas. Dann kam wieder Betäubung und Schläfrigkeit über ihn. Er begann jetzt ruhiger zu schlafen

und nickte immer wieder, weil er jetzt ziemlich hoch an der Böschung der Talmulle lag.

Die Sonne sandte jetzt ihre ersten Strahlen in das lichte, grasbestandene Wäldchen hinein. Da ließ der Ziegenjunge von Rokitau seine meckernde Herde am Rande des Waldes ausschwärmen. Allen voran sprang Belzebug, der jüngste schwarze Ziegenbock. Stolz und übermüthig warf er bald den Kopf und bald die Hinterbeine in die Höhe und meckerte: „Ich bin der Belzebug und fürchte mich vor nichts! Wer wagt es mit mir?“

So sprang er durch den Wald und war bald weit von der Herde entfernt. Bald stand er auch an der Talmulle und sah mit Verwunderung an der gegenüberliegenden Böschung unseren schlafenden schnarchenden Peter kopfnicken.

„Mä—äh, was, du?“ Und der Peter nickte wieder. Da nahm Belzebug einen Anlauf. Drei Sprünge — und er schlug dem Peter seine rauen, gewundenen Hörner so hart ins Gesicht, daß sofort Beulen entstanden und zwei blutige Wunden zu rieseln begannen. Der Betäubte riß die Augen auf. Und sah das schwarze Bockgesicht mit den tückischen Augen über sich.

„Der Teufel, der Teufel, ich bin in der Hölle. O Gott!“ Eine wohlthätige Ohnmacht umfing seine Sinne.

Aber als Belzebug noch ganz verwundert über seinen leichten Sieg dastand, spürte er einen derben Herrenstiefel in seinen Weichen. Er lief kläglich meckend davon. Herr Pfarrer Twardy von Dombrowa war sehr zeitig aufgewacht. Er machte, verlockt durch den grauenenden Sommermorgen, noch vor der Messe einen Spaziergang in das Wäldchen hinein. Er war ein eifriger Seelensucher. Daß er aber hier im Walde sein räudigstes Schaf finden würde, hatte er nicht geahnt.

Als er den Ziegenbock verscheucht, brummte er ein paar Bezeichnungen über Peter in sein Halstuch, die den wenig lieblich Daliegenden nicht mit einem Schäfchen, sondern mit einem anderen Haustier verglichen. Er war etwas derb, der Herr Pfarrer, aber alle liebten ihn. Es war nur die raue Schale, wie sie hier in der Gegend vielleicht ganz praktisch und nötig war. Der Herr Pfarrer wollte Wasser für den Ohnmächtigen schöpfen. Da sah er die Schnapsflasche aus des Trinkers Tasche hervorlugen. Er goß das Getränk in den Bach und schöpfte reines Wasser. Mit diesem und dem Taschentuch reinigte und kühlte er die Wunden Peters. Der schlug die Augen auf. Wieder schauten sie starr und entseht.

„Ach, Herr Pfarrer, Herr Pfarrer! Da sind Sie auch beim Belzebug, auch in der Hölle? O Gott, o Gott!“

Pfarrer Twardy wurde ärgerlich. „Mit dir, du Säufer, möchte ich nicht einmal im Himmel zusammen sein, — das heißt, wenn du dich nicht änderst.“

Der Entsetzte verstand immer noch nicht. „Ach, Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, schrecklich ist es gewesen, und sie müssen doch noch alle hier wo sein. Der Beelzebub und die Schlange, und der Fuchs hat mich ins Ohr gebissen und meine Zervelatwurst gestohlen und die Totengräber kommen in zwölf Wochen.“

„Da hast du wohl auch Mäuse gesehen, du elender Säufer“, sagte der Pfarrer mit seltsamem Lächeln. „Ja“, stöhnte Peter, „woher wissen Sie, Herr Pfarrer? Und was sie alles gesagt haben auf mich! Und der Mann wollte mich totbeißen. Und alle Tiere haben gesagt, daß ich ein gemeiner Lump bin.“

Der Pfarrer riß den taumelnden Trinker in die Höhe, sodaß er knien blieb. Angstvoll faltete er die Hände und stöhnte: „Ach, Herr Pfarrer, helfen Sie mir doch!“ Nun, Herr Pfarrer Twardy half aber gründlich und auf seine Art.

„Die Tiere haben vollkommen recht, daß du ein Lump bist, und ich weiß genau, daß die

Totengräber dich in zwölf Wochen begraben werden, wenn du hier unter Gottes freiem Himmel nicht sofort dem Schnaps abschwörst.“

„Für immer und ewig, lieber Herr Pfarrer. Der Teufel hat mir ja schon ins Auge gesehen.“

Nun, Herr Pfarrer Twardy hatte immer seine Gelöbnißscheine mit. Der zitternde Trinker, der sich kaum noch auf den Knien halten konnte, gab vollkommen ernüchert und entschlossen sein Gelöbniß. Dann hob ihn der Pfarrer auf, holte ihm sogar noch seine Mütze aus dem Bach und führte ihn, ein rauher, aber guter Hirte, am Arme dem nahen Dorfe zu.

Jetzt spürte Peter plötzlich noch einige Aengste. „Ach, Herr Pfarrer, meine Frau, meine Frau!“

Kaum hatte Peter das gesagt, da nahm der Pfarrer reichs aus und überließ den bekehrten Säufer seinem Schicksal. Diesmal erhob dieses „Schicksal“, als es zu Hause die Schrammen und blutenden Wunden im Gesicht Peters sah, nur ein großes Wehgeschrei: „Wo bist du gewesen, du Säufer? Ich glaube, du kommst aus der Hölle?“

Ja, die Männer haben es schwer.

Frau Fabian stiehlt eines andern Eigentum

Stadt- und Landhumoreske von Gertrud Aulich.

Die Frau des Lagerverwalters Fabian aus der Stadt ist für etliche Wochen auf dem Lande zu Besuch, und es gefällt ihr bei der befreundeten Familie sehr gut. Es gibt allerlei und nahrhaft zu essen, die Luft ist würzig und fett, die Dahlien blühen in die Fenster hinein, und der Himmel ist blau wie ihr Mann am Montag. Dazu gibt es einen Wald, in dem man sich vor Spinnen, Käfern und Wildschweinen graulen kann, und es laufen Kinder herum, denen man gut und herablassend danken kann, wenn sie grüßen, was sie öfters tun sollten.

Es ist Herbst, und auf den Feldern werden Kartoffeln und Rüben geerntet. Frau Fabian geht einen Feldrain entlang mit gewölbter Brust und tänzelnden Füßen. Sie kommt vom Wald und trägt stolz und mit großer Genugtuung etliche Pilze im Einkaufsnetz, von denen kaum einer genießbar sein wird. Mitten auf dem Rain liegt ein Hausen Rüben, und Frau Fabian bekommt plötzlich einen schamlosen Appetit auf Wasserrüben. Jawohl, auf Wasserrüben.

Was kostet wohl eine Wasserrübe? Eine Stecknadel ist ein Wertobjekt dagegen. Frau Fabian bückt sich also, nimmt eine Rübe vom Haufen, entblättert sie hinter ihrem Rücken und steckt sie ins Netz zu den Pilzen. Eine Wasserrübe am Feldrain ist ein Nichts, gewiß, aber Frau Fabian hat dennoch ein unbehagliches Gefühl.

Unten am Feld arbeitet eine Bäuerin, zwei Kinder umstehen sie. Frau Fabian muß an ihnen vorbei, sie wird grüßen, nein, es ist besser, wenn man sich nicht überall anbietet, die Bäuerin ist eine gewöhnliche Frau, es muß wohl Unterschiede geben.

Da sagt das eine Kind und zeigt auf die Netztasche der Frau Fabian: „Sieh mal, Mutter, da hat sie uns eine Klade gestohlen, ich hab's gesehen.“

Die Bäuerin dreht sich langsam herum, Frau Fabian erstarrt. Nur ihr heller Bubi-kopf flattert, und die Rübe zuckt hilflos im Netz.

„Haben Sie die Klade da gestohlen?“ fragt die Bäuerin. Es ist nicht wegen der Rübe,

aber sie hat nun schon lange einen dicken Haken auf die Städtische, sie hat einen unaussprechlichen Hui auf Dübiköpfe und Seidenstrümpfe.

„Was für eine Klacke denn?“ haucht entseelt Frau Fabian und schämt sich rot.

„Was für eine Klacke? Da steckt sie doch.. Feine Leute sind das in der Stadt, das muß man schon sagen, kommen aus Land und stehlen armen Menschen Rüben . . . nichts zu beißen, aber seine Schuh' und Strümpfe müssen sein.“

Nun hätte Frau Fabian sagen können: „Da haben Sie ihren Quark!“ oder „Regen Sie sich nicht auf, gute Frau, was kostet also Ihre Klacke? ich will sie bezahlen . . .“ Aber vielleicht war sie nicht geistesgegenwärtig genug dazu, vielleicht brachte sie es nicht fertig, diesen winzigen Diebstahl zuzugeben, vielleicht war es so, daß sie auf ihre Schuhe und Strümpfe nichts kommen ließ, denn sie sagte: „So, so? Also nicht diese dämliche Klacke, sondern meine Lackschuh' und Seidenstrümpfe. Das glaub' ich schon, daß meine Strümpfe allein einen Zentner von Ihren Klacken wert sind . . . Was gehen mich denn Ihre Klacken an? Ist das überhaupt Ihr Feld, wie?“

„Nicht mein Feld? Hat man schon eine solche Unverschämtheit gesehen? Das soll nicht mein Feld sein? . . . Ignaz, hol mal den Vater, der werd' ich zeigen, was mein Feld ist. Und ob hier jeder Hergelaufene so drauf los stehlen kann.“

Der Bauer kam, rot, vierschrötig, gutmütig und von Ignaz halb unterrichtet. „Guten Tag“, sagte er, „was ist also zum Ruckuck mit den Klacken? Soll man nicht in Ruhe essen dürfen?“ Er sah die Bäuerin, und er sah Frau Fabian an, er war Mann und fiel auf gebrannte Voden und kurze Röcke herein und sagte zur Bäuerin: „Wegen diesem Griebisch da machst du einen solchen Holloß, du Drachen?“ „Halten Sie mal die Tasche auf, Frau Fabian . . . wieviel Stück soll ich hineinzählen, zehn, zwanzig?“

Die Bäuerin warf sich, wie eine Glucke gackernd, über den Rübenhaufen. „O, du gottverlassener Satan“, schrie sie, „du Unterrockjäger, du Weiberknecht! Du hast wohl vergessen, daß ich dich vom Hof jagen kann? Heute noch fahr' ich in die Stadt, und alles wird auf meinen Bruder überschrieben. Und scheiden lasse ich mich, auf der Stelle . . . Ich lasse mich von niemandem bestehlen, das merke dir!“

Der Bauer sah trüb' auf seine derben Stiefel, besann sich und sagte: „Na ja. Deshalb brauchst du nicht so zu schreien, man hört dich ja meilenweit.“ Seine Frau aber hielt in ihrem Redeschwall nicht inne:

„Anzeigen werde ich sie. So eine Gemeinheit, eine Klacke zu stehlen. Aber ein Wort zu sagen: Schenken Sie mir eine Klacke, Frau Fabian, dazu sind diese Damen zu fein. Es könnte ihnen ein Stein aus der Krone fallen. Stehlen ist einfacher. Was will sie überhaupt mit einer Klacke?“

„Ja, Sie hätten ein Wort sagen können, das ist schon wahr . . .“, echote jetzt der Mann.

„Und dann sagt sie noch, ob das überhaupt unser Feld ist, als ob wir's gestohlen hätten.“

„Vater, der Schandarm kommt. Franz hat ihn geholt, ich hab' ihm geheißt.“

Der Bauer entschloß sich, angesichts solcher Tatsachen nun doch mit seiner Frau einig zu gehen.

Der Schandarm blähte sich vor Wichtigkeit. Es kam ja in diesem verfluchten Rast jahrein, jahraus nichts vor, und es war gut, die Behörde endlich an sich zu erinnern. Er befahl somit, plägend vor Würde, die Parteien ins Gemeindefhaus und ließ vom Amtsschreiber ein Protokoll aufnehmen: Diebstahl in Tateinheit mit Beleidigung. Objekt: eine Klacke.

Die Sache ging ihren Lauf. Durch alle Instanzen, denn ein Bauernschädel ist das härteste auf Gottes Welt. Die Beleidigung wurde schließlich fallen gelassen. Was den Diebstahl anlangte, so gab es drei Eventualitäten: Einfacher Diebstahl, Feldfrevel, Mundraub. Mundraub? Die Klacke war nicht gegessen worden. Feldfrevel? Die Klacke war nicht vom Felde, sondern vom Rain genommen worden. Die Gerichte waren ratlos: Eine Klacke? Welchen Wert hat eine Klacke?

„Ja, was kostet denn so eine Klacke?“ fragte der Richter den Kläger. Der sagte trozig: „Der Zentner zweifelhafte.“ „Und was wiegt diese Klacke wohl?“ Das Streitobjekt, schmutzig, verschrumpelt und angefault, wurde gewogen. Genau 225 Gramm. Einer der Herren bemerkte: „Die Rübe ist inzwischen stark eingetrocknet. Im frischen Zustande wog sie mehr. Ja, was wog sie denn zum Teufel im frischen Zustande?“ fragte der Richter.

Der Rechtsanwalt des Klägers sagte: „Das Gericht geht von einem falschen Standpunkt aus: es handelt sich hier nicht um den materiellen Wert einer Rübe, sondern um den ideellen, nämlich um die Unantastbarkeit des Besizes, um die Heiligkeit der Scholle.“

„Ja, wie hoch beziffern Sie nun diesen ideellen Wert und die Heiligkeit einer Erdrübe?“ gab der Verteidiger der Angeklagten zurück.

Da stand der Gerichtsschreiber auf, der die Rübe genau betrachtet hatte, und sagte ent-

Wehranlagen an oberschlesischen Kirchen.



Oben und rechts unten:
Hohndorf, Kreis Leobschütz.

Links unten: Kallau, Kreis Neiße. 9

Fastnachtsbrauch im Kreise Leobschütz.



schlossen: „Meine Herren, ich möchte einen Irrtum richtig stellen; es ist dies keine Erdrübe, eine sogenannte Klaste, sondern ein Gemüse, das man Wasserrübe nennt.“

Auf diese Bombe hin beschloß das Gericht, die Verhandlung zum Zwecke der Ladung eines Sachverständigen zu vertagen.

Die Frau des Lagerverwalters Fabian bekam vor Verzweiflung und Langeweile Zwillinge, der Bauer Ladus lieferte den Ertrag von zwanzig Klastenfeldern an seinen Rechtsanwalt ab. Und wenn die Rübe inzwischen nicht vollends verkauft ist, prozessieren sie noch heute.

Die Stirn-Marbe

Eine Aschermittwoch-Geschichte von Alfred Hein.

Herr Kaufmann Florian Kurz war ein angesehenen Bürger seiner Stadt, rechtschaffen, wohlthätig und fromm. Er gehörte der Stadtverordnetenversammlung an, er war Vorsitzender des Kirchenrates, sein Wort fiel überall gewichtig in die Waagschale. Vor Jahren wollte ihn die kleine nordbayerische Stadt, in der diese Geschichte eines Aschermittwochkreuzes spielt, zum Bürgermeister wählen, doch da sein Geschäft gut ging (es war eine große Warenhandlung, die nicht nur die Stadt, sondern vor allem die Güter im Kreise versorgte), so überzeugte er seine Mitbürger, daß es für die Stadt von größerem Nutzen sei, wenn das Geld aus dem Kreise durch sein Geschäft hineinsloß. Er wußte niemanden, dem er es während der Amtsführung anvertrauen könne. Man solle also einen anderen wählen. Und so geschah es auch, aber durch die ausgeschlagene Wahl stieg sein Ansehen nur noch mehr, und viele im Lande nannten ihn den ungekrönten König dieses Städtchens, in das vor mehreren Jahrzehnten Herr Florian Kurz als Schlossergefelle einwanderte, weithin aus dem Böhmischem war er gekommen.

Es besteht noch heutzutage die katholische Sitte, sich am Aschermittwoch von des Priesters Hand ein Kreuz von Asche auf die Stirn zeichnen zu lassen, und natürlich gehörte zu den Treugläubigen, die dieser Sitte folgten, auch Florian Kurz. Mit seiner ganzen Familie, seiner Frau und den zwei hübschen Töchtern, kniete er vor dem St. Jacobus-Altar der Stadtkirche, das Kreuz mit dem geflüsterten Memento mori des Priesters erwartend. Gewiß war Florian Kurz kein Duckmäuser, und wie alle hatte er am Rosenmontag und in der Fastnacht noch allerhand Mottos im Kreise seiner vielen Freunde getrieben. Immer trug er dann sein böhmisches Geigergewand, und er spielte auch noch als behäbiger Fünfstädter dem ausgelassenen Volke zum Tanze so feurig auf, daß viele jungen

Männer sich sagten, die Kurz-Mädels, wenn die das gleiche Feuer im Leibe haben wie der Alte, alsdann — — und so flogen auch die Kurz-Mädels aus einem Arm in den andern.

Nun aber knieten auch diese am Altar, mit ehrfürchtiger Miene des Franziskanerpaters vom Kloster Herrenfeld in Böhmen harrend, der diesmal die Fastenpredigten halten und ihnen auch das Aschenkreuz geben sollte.

Florian Kurz kniete mit einer seltenen Unruhe vor dem Altar. Das Kloster Herrenfeld lag wenige Wegstunden von dem Dorf entfernt, aus dem er stammte. — „Was hast du, Vater?“ fragte leise seine Jüngste, die neben ihm kniete. „Ach, ich ämulierte allweil, wie hoch der Vater aus meiner Heimat ist — und da denkt man halt an alte Zeiten —“

Der Vater kam aus der Sakristei, die Schale mit dem Aschenstaub trug ein Kirchendiener neben ihm. Und er begann — sein „Bedenke, o Mensch, daß du von Staub bist und wieder zu Staube zurückkehren wirst“ in der lateinischen Sprache flüsternd — die Aschenkreuze auf die gläubig erhobenen Stirnen zu zeichnen.

Er näherte sich Florian Kurz, den immer stärker die merkwürdige innere Unruhe überfiel. Kurz wischte sich von der Stirn den Schweiß — da berührte ihn schon die Hand des Mönches:

„Memento mori — —“

Schwoh nicht die alte Marbe auf der Stirn?

Warum stockte die Hand des Priesters?

Doch — schon ging der Segenbe weiter — aber sah er nicht durchdringend ihn an?

Florian Kurz preßte die Augen in die gesalteten Hände, er betete, aber die Worte des Gebetes verwirrten sich ihm — er erhob sich und ging ein wenig schwankend, gerade noch mit einiger gemachten Sicherheit beherrschten Schrittes hinaus.

Als er die Kirche verlassen wollte (seine Frau und Töchter knieten noch mit den an-

deren Frauen der Gemeinde im Gebet), trat der Pater, der inzwischen seine Zeremonien schon beendet hatte, aus einem der dunklen Säulengänge an ihn heran: „Ich möchte Sie sprechen.“

Florian hob fragend sein wirres, unruhiges Gesicht, doch der Pater ging schon voraus, sah nur noch einmal mit großem Blick auf Kurz, und dieser schritt willenlos hinter ihm, seine Hand betastete die Stirn — ja, wahrhaftig, die alte Narbe war durch die Erregung hochgeschwollen — doch wie sollte der Pater wissen —

Der Pater mußte alles, wie Florian Kurz in wenigen Sekunden feststellte, als er ihm in der Sakristei gegenüberstand. Daß er einen böhmischen Namen trug, der auf deutsch Kurz bedeutete, daß er umherziehender Geiger gewesen sei, und daß er in gemeiner Hier den Birkhofbauern bei Kloster Herrenfeld erschlagen hatte, um das Geld zu besitzen, das ihn zu dem angesehenen Mann gemacht hat, der er heute war.

„Ich bin des Birkhofbauern Sohn. Und ich habe mir die 30 Jahre lang die Stelle an der Stirn des Mörders gemerkt, die mein Vater mit dem eisernen Nachttischleuchter in lechter aufbäumender Abwehr ihm schlug. Ich

kam hinzugelassen auf den Schrei meines Vaters, ich war damals neun Jahre alt, und schlief neben ihm — meine Mutter war schon tot — erst später kam das Gesinde herbei — ich hab' dich gesehen, wie du mit blutender Stirn meinen Vater ermürgtest —“

Florian Kurz stierte vor sich hin.

„Verloren — alles verloren — Sie werden mich anzeigen, Pater Augustinus?“

„Du fürchtest nur die Anzeige? Hab' keine Bange, die wird unterbleiben. Gott richtet. Er hat gerichtet.“ Der Pater sah auf die Narbe, über die er das Aschenkreuz gezeichnet hatte.

Florian Kurz ging zerbrochen und verworren hinaus.

Am Aschermittwochs-Nachmittag fand man ihn erhängt im Stadtwald. Niemand wußte, was den ehrenwerten Mann in den Tod getrieben hatte. Da die Tochter erzählte, daß der Vater schon so schwermütig und wirr am Altar dreingeschaut hatte, nahm man an, daß ihn eine plötzliche Umnachtung überfallen hatte, und begrub ihn mit allen weltlichen und kirchlichen Ehren an dem Tage, an dem sich Pater Augustinus von seinem Abt ins Kloster plötzlich zurückrufen ließ.

Oppeln zwischen Barock und Wiedermeier

Don Georg Büchs.

Alt-Oppeln spricht am einheitlichsten zu uns durch die prachtvollen Giebelhäuser am Ring. Man könnte sagen: Giebel-Literatur in Barock.

Erst 180 Jahre liegt diese gelungene monumentale Zusammenfassung obererschlesischer Kulturentfaltung zurück. Einzelne Giebelbauten mögen älter sein; aber ihre jetzige beständige und gemütvollte Art, Bürgerstolz und Stadtsinn anzudeuten, erreichte den Höhepunkt zu der Zeit, als Oppeln im Lebensabend Friedrichs des Großen schon der verkehrstechnische Mittelpunkt Oberschlesiens geworden war.

Der Chronist Idzikowski meldet, daß die Oppelner Bürger nach dem Einzug der Regierung in Oppeln 1816 ihre Häuser z. T. zwar neu aufbauten, aber im Stil der bisherigen Gebäulichkeiten. So kam es, daß in einer Zeit, als das Barock der österreichischen Epoche längst nicht mehr zeitgemäß war, die Oppelner noch in Barock bauten. Zur selben Zeit leisteten sie sich dafür im Bewußtsein, mit der Zeit mitgehen zu müssen, die Stil-

widrigkeit, daß sie an der Nordseite des Rathauses korinthische Säulen anbrachten. Längst war damals (1820) dem klassizistischen Zeitgeist die romantische Periode gefolgt; aber dennoch hält Oppelns Bürgersinn wieder an Ueberholtem fest, im Renaissance-Stil des Rathauses, das heute so ernst und streng feierlich auf die gemütlichen Bürgerhäuser vierseits des Ringes herabsteht.

Es hat sich was mit der Bauweise Oppelns. Verschlungen sind die Pfade, auf denen sich die Stilarten durcheinander gewirkt haben. Und doch: wir stehen am Ende der Adalbertstraße und haben den romanisch gekrönten Treppenaufgang zur sog. Bergkirche vor uns. Zur linken Hand wieder das ernste, fast finstere Antlitz eines Barockbaues, des ehemaligen Dominikanerklosters, in dem die Regierung zuerst untergebracht war, als sie Oberschlesiens Verwaltung, losgelöst von der übrigen schlesischen Erde, in die Hand nahm. In diesem Platz liegt Stimmung, Ernst, Bedeutung, betont von den strebepfeilerartigen Wänden zur Linken. Hier hat sich das damalige Bild der obererschlesischen



Kultur erhalten. Man sieht einen ernsten, grauen, einstöckigen Bau, das ehemalige Jesuittenkolleg, dem 17. Jahrhundert angehörend. Etwas Dürftigkeit liegt über dem Ganzen. Die obererschlesischen Jesuiten waren nicht in der glücklichen Lage, wie in den umliegenden Provinzen Habsburg, Prachtbauten aufzuführen. Die Döbelper Niederlassung, mit der auch die zu Dt.-Pieskar kon-

furrierte, konnte nie so recht vorwärts kommen, wenngleich auch die Schülerzahl ihres Gymnasiums zu Döbeln ganz beträchtlich war. Aber baulich entwickelte sich nichts Nennenswerthes, nur der barocke Bau, den unser Bild hier zeigt. Und doch ist Linie in dem Bau wahrzunehmen, Linie, die auch in späterer Zeit sich nicht verleugnen ließ, als das Gebäude anderen Zwecken diente.

Man vernimmt den Auftakt zu einer schweren Verwaltungsarbeit, zu einem Genesungsprozeß, nach langen Teuerungen, Krankheiten und Kriegswirren. In diesem Stimmungsgehalt drückt sich das Mißgeschick von mindestens drei genial veranlagten Menschen aus, die als Regierungsbeamten hier geistig verkamen. Graf Reichenbach, der bereits in dem 3. Jahrzehnt seines Lebensalters die Geschicke einer ganzen Provinz als erster Regierungspräsident leitete, starb hier, völlig überarbeitet, in geistiger Unmachtung. Die beiden Opern-Komponisten bzw. Musiktheoretiker Hampe und Ebell, infolge ihrer Landes- und Sprachenkenntnis als Regierungsräte berufen, siedelten hier zwischen Aktenstau und Bürokratie (wer denkt da nicht an Eichendorff?) langsam dahin. Durch Hampe knüpft sich die Erinnerung an einen geistreichen Oberschlesier, den Prediger Pohl, den 1790 auch Zöllner in seinen Reisebriefen erwähnt. Mit Hampe zusammen interessierte sich aber auch der Romantiker C. T. A. Hoffmann für die Schöpfung und Entwicklung der deutschen und romantischen Oper. Beide kamen in ihrer Jugend in Glogau zusammen und arbeiteten dann lange Zeit gemeinsam für ihre poetischen und musikalischen Ideale. Hampe und Ebell wieder wurden 1810 in Plegnitx bekannt. Ebell heiratete eine Schwägerin Hampes. In Oppeln aber trugen sie von 1816 ab Würde und Bürde des Regierungsamtes. Ebell schließlich, nach vielbewegtem Jugendleben, mechanisch-stumpfsinnig, nur noch mit arithmetischen Berechnungen beschäftigt. Oppeln hatte dessenungeachtet aber eine musikalische Vergangenheit, geknüpft an die Namen Kabath, Richter, Hoffmann, Ranger, Luge. Aber der Krieg von 1806/7 muß wohl auch hier zerstörend gewirkt haben, wie in Karlsruhe, wo der C. M. von Weber-Jönnl, an dem ober-schlesische Musiker lange gezehrt haben mögen, zusammenbrechen ließ.

So sehen wir gegen Beginn des 19. Jahrhunderts in Oberschlesien zwei große Musikkreise verbleichen, im Westen Johannisberg, die letzten Reste des Musikkreises um Carl von Dittersdorff am Hofe des Fürstbischofs von Breslau, und im Osten den Musikerkreis des Herzogs Eugen von Württemberg in Karlsruhe. Beide mögen auf Oppeln Einfluß gehabt haben. Noch einmal reichten sich in Oppeln durch die Komponisten-Regierungsräte Hampe und Ebell der Lebenskreis eines C. T. A. Hoffmann und eines C. M. v. Weber die Hand, nachdem einige Jahre vorher etwas südlicher in Lubowitz bei Ratibor Eichendorff seine Romane „Ahnung und Gegenwart“ und „Die Dichter und ihre Gesellen“ vollendet hatte.

So wie die Barockbauten zu Oppeln Spätlinge einer monumentalen Endentwicklung sind, so wie der Romantiker Eichendorff für eine gewisse Richtung End- und Zielpunkt ist, so spricht auch aus dem Gedankenaustausch zwischen Hoffmann und Hampe das Endstreben der romantischen Musik, endlich die deutsche Oper heranzuführen, die Oper, die mit dem Text ein Ganzes, Untrennbares bildet, die aber tiefer ins Herz dringt als die italienische Oper und die ihnen auf deutschem Boden nachgebildeten Werke. Ein Gedanke, den schon C. M. v. Weber theoretisch und praktisch sich erarbeitet hat, ohne freilich ihm ganz nahe zu kommen. Ist doch der inhaltlich schon in Carlsruhens Waldesumgebung herangereifte „Freischütz“ ein erster Schritt zu der Musikentfaltung, deren Krönung einem Richard Wagner vorbehalten war.

So melden Oppelns Bauwerke und kulturegeschichtliche Erinnerungen von Spätlingen auf allen Gebieten. Diese Spätlinge entblühen aber einem äußerlichen Zerfall. Eichendorffs Muse trauert um den Verlust elterlicher Stammgüter, um Toß, später um Lubowitz. Der kinderlos aus seinem märchenhaften, weltberühmten Jönnl Roßwalde entwurzelte Graf Jöbich mußte nach Potsdam sein Gnadenvotum essen gehen, weil seine Verschwendung für prachtvolle Schäfer- und Schauspiele, für komödienhaft aufgeputzte Gartenkünste nicht nur materiell, sondern auch ideell der Wirklichkeit der neuen, hastenden Zeit zuwiderlief. Ein gleiches Ziel von Großmannssucht, gepaart mit Kunstbegeisterung, will Graf Sobek auf Roschentin, dessen Orchester über Deutschlands Grenzen weit hinaus wirkte. Und mitten in diese ästhetisierenden Literatur-, Schäfer- und Musikidylle Johannisberg, Karlsruhe, Roßwalde und Roschentin hatte sich die immer mehr automatisch auswirkende Reglementierungssucht des friderizianischen Systems die Wegweiser einer neuen Zeit gebaut: Fabriken, Stahlhämmer, Gießereien, Kolonistendörfer, mit einem Wort die Zeichen der Zeit der Aufklärung.

Während Eichendorff in Lubowitz der Romantik feinsten Gliederbau durch Verszierrat in die deutsche Literatur hineinzauberte, während Webers geniales Musiktalent die erste romantische Opernmusik sich in ober-schlesischen Wäldern erträumte, schürten ober-schlesische Holzschelte den Brand für buntalbedrige Fanancen und zierliches Porzellan in Glinik und Proskau.

Die der Natur und dem schlichten Volkston abgelauchten Lieder Eichendorffs und Webers erstehen gleichzeitig noch einmal, durch Kunstfertigkeit aus erdiger Form zum zerbrechlichen Gedicht gebrannt. So waltet

auch in Oberschlesien damals im Nied, Vers und Form derselbe Atem der Zeit, an dem sich das deutsche Volk ergötzte. Da, 1808 kommt der Riß. Und einige Jahre später tritt neben die zierliche Kokos-Figur aus Porzellan die Eisenplakette der Gießerei Gleiwitz und Malapane, die Zeichen der eisernen Zeit. Das Nied Eichendorffs, die Opernideale Webers werden überrauscht von der Kriegsymphonie der Jahre 1813–15, von Körner, Arndt, Fichte. Zwar grüßte auch Körner bei Neustadt obereschlesischen Boden, zwar schuf der Eisenguß Oberschlesiens auch Filigran, Arbeit seltenster Form, aber der eigentliche Ausdruck von Oberschlesiens Hochkultur lebt doch in seinem Porzellan, in seinem Eichendorff in seiner Musikliebe.

Und so Oppelns gemauerter Zeiteinspiegel. Mit den zierlichen Barockgiebeln am Ring hält der stolze Renaissancebau des Rathauses frohe Rücksprache. Alte Bekannte, die sich im

Gedränge eiserner Zeit zusammengefunden haben. Bei hellem Mondenschein getraut du dich, Wanderer, noch mal zurück zum Platz vor der Vergeltkirche. Schaust die düsternen Manern am ehemaligen Regierungsgebäude entlang. Sitzt da nicht am Fenster ein verwelteter Mann und malt, vom Mondlicht beschienen, Logarithmen und Ziffern auf die zitternde Tafel, die er ins Licht hält? Ist er's? Obell? Ist es etwa ein Geistesbruder jenes Zinkerfinders Ruberg in Wessolla, der, eine faustische Natur, als er seine Glashütte bei Myslowitz betrieb, mit geheimen Kräften sich am Werke glaubte?

Der Sinn ermattet, der Geist bringt weiter, über Meilen und Ahnungen. Herrlich geschliffene Gläser tauchen auf. Auch ein Reichthum Oberschlesiens aus seiner Wiedermeierzeit. Aber — versunken, vergessen, verschollen. Niemand mehr weiß von ihnen. Verspätet und vergessen!

Isidor Schicht guckt mal in sein Feldweibelbuch

Militärhumoreske von Geheimrat Artur Schiller.

Bei den Gleiwitzer Männen lebte Ende des vorigen Jahrhunderts der Witzwachtmeister Isidor Schicht, genannt Stäppel, auch nachdem er, ein tüchtiger Soldat und famoser Reiter, seine 12 Jahre bei den Preußen schon abgerissen hatte. Zu viele Bande der Liebe verknüpften ihn mit seiner Garnisonstadt. Die 16 Augen aller 8 Gerichtsvollzieher und zahlreiche Großväter und Vormünder bewachten liebevoll jeden seiner Schritte, damit er nicht nach Empfang der ihm beim Ausscheiden zufallenden 1000 Mark plötzlich von der Bildfläche verschwände. Später ist es ihm übrigens doch gelungen; er soll bei einem Strich und Unterschlupf gefunden haben.

Allerweil lief er aber noch vergnügt im Raudener- und Klosterstraßenviertel herum, klein, unterseht, aber forsch, oh! Strammen Schritts, den Schnurrbart à la Habich aufgewirbelt, Mühe schief, die Witzhaugen in die Runde werfend. Welch weibliches Herz kann dem hübschen Kerl widerstehen!

Im alten Amtsgericht, Zimmer 19, Fenster nach der Klosterstraße, saß eines Tages der bekannt eifrige Zivilprozeßrichter Dr. Gröschel. Die Alimentensache der Marie Orzeszek wider den Sattlergesellen Malecha war zur Entscheidung reif. Dr. Gröschel hatte selbstverständlich, kalligraphisch geschrieben,

die Personalien mit dem Vireal unterstrichen, das Urtheil mit auskömmlichen Gründen schon im voraus gefertigt auf dem Tische des Hauses daliegen. Es sollte den Jüngling Malecha in den ehrwürdigen Stand der Väter erheben. Alle seine Genossen, von denen er behauptet hatte, sie hätten auch Fräulein Wlze's Freundschaft genossen, hatten sich losgeschworen. Sein Anwalt, der alte gute Justizrat Hicke, war in Verzweiflung: „Was mache ich nur? Der Vater meines geschätzten Mandanten verachtet mich bis an mein Lebensende, wenn ich die Sache nicht wenigstens in die zweite Instanz bringe!“

Sein siegesgewisser Gegner, der lustige, junge Rechtsanwalt Dr. Wiszt, war boshaft genug, ihm zu raten, doch den Wachtmeister Schicht noch als Zeugen vorzuschlagen. „Wer ist Schicht?“ „Das ist ein bei der Damenwelt äußerst beliebter Kavaller; in seinem Feldweibelbuch zwischen dem 2. und 3. Rockknopf hat er eine ganze Terminliste und die Namen aller seiner Liebchen.“ Nun, man kann nicht wissen! In der Not greift man nach dem Strohhalme. Freilich, Dr. Gröschel wird über die nachträgliche Zeugenbenennung sehr fuchtig werden. Das wurde er auch! Aber schließlich ließ sich der Zeuge nicht gut ablehnen, von dem Hicke mit gedrückter

Stimme vermeldete, er habe ihn leider erst vor kurzem in Erfahrung gebracht. „Also Schluß, meine Herren; heut über vier Wochen neuer Termin, darin soll der Wachtmeister Fidor Schicht über die Behauptung des Beklagten als Zeuge vernommen werden, daß er in der Zeit von . . . bis . . . na und so weiter.“ Da fährt der unglückselige auf-rufende Gerichtsdiener Susialek mit der seinerseits freudig aufgesaßten Mitteilung herein:

„Herr Amtsrichter, der Wachtmeister Schicht sitzt im Flure auf der Bankel!“

Jetzt, Unheil, gehe deinen Gang.

Wie zu erwarten, ruft Gröschel: „Er soll 'rein kommen!“ Hilde's Brust entströmt ein tiefer Seufzer.

„Also Herr Wachtmeister Schicht, Sie sollen hier in einer Alimientensache als Zeuge gehört werden.“ — „Jawoll!“

„Es klagt die unverehelichte Marie Drzeszek; kennen Sie die?“ — „Muß mal nachsehen.“

Notizbuch raus, rasches, heftiges Blättern mit der ganzen Hand, freudiges Nicken: „Ja-

woll! Kleines, nettes Ding, Spitzname: Rüssel. Kenne ich!“

„Sagen Sie mal, Herr Wachtmeister, haben Sie mal von dieser Rüssel Gunstbeweise erfahren?“

Neues heftiges Blättern im Buche: „Am 20. und 21. Juli, am 2. August und dann noch so ein paar mal; nicht weiter notiert.“ Tableau!

Dr. Rätz ist auf den nächstbesten Stuhl niedergesunken. Hilde steht erhobenen Hauptes, setzt sich das Barett auf: „Ja, ja, meine Herren, meine Behauptungen haben immer Hand und Fuß; nie aus der Luft gegriffen. Mein Grundsatz: fleißig nachforschen, prüfen, abwägen!“ Wütend zerknüllt der Herr Amtsrichter sein unnütz gefertigtes Pismo*), wirft es mit einem Schwunge in den Papierkorb und verkündet unwirsch: „Die Klage wird kostenpflichtig abgewiesen. Das Urteil ist vorläufig vollstreckbar.“

*) Pismo (oberschlesisch-polnisch) = Schreiben.

Am Krähenwinkel

Viergeschichte von Anna Bernard.

Am Krähenwinkel hatten die Jungge-nossen des ehrbaren Barbier- und Friseur-handwerks ihre Quartalsitzung. Auf der Tagesordnung stand eine böse Sache zur Ver-handlung. Eichhörchen Flott Fliher hatte nämlich den Frauen und Töchtern der Popf-lerchen einen Dubikopf geschnitten. Dar-über waren nicht nur die männlichen Artge-nossen, sondern die gesamte Bevölkerung des Krähenwinkels empört, und der Obermeister der Innung empfahl, den gewissenlosen Fli-zer vom Beruf auszuschließen, da er eine Schande für das ganze Mittel wäre. Bei der Abstimmung fehlte denn auch nur eine Stimme, von der jeder wußte, daß sie dem jungen Buchner gehörte, der sich um die Tochter des Schulbigen bewarb.

Fliher wollte sich ausreden: die Verchen hätten ihn inständig um das Abschneiden der Böpfe gebeten. Die Verchen, zur Rede ge-stellt, sagten: Fliher habe ihnen gesagt, der Dubikopf sei jetzt die große Mode, und auch von wegen der Gleichberechtigung und so. Außerdem aber hätte es sie geärgert, daß der Eichelhäher, wenn er nur eine Popf-lerche sah, immer gerufen hätte: „Lange Haare, kurzer Verstand“. Das Urteil lautete: „Fliher ist nicht nur aus der Innung ausgeschlossen, son-

dern er darf sein Handwerk nicht mehr aus-üben!“ Die Verchen aber gesielen sich sehr, spiegelten sich in jeder Regenspütze, und der Eichelhäher schrie hinter ihnen: „Kurze Haare, gar kein Verstand“.

Der Dompfaff hatte denn auch nicht ver-fehlt, in einer zu Herzen gehenden Sonntags-predigt die Eitelkeit der Welt zu verurteilen und ernstlich davor zu warnen, dem lieben Gott ins Handwerk zu psuschen. „Es ist mir nicht entgangen“, sagte er entrüstet, „daß die Röcklein der Mädchen immer kürzer und die Ausschnitte der Leibchen immer tiefer werden, ganz zu schweigen von den dünnen Flor-strümpfen, bei denen man bei genauestem Hinschauen nicht mehr unterscheiden kann, ob sie überhaupt welche anhaben.“ Bei dieser Predigt weinten nicht nur die alten Weib-lein, sondern auch viele Männer schneuzten sich ganz vernehmlich.

Fliher aber ließ sich nicht schrecken, sondern tröstete seine Frau Flottilde mit solchen Wor-ten: „Jetzt sollen mich die Krähwinkler ein-mal kennen lernen. Es war sowieso mit dem Bartschaben nicht viel zu profitieren. Nun wollen wir uns erst einmal ein paar gute Wochenendtage auf Gemeindefunkosten ma-

chen.“ Er meldete sich arbeitslos und machte mit seiner Frau und Rösschen, seinem rot-haarigen Töchterchen, einen Ausflug. Der Gehilfe Buchner, Rösschens Galan, machte mit.

Am Forsthanse stand ein großer Birnbaum mit reifen Zuckerbirnen. Die Frau Forstmeister hatte schon sämtliche Einweckgläser ausgewaschen und zurecht gestellt. Auf diesem Baume ließen sich die vier nieder und machten sich mit fabelhafter Geschwindigkeit über die Birnen, zernagten sie, um sich nur an den schwarzbraunen Körnern gütlich zu tun. Die Birnen warfen sie herunter. Unter dem Baum ergingen sich Försters Ziegen, die gar nicht schnell genug die Birnen verzehren konnten und dankbar nach oben schielten. „Jawohl“, rief Flitzer herunter, „leben und leben lassen! Das ist unser Wahlspruch. Aber euren Bärten sieht man es an, ihr habt wohl euer Lebtag noch keinen Barbier etwas verdienten lassen?“ Die Ziegen mederten lachend herauf.

Verausicht von dem Genuße der Körnlein, machten die Flitzers die unmöglichsten Sprünge, selbst Rösschen schlug Rekorde der Meisterschaft. Zu den beiden Wochenendtagen nahmen sie noch den blauen Montag, dann waren sie mit dem Baume fertig. Sie weideten sich noch an dem Entsetzen der Frau Försterin, als diese ihrem Manne den leeren Baum zeigte, und kehrten heim.

Indessen war Flitzer der Plan zu einem neuen Berufe gereift. Er würde eine Schankwirtschaft errichten. Er war Besitzer einer großen, alten Eiche, die wie geschaffen dazu war. Er bestellte eine Anzahl Spechte, die den Baum zurechtzimmernten. Diese arbeiteten mit Ueberstunden und waren bald fertig. Schon dekorierten die Spinnen mit seidenen Gardinen die Fenster. Ein Schild mit der Aufschrift: „Zum alten Bopf“ prangte weit hinaus. Ein Eichelkrug und eine rote Glockenblume mit einem Glühwurm darin, hingen an einem Ast.

Flitzer hatte es verstanden, das Haus von oben bis unten der Neuzeit entsprechend einzurichten, denn er kannte die Bedürfnisse der Krähwinkel ganz genau. Da waren weiche Moosbänke in den Familienzimmern, lauschige Lauben für Liebespaare, wo sich auch bald genug Grünschnäbel fanden, denen die Eierschalen noch an den Federn hingen. Stammtische waren da für alte Herren, eine Bar für Sumpfhühner und ein großer Saal, wo sich viel junges Volk, lockere Zeisige und nette Käfer versammelten. Hier war vornehmer Dielenbetrieb, zu dem der berühmte Musikmeister Grille die neuesten Tänze einführte. Das hätte ja nun noch alles seine Art gehabt, wenn nicht Flitzer auf einem alten

Erlenstumpf noch eine Tanzdielen eingerichtet hätte, die er seinem Schwiegersohn Buchner in Pacht gegeben hätte. Hier sollte es nun sehr bunt hergehen. Hier spielte die Supersche Jazzbandkapelle aus Frostdümpel, bis die Morgenröte aufzog. Trotzdem die Polizeistunde nur bis 12 Uhr lautete, so hieß es bei den Jungfrauenkränzeln doch immer: „Bis früh um fünfse, süße Maus“. Witwenbälle wurden arrangiert und Backfischkränzel, bei denen Zille und Stimmel hätten Zeichnungen machen können. Hier herrschte auch kein Kastengeist, denn man sah Zaunkönige neben den Proletariern, den Sperlingen, neben reichen Hamstern die arme Maus und glänzende Falter mit ordinären Mistkäfern. Nur Wiedehopfe waren verboten. Kurzum, es war ein wahres Sodom und Gomorrha.

Unten im Keller, bei Flitzer, waren Honoratiorenräume für den Bürgermeister Dachs und die Herren Maulwürfe, für die reichen Hamster und Siebenschläfer. Dort hatte nicht einmal der Polizeiwachtmeister Fgel Zutritt wegen der Polizeistunde, denn hier unten hatte man die ganze Uhr eingeführt und auf die verstand sich der Fgel nicht. Wenn oben der Nachtwächter Kanx die erste Nachtstunde pfliff, wo schon die letzten Sumpfhühner und Nachtschwärmer heimtorkelten, da schlug es unten dreizehn.

Anlässlich einer Hamstertagung war es dem findigen Wirt gelungen, mit großem Kostenaufwand ein Elfenballett aufzuführen zu lassen, das allem die Krone aufsetzte, denn Nachtwächter Fledermaus wollte durch ein Astloch gesehen haben, daß die Elfen nur mit Blumen im Haar bekleidet waren und die Lebemänner sagten: „Es blieb nichts zu wünschen übrig“.

Die Behörden sahen sich das ganze Treiben auch genau an, der Wissenschaft halber, konnten aber keine Abhilfe schaffen. Allabendlich kamen die Frauen mit der Laterne, um ihre Männer heimzuholen, blieben aber schließlich auch dort und ließen sich mit süßem Meth bewirten.

Dieser Zustand hatte sich nun weit und breit herumgesprochen, und siehe da, es kamen eine ganze Anzahl Temperenzler in den Krähwinkel, um für ihre Idee zu werben. Sie predigten von den Schäden des Meths und Mostgenusses, vom langen Wirtshaus sitzen und dergleichen Dingen. Viele gingen in sich und mieden den alten Bopf.

Da nahm sich Flitzer einen großen Kümmer, schlug den buschigen Schwanz zwischen die Ohren, was er immer tat, wenn er ernstlich über etwas nachdenken wollte. Kaum hatte er die klugen, schwarzen Augen nach dem Gipfel seiner Eiche gerichtet, da war er auch schon mit einem Sacke oben. Dort wohnte

in einem Giebelstübchen der alte Professor, Gule mit Namen. Der Gelehrte löste seine Gedanken von einem tiefensten Problem, als er den Hauswirt kommen sah. Er dachte gleich darüber nach, ob er etwa vergessen habe, die Miete zu zahlen, denn er war manchmal sehr zerstreut. Ohne anzuklopfen trat Fliker ein und kündigte ihm die Wohnung. „Ja, aber warum denn?“ fragte die Gule. „Ach, für einen Gelehrten ist die Wohnung zu unruhig“, sagte Fliker. „Ich habe mich ja aber gar nicht beklagt, Herr Wirt.“ „Ich brauche aber die Wohnung selbst, denn ich bekomme eine neue Kellnerin.“ „Aber bester Herr Wirt, Sie werden mich doch bei der Wohnungsnot nicht auf die Straße setzen, wo ich schon fünfzig Jahre hier oben wohne. Sie wissen, für mich paßt nicht jede Wohnung. Ich arbeite nur des Nachts, bin gerade bei einem Werke über die Marskanäle. Das würde mir sehr hinderlich sein, wenn ich jetzt ausziehen müßte. Meine alte Haushälterin hat ohnehin die Gicht. Haben Sie doch ein Einsehen!“

„Nun, so will ich Ihnen einen Vorschlag machen, damit Sie nicht denken, ich hätte kein Herz. Sie können wohnen bleiben, Herr Professor, wenn Sie etwas für eine gute Sache tun wollen. Morgen abend ist nämlich am Krötenpfuhl eine Versammlung der Wasserköpfe. Da gehen Sie hin und halten einen Vortrag über die verhängnisvollen Folgen einer Trockenlegung des Krähenwinkels. Wollen Sie?“

„Aber lieber Herr Fliker, ich kann doch nicht wider meine Ueberzeugen . . .“

„Ach, was heißt Ueberzeugung! Für mich gibt es nur eine Ueberzeugung, nämlich daß ich die Wohnung brauche. Haben Sie mich verstanden?“

„Jawohl, ich habe Sie verstanden“, sagte der Professor und suchte nervös nach seiner Brille, trotzdem er sie vor den Augen hatte. Er zog in Erwägung, ob er nicht lieber mit einer Laterne in der Hand ausziehen und in einer Tonne wohnen solle wie Diogenes. Aber der Gedanke, seine Wohnung, in der er alt und grau geworden, verlassen zu sollen, war ihm schrecklich.

„Es ist alles schon dagewesen“, sagte er zu seiner alten Haushälterin, die laut heulte, als sie von der Sache hörte, und machte sich an die Ausarbeitung des Vortrags, der auch am nächsten Abend so glänzend ausfiel, daß sich die ganze Versammlung der Temperenzler geschlossen zu Fliker begab und mit einem solennen Katerfrühstück endete.

Der Professor konnte wohnen bleiben. Fliker hatte eine große Einnahme und baute hoch oben in der Eiche herum, wo er eine Hochantenne betreffs Radio anlegte, denn er war für den Fortschritt. Bald hieß es auch: „Von heut ab im „alten Zopf“ Radio-unterhaltung.“ Die Lokale füllten sich bis auf den letzten Platz. Am neugierigsten waren die Notfehlchen. Fliker bediente den Apparat. Alles sah gespannt nach den Lautsprechern, aus denen zuerst ganz unheimliche Töne herauskamen, wobei sich alles nach den Ausgängen umschah. Erst als Fliker auf sein Ehrenwort versicherte, daß es weder Hunde noch Ragen, sondern harmlose Rückkoppler wären, beruhigte man sich. Endlich kam der Ansager: „Hallo, Hallo! Hier Breslau und Gleiwitz. Meine Damen und Herren, Sie hören zu unserem Abendkonzert von unserer Funkkapelle zuerst: „Die Vogelhochzeit.“ Das gefiel natürlich sehr gut.

Den Höhepunkt des Abends erreichte aber ein Vortrag über das Wesen und Leben unserer heimatischen Kleintiere in Wald und Feld. Da erscholl ein solches Gelächter, daß dem Igel der Gürtel plakte, an dem sein Polizeifäbel hing. Eine Lachsalve löste die andere, die Maulwürfe fielen unter den Tisch, und Bürgermeister Dachs, der so leicht einschlieft, weinte Tränen vor Lachen, die er sich an Frau Flikers Schürze abtrocknete. Kurzum, es war eine so ausgelassene Stimmung, und in den nächsten Tagen sprach man nur noch von Flikers herrlicher Erfindung im ganzen Krähenwinkel. Die Zugvögel holten sich die Wetterberichte aus dem Süden, und alle lobten den früheren Barbier, die Verchen hatten ihm längst verziehen, er erhielt Orden und war der angesehenste Mann des ganzen Krähenwinkels.

Einmal aber kam doch ein Verhängnis über den „alten Zopf“. Es zog ein großes Gewitter auf, und Fliker hatte vergessen, die Antenne zu erden. Ein einziger greller Blitz, ein furchtbarer Donnerschlag, und die alte Eiche lag zersplittert am Boden. Da war der ganze Krähenwinkel entsetzt über dieses Strafgericht, und sie schrieben auf einen Denkstein folgende Worte:

„Gehst du, o Wand'rer, hier entlang,
Denk', daß hier eine Schänke stand,
Wo man bei Tage und bei der Nacht
Gezecht, geschäkert und gelacht.
Da hielt ein Wetterstrahl Gericht
Und hat den „alten Zopf“ vernicht't!
Geh' in dich, wenn du das gelesen . . .
Schön ist es aber doch gewesen.“

Hühnerschlagen im Kreise Leobschütz

Von Heinz Nöhrig.

Mit M'tatara und M'tata ging der Feuerwehrball zu Ende, und nur noch ganz wenige, die garnicht genug kriegen konnten, drehten sich zu den müden und übernachtigten Klängen der Tanzmusik, der man so quasi die innerliche Ueberlastung insolge zu begeisterter Freigebigkeit gegenüber den Musikanten anhörete.

Auch der Wirt mit seinen ermatteten Gehilfen und Gehilfsinnen sehnte sich nach dem Stui, so stark war die Sehnsucht, daß er sogar dem Höppner-Bert keinen Korn mehr geben wollte und auch die Bestellung auf eine Lage Kots überhörte, die der Kunze-Franz von seinem Tische herüberschrie. Und wer den Gastwirt vom Gerichtskretscham kennt, der weiß ganz genau, daß die Müdigkeit dann ein ganz außergewöhnliches Maß erreicht haben muß.

Am anderen Morgen — aber das stimmt ja wieder nicht — es war doch schon längst Morgen — man wird aber wohl schon verstehen, also, sobald es eben wieder hell wurde, sollte ja auch das Hühnerschlagen losgehen, wie es so üblich ist nach einem Vereinsvergütigen im Fasching. Und da gab es auch wieder viel zu tun in der Gastwirtschaft, wenn auch die Vereinsmitglieder und deren weiblicher Anhang die meisten Arbeiten selbst erledigten. Aber dasein mußte man auf jeden Fall.

Noch lag der dicke Froemel-Karle, der Kretschamwirt, in den Federn, als die ersten schon kamen, um die phantastischen Kostüme, die sie tags zuvor schon herbeigeschleppt hatten, anzuziehen, sich zu pudern und zu bemalen, die Musikinstrumente nochmals zu probieren und sich gegenseitig behilflich zu sein.

Bald waren auch alle beisammen, und unter vielem Gelächter bewunderte man sich gegenseitig, der eine gab dem anderen noch einen Tip, der selbstverständlich schnell akzeptiert und ausgeführt wurde. Nun bestiegen die Mannschaften die kurios hergerichteten Wagen und heidi ging es zum Kretschamhose hinaus ins Oberdorf.

Vor dem großen Hofe der Schinke-Sessel machte die Korona halt, die schönste Dame Europas (wie auf der Kalesche stand) sprang geschickt aus diesem vorstintstulichen Gefährt mit viererlei Rädern und einem fünften Kinderwagenrad als Reservereifen und ging stracks durch das Hofetor. Die übrige Gesellschaft folgte nach und trug die Schleppe, die aus einer Anzahl alter Vorhänge zusammenge näht war.

So schön allerdings ist auch keine Dame mehr in ganz Europa — denn einen so kleinen Mund wie diese ihn hatte, so schöne rote Backen und so hellblondes Haar findet man nicht leicht, wie man auch nicht mal in Paris so ausgewählte Toiletten sieht, wie unsere Dulzinea sie trug. Seidenraupe und Schaf, der Baumwollstrauch und der Flachs gaben ihr bestes her, die Dame zu schmücken, die J. G.-Farben haben gewiß einige Wochen Ueberstunden gemacht, um die Farbenfülle zusammenzustellen, die sich auf der Dame konzentrierte. Da war die Hinterbahn eines alten blaugedruckten Arbeitsrockes, deren vordere Angehörige als Aufwischlappen ihre Laufbahn beendet hatte. Eine blaugrüne Seitenbahn mag wohl einmal als Teppich gedient hatten; die andere Seitenbahn war aus Hemdenstoff mit schönen roten Streifen, und die Vorderbahn ließ an ihren blauen Karos einen alten Rissenüberzug erkennen. Der Grundstoff des Spencers war ein altes Korsett, das nach oben und unten mit allerhand Tüchern und Bändern aus Großmutter's Lappenfiste verlängert worden war. Unter dem etwas kurzen Rocke guckten verschämt die zierlich gebogten Enden einer Bachenthose hervor, die ihrerseits etwas dünne Beine nach unten entließen. Um diese herum flatterten Bembergsfrümpfe, deren frühere Trägerin etwa drei Zentner Lebendgewicht gehabt haben mußte, und endlich die Schuhe ließen trotz der roten, grünen und gelben Lackierung noch den militärischen Ursprung deutlich erkennen. Der Hut war ein Kunstwerk für sich und bestand im wesentlichen aus einer alten Feringbüchse, die mit künstlichen Blumen, Federn von Gänsen, Hühnern und Enten gar kunstgerecht geschmückt war. Darunter lugten gelb gefärbte Flachslocken lieblich hervor. Das Vornet mußte von einem Grob schmied hergestellt worden sein — so ungefügig war es anzusehen.

Der schönsten Dame — ich glaube, der Länge nach muß es der Müller-Franz gemessen sein — schloß sich ein kleiner dicker Kavaller an mit Vatermörder und Strohzylinder, mit einem dritten Beine, das sich ganz absonderlich unter dem viel zu großen Gehrock nach hinten benahm, und Schuhen, deren Absätze nach vorne und deren Spitzen nach hinten gerichtet waren. Auch seine, wie die Kleider der übrigen, waren aus allerhand Flecken zusammengesetzt oder wenigstens waren solche angenäht.

Das behre Paar wurde nun von den anderen Bagabunden unter den Klängen der

Ziehharmonika, diversen „Fressehobel“, Mandolinen und Teufelsgeigen in den Hof geleitet, indem der Dreibeinige durch Pantomimen zu verstehen gab, daß seine Dame einen leeren Korb habe. Flugs waren auch ein paar Eier da, und die Magd setzte inzwischen im Hofe einer Henne nach, die schon vorher von der Sessel bezeichnet worden war. Die Bande der Hühnerschlager beteiligte sich mit ihren Säcken, Säbeln und Regenschirmen — was sie nur immer mit sich trugen — an der Jagd und versäumten nicht, die Befenschläge nach der Henne so zu dirigieren, daß die Magd auch nicht zu kurz kam. Endlich hörte man hinter der Scheuer das jämmerliche Geschrei der Todeskandidatin, und die ganze Gesellschaft kam unter Kapriolen und Purzelböcken wieder vor nach der Straße, wo die Jugend inzwischen schon einen Volksauflauf inszeniert hatte.

Im nächsten Hofe gab es Milch und Butter, und die beiden Hühner, die außerdem noch spendiert wurden, vergalt man mit einem Tänzchen, bei welcher Gelegenheit die junge Frau und die Magd, ein junges Mädel, das gerade zu Besuch da war, und sogar die Schwiegermutter des Besitzers unter wilden Sprüngen im Kreise herumgeschwungen wurden.

Beim Krämer wurden Zigarren verteilt, der Lehrer spendete ein größeres Geldstück, das mit besonders grotesken Verbeugungen quittiert wurde, und als man auf dem Rückwege wieder an dem Gerichtskretscham vorbeikam, nahmen dort die Mädel des Vereins die in unglaublichen Mengen eingegangenen Liebesgaben in Empfang. Der Zug ging weiter ins Unterdorf, und die holde Weiblichkeit unter der Obhut der älteren Vereinsmitglieder begann nun die Hühner zu rupfen, den Teig für die Nudeln anzurühren und was sonst noch für Vorarbeiten zur Bereitung einer guten und nahrhaften Hühnersuppe erforderlich sind. Daß dabei viel trübseliges Bedauerungsgeschwätz anlässlich des frühen Dahingefahrenwerdens der alten Hühnerurgroßmütter mit den dazugehörigen Krokodilstränen verzapft wird, glaubt mir sowieso niemand, drum erzähl' ich es auch erst garnicht. Ab und zu bringt einer der alten Herrn den jungen Dingen einen Rabetrunf in die Küche, und wenn auch die Weiber den Gelüsten der Männer sonst recht wenig Verständnis entgegenbringen, Kostverächter findet man da selten einmal. Auch sind sie der harmlosen Schäkerei nicht ganz abhold, zumal man hier Gelegenheit hat, seine hausfrau-lichen Qualitäten einmal in der Dessenlichkeit

vorzuführen, man kann nie wissen, wofür es gut ist.

Schon lange hat es Mittag geläutet, wenn der Troß von der Sammelreise zurückkehrt. Nun ist also alles Material zusammen, und mit Hochdruck geht es an die Arbeit. Die Maskerade wird ausgezogen und für das nächste Jahr aufgehoben, und alles hilft, die Suppe, die in einem großen Kessel auf dem überhitzten Herd brodelt, recht gehaltreich zu gestalten. Andere Beschäftigung mag es ja auch geben, aber man spricht nicht gerne aus der Schule.

Am Abend finden sich dann die Honoratioren ein, der ganze Verein ist in dem Saale versammelt, und bald setzt sich alles an die beiden langen Tische, die darin aufgestellt und hübsch geschmückt sind. Und dann kommen die Mädel mit ihren hochroten Köpfen herein, tragen in großen Schüsseln das abgelöste Hühnerfleisch und in Kesseln die Suppe herein, die mit großen Kellen auf die Teller gegeben wird. Die Fleischschüsseln stehen zur gefälligen Bedienung auf den Tischen und nun kündigt bald andächtiges Schweigen, daß man mit wichtiger Tätigkeit beschäftigt ist.

Hat man am Tage zuvor etwas zu viel Feuerwasser genossen oder zu tief ins Bierglas geguckt, so tut die warme Suppe mit den vielen großen „Fettfroschaugen“ ordentlich wohl, und es dürfte wohl die Regel sein, daß man von dieser Medizin dann auch zu viel einnimmt, sodaß die Einnahme einer entsprechenden Menge Gegengift jedenfalls gerechtfertigt erscheint.

Man geht jedes Jahr mit dem festen Vorsatz zur Hühnersuppe, heute doch recht bald wieder nach Hause zu gehen, um die durchwachte „Vergnügungsnacht“ heute nachzuholen (aber der Weg zur Hölle...), drum nehme ich es mir lieber nicht vor, sondern bleibe da und beteilige mich noch an dem Tänzchen, setze mich auch noch ein Weilchen zu den anderen Gesessenen und tue, wie unsere Urväter taten. Bis die übrigen Vereine, der Radfahrerklub und der Gesangsverein, der Kriegerverein und der Junggesellenbund, ihre Hühneressen absolviert haben, hat man sich daran gewöhnt, und in der Fastenzeit hat man genügend Muße, sich wieder auszuschlafen.

Und dann, wenn man das alles wieder eingeholt hat, fängt man langsam an, sich auf die nächste Fastnacht zu freuen mit ihrem Mummenschanz, und wenn er auch nur wenige Male in primitiver Form, harmlos und auch voller Humor in „unseren Breiten“ vorkommt, schön ist's doch!

... Maulwurf hat schon Schollen aufgesetzt!

Ein Osterliedchen.



on österlichem Sonnengold umtropft,
O lausche, – wie der Erde Herzschlag klopft!
Die Bäume stehn noch kahl wie frisch entlaubt,
Die Wiese schläft noch sahl und ganz bestaubt.

Doch sieh, schon ist ihr braunes Tuch zerseht,
– Der Maulwurf hat schon Schollen aufgesetzt,
Draus leuchtet schweres dunkles Erdenblut,
Und Mutteratem hebt sich stark und gut.

Der Birke bebt so froh das nackte Haar,
Im kahlen Ahorn pfeift schon leis ein Star!
– Es singt mein Herz, von Wärme zart beneht:
... Der Maulwurf hat schon Schollen aufgesetzt!

Christine von Winkler.

Woas mit am Trauring olls possiern loann!

Von Johanna Epstein.

Niedel-Pauer wonkte uff aheeme zu. A hotte heit a wing schwer geloda; inne*), 's wor dach Kermes, und do worsch'm zu verzeihn. A wing spät worsch aa gewurda, verpucht noch amoll! 's Weib werd schimfa. Hupp, do loag a schun wieder, und wie a ei de Hieh koam, soag a aus, wie wenn a sich ei eener Mistlusche geboadt hätte. De Mike, sei Weib, schrie uff, wie se'n endlich vür sich soa.

„Daber Muan, wu biste denn gewäsa? Wie sist d'n aus?“

„Red nie, Ale, helf mer och auszietn! Hupp, an Eimer har, hupp, och, is mir schlecht!“

Endlich woarsch asu weit, doß a sich eis Bett loan kinnde. A hotte de ganze Stube vollgefüzt, 's wor der reenste Schweinestoll. Om ondern Murga, wie a uffstiehn wullde und sich de Doga rieb — a wor noch reene weg — hielt a pluze vur Schreck an Odem on und storrt uff de rechte Hond.

„Ne, a su wos! Wenn's blus de Mike nie merkt! Zweeazwonzig Johr sein bir verheiert, und ich muß mer eim Tufel doß Malehr possiern, doß ich a Trauring verlier. Wenn ich od mißt, wo a rundergefolla is!“

Freitlich, Niedel-Pauer mußt's nie, ober ich will's eich verroata, domit ihr eim Bilde seid. Wie ihm eim Kratschen schun 's Koga onkoam, wor a uff dann sitta**) Ort verschwunda, und so worsch possiert, und ihe, war sullde wull dan Ring finda? Dar wor äbenst weg. Niedel-Pauer kriegt a Predigt von der Mike, na, dernochernit wor a bedeppter, wie wenn a gleich om Finonzont uff Besuch gewäsa wär. Wu a och rimhurchte eim Durse, lee Minsch hott dan Ring gesähn, dar blieb verschwunda.

A poor Jährlan worn vergonga. De Niedel-Tilde wor a schmuckes Madla wurn, und de Perschlan etm Durse worn verflischt hinger'r har. Dos wär woas: A Weib aus fitter Wertschoft und asu nett und adrett derzune.

Ober de Tilde lochte sich ees, die hotte ihren Schamfer, und dos wor 'm Kratscher sei Hons. Schun ei Bishwiß, wie se a poor Jährlan „zur Bildung“ bei a Schwastern wor und Hons noch uff'm Gymnasium, hotte a schun im se rim scharwenzelt. Ihe studierte a uff Viehdokter, „Bettler urnär“ soate Niedel-Pauer, und wenn a uff Ferjen koam,

worsch de schinnste Zeit fer de Tilde. Se worn sich halt zu gutt, die beeda.

Ober Niedel-Pauer wullde nisch dervon wissa. A hotte sich's ei a Koop gelast, de Tilde sullde an Pauern heiern. Schun ei de Stadt hotte a se nie gern gelon, denn wos sullde am Pauernadla de Bildung? Dos wor 's Weib, die de verdräht wor und asu huch hinaus wullde. Nee, wos de Tilde schun deswäge geimmert hotte. Ober locker ließ se nie, dan Hons mißt se hoan!

Wieder amol wor de Arnte gekumma. Wie de griekte Arbt geschofft wor und 's bale zum Zuackern ging, kriegte der Kratscher anne Tepesche vum Suhne. Dar hotte sei Exoma bestonda und wor schun underwägens. Verflischt, dos wor a Graab! De Tilde wor seelig. Ihe mißt se's durchsah, und wenn's glei mit List und Gemolt war.

„Boaterle“, soat se a paar Tage druff, „sieh amol, dar Hons is dach ihe a Dukter, und do werd a schien verdiena. Bir sein ins doch asu gutt, und ich hoas's dach beim Dukter besser wie beim Pauer!“

„Nie a Wertla meh, Tilde, sußt werd ich hiese, du heierst an Pauer und ihe loß mich ei Ruhe.“

A poor Tage worn vergonga. Uff an Obend, wenn Niedel-Pauer bei senger Zeitung soaß — a wär salber gerne amol ei a Reichstag gewählt wurn —, schlich de Tilde zu dar Hecke beim Kratschen, wu Hons schun uff se poßte. Om dritta Obend hotta de beeda asu lange zu pischpern und losa, doß ma glei hätt denka kinna, Niedel-Pauer hätt sich's onderch ieberlägt. Nee, asu worsch nie. Ober der Tildes Mutter lochte och, wie ihr de Tilde om ondern Murga wos eis Ohr flisterte, und de Kuatschecke duchte, mit der Tilde wärsch nie richtig, asu närrsch und fidel wor se uff eemol.

Uff a Mittig, wie a groade mi'm Affa fertig wor, guckte Niedel-Pauer asu zufällig zum Fenster naus.

„Mike“, soat a, „bir wern Besuch hoan, der Rotter Alois kimmt. Do mecht ich wissa, wos dar zu a fitter Zeit vu mer will.“

Der Rotter Alois, a guder Freund vum Hons, saße sich zu Niedel-Pauern, zindte gemächlich sei Feisla on und lädte lus:

„Ihr werdt eich wundern, wos ich zu ner sitta Zeit do will. Ober weektes, Niedel-Bettler, ich hoa wos gefunda, und weil ich gleebe, dos de's gerne wieder hoba mechtest, do muß ich dersch dach bringa. Vermutta werschles nie, wos es ies, do roat, 's is rund und vu Gulde.“

*) Befräftigungsformel im Leobschüßer Dialekt.

**) Hinweisendes, betonendes Fürwort, Leobschüßer Mundart.

„Duch nie etwan mei Trauring?“

„Inne freilich, dei Trauring!“

Mlois longte ei de Tosche nei, hullde dan Ring raus und hielt'n Niedeln ver de Noase. Dar mußde noch'm Ringe greifa, ober Mlois wor flinker.

„Nee, Nidel Better, asu hoan bir nie gewett. Ihr wißt duch, am ehrliche Fänder gebiehr noch a Fänderlohn, und dan will ich hoan.“

„Inne, do soa's och, und wenn de sust wos verlóngst, du sullst's hoan.“

„Nidel Better, hier sein Zenga, ich nahm eich beim Wurte, ich verlang fer men Freind, dan Hons, eire Tilde zum Weibel!“

Verpuht noch amol, dos wor a Stick. 's ganze Gefinde hotte dos Tischferiern*) mit ungehiert und olls lochte. Wos sullde Nidel-Pauer ihe mocha? A stond wie bedeppt und soate eemol im's ondre: „Nee, asu hoan bir nie gewett!“

*) Heißt so viel wie diskutieren.

Notter Mlois schlug 'm uff de Schulter:

„Seid duch nie gor su horte, Nidel Better, ihr wort duch aa amol jung und hibsch wie de Tilde und der Hons. Fer uns Pauern is a fitter Viehdutter duch unentbehrlich. Ihr hott merfch ober zugesoot, und ehnder kriegt ihr nie a Trauring.“

Eh irsch gleeht ober nie, Nidel-Pauer soate „Ja“, und noch dan sitta Tog wurd de Verlobung gefeiert, und a kregte sen Ring wieder.

Nun seid 'r wull neischierig und wollt wissa, wu dar Ring harfoam. Der Kratschmer-Knecht hott'n beim Inackern nabern Pflug gefunda, und nu dam hott'n der Hons. Weil ober bei dam de List nie geglickt wär, hotte sich sei Freind eiz Mittel geläht und olls eiz Reine gebrocht. Is schon olls richtig, werd ihr san, ober wie koam denn der Ring uff'n Kratschmer-Acker? Inne, denkt awing noach, do werd ihr merka, wie dos zugengonga is. Inser Herrgott läßt nischte imkumma, och nie an Trauring, dar de uff a Mist geroota is.

Marienburg und der Kampf um Ostpreußen

Von Dr. P. Martell.

Lange bevor uns die Geschichte die Gründung der stolzen Marienburg kündet, hat ihr die Sage ihr feines, zartes Gespinnst geflochten, eifrig bemüht, uns diesen historischen Boden noch traurer als durch den Ruhm und Glanz großer Zeiten zu machen. Ein kleines Kirchlein, das ein wunderstätiges Muttergottesbild beherbergte, habe einst dort gestanden, wo heute die ragenden Türme der Marienburg zu schauen sind. Alljährlich soll hier in inbrünstiger Wallfahrt eine fromme Pilgerschar zu diesem Kirchlein gezogen sein, so kündet die Ueberlieferung. Wo das Kirchlein hergekommen, wo es geblieben, darüber schwebt das Dunkel der sinnigen Sage.

Lassen wir nunmehr die dramatisch bewegte Geschichte des Deutschen Ritterordens sprechen, in dessen Mittelpunkt die Marienburg jahrhundertlang stand. Es war die Zeit der Kreuzzüge, wo der Christ gegen den Mohammedaner zu Felde zog, um das gelobte Land aus den Händen der Türken zu befreien. Kaiser Friedrich I., volkstümlich Barbarossa genannt, hatte fern von der Heimat im Flusse Seleph einen tragischen Tod gefunden, sodaß des Kaisers zweiter Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, genötigt war, das zurückgebliebene väterliche Heer als

Führer zu übernehmen, das von der Pest noch stark gelichtet war. Schließlich schlug sich das deutsche Heer glücklich bis nach Akkon durch. Vor Akkon stiftete dann im Jahre 1190 der junge Herzog Friedrich den Deutschen Ritterorden, leider bald darauf den Mühsalen des Feldzuges erliegend.

Nach seinen Niederlagen in Palästina kehrte der Orden vom Orient nach Europa zurück und wählte zunächst Venedig als Hauptstz, seine praktische Tätigkeit jedoch nach dem Osten Deutschlands verlegend, damals noch heidnisches, völlig unbebautes Land. Die alten Preußen, die in jenen rauen Gebieten der Weichsel und Memel ansässig waren, verhielten sich anfangs dem neuen Christentum gegenüber äußerst ablehnend. Zwar hatte der als Träger des Christentums wirkende damalige Herzog Konrad von Masovien manchen kriegerischen Erfolg gegen die hartnäckigen und tapferen Preußen zu verzeichnen, aber es gelang dem Herzog dennoch nicht, festen Fuß zu fassen. Bald schickte der Herzog eine Gesandtschaft an den deutschen Orden nach Palästina mit dem Anerbieten, dem Orden das kulmische und löbauische Land zum unumschränkten Besitz zu geben, sofern er Preußen erobern wolle. Daraufhin wurde

im Jahre 1226 zwischen dem damaligen Großmeister des Ordens Hermann von Salza, dem Papst und dem Kaiser ein Vertrag abgeschlossen, durch den sich der Orden der Deutschherren zum Kampf gegen die Preußen verpflichtete. Der Vertrag sicherte dem Orden alle eroberten Länder als Eigentum, damit war dem Orden der Aufstieg zu einem Staatesgebilde gesichert.

Im Jahre 1234 erzielte der Deutschherren-Orden den ersten entscheidenden Sieg an der Sigurne, wodurch dem Orden die ganze Landschaft Pomesanien untertänig wurde. Um gegen die tapferen Preußen siegreich sein zu können, überspann der Orden das ganze Land mit einem Netz von Burgen. Besonders die Gegend der Weichsel wurde durch starke Befestigungen geschützt; so entstanden die Burgen Thorn, Althaus, Kulm, Graudenz und Marienwerder, aus denen sich später nicht unbedeutende Städte entwickelten. Nun galt es auch, die Mogat unter die Herrschaft des Ordens zu bringen, und so kam es im Jahre 1274 unter dem Landmeister Konrad von Thierberg bei dem altpreußischen Dorf Allgem zur Gründung eines Ordenshauses, das sich an den dichtbewaldeten Mogatufem erhob. Dieses Ordenshaus stellt das Stammhaus der Marienburg dar, die sich in der Folge zu großartiger Architektur entwickelte. Das damalige Ordenshaus, das jetzige Hochschloß, war für zwölf Ritterbrüder eingerichtet. Zahlreiche Räume mit hohen Gewölben dienten den Mannschaften; alles lag gleichsam um einen großen Hof angeordnet, sodaß das Ganze sich wie ein zum Kastell gewandeltes Kloster ausnahm. Von außen wurde das Ordenshaus durch starke Mauern und Gräben geschützt, das Tor war durch eine Vorburg gesichert, dahinter lagen die Wirtschaftshäuser, Werkstätten und Stallungen.

Im Jahre 1283 konnte die um 1280 durch den Landmeister Hermann von Balc eingeleitete und durch den tatkräftigen Landmeister Konrad von Thierberg vollendete Eroberung Preußens als abgeschlossen gelten. Erst jetzt konnte die eigentliche segensreiche Kulturarbeit des deutschen Ordens einsetzen. Durch die unter unsäglichem Mühlen errichteten Mogatdämme konnten weite Strecken Landes dem Ackerbau zugeführt werden. Bedeutsam war, daß im Jahre 1309 der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen den Sitz der Regierung des Ordens von Venedig nach der Marienburg verlegte, die sich inzwischen zu der großartigsten Burg des Ostens entwickelt hatte. Wohl hatten die deutschen Ordensritter noch manchen schweren Kampf mit den Polen und Litauern zu bestehen, aber immer ging der Orden als ruhmreicher Sieger aus dem feindlichen Ringen hervor. Unter dem

Hochmeister Winrich von Kniprode, dessen ruhmvolle Herrschaft von 1352 bis 1382 währte, brach dann das goldene Zeitalter des Deutschen Ritterordens an. Ein langer Frieden hatte ringsum blühende und fortreiche Felder geschaffen, Wohlstand und Reichtum war in die einst verwilderten und öden Gebiete eingekehrt, überall bekundete sich eine weise und kluge Staatskunst. Die Marienburg war ein vielbeneideter nordischer Fürstensitz geworden, zahlreiche Fürsten Europas weilten dort zu Gast und verliehen den prunkenden Festen erhöhten Glanz. Der Reichtum des deutschen Ordens erlaubte, verarmte Gebiete, ganze Städte anzukaufen, so wurde 1346 seitens des Ordens vom dänischen König Atterdag die ganze Provinz Estland käuflich erworben, auch die Stadt Riga wurde der Herrschaft des Ordens unterworfen.

Der Hochmeister des Deutschen Ritterordens war inzwischen, ähnlich wie der Doge von Venedig, zu einem allgebietenden Herrscher geworden. Aber wie nach einem ehernen Naturgesetz auf eine Blütezeit ein Verfall folgt, so auch hier. Der Reichtum verleitete den Orden zur Verschwendung, innerer Fader unter den Ritters war die Folge; aber schlimmer als dies war die zum Gesetz gewordene Gewohnheit, daß weniger die Ritter des Ordens in den Kampf zogen, als vielmehr bezahlte Söldnerheere, eine tragische Gewohnheit, die den Orden schließlich zu Grunde richtete. Wieder einmal waren alte, leidige Grenzstreitigkeiten zwischen dem Orden und Polen zum Ausbruch gekommen; die feindlichen Heere standen sich bei Tannenberg gegenüber, wo es am 14. Juni 1410 zur Schlacht kam. Ueber 40 000 Söldner, aber nur 600 Ritterbrüder, geführt von dem Hochmeister Ulrich von Jungingen, standen hier dem an Zahl weit überlegenen Heer der Polen und Litauer gegenüber. Als der Tag sich dem Abend zuneigte, war das Schicksal des Ordens entschieden. Das Ordensheer war vernichtet, der Hochmeister in tapferer Gegenwehr gefallen. Eine kleine Schar rettete sich unter Heinrich von Plauen in die stark besetzte Marienburg, wo es zu einer heldenmütigen Verteidigung kam. Mehr als zwei Monate herannte der hartnäckige Feind die Burg, jedoch vergeblich. Endlich sah sich das feindliche Heer, durch die Geschosse der Belagerten und durch Krankheit gezwungen, abzuziehen. Trotz allem vermochte der heroische Kampf der kleinen Heldenschar der Ordensritter, das Schicksal des Ordens nicht mehr zu retten. In dem Frieden zu Thorn im Jahre 1411 mußte der deutsche Orden den westlichen Teil seines Landes an Polen abtreten, gleichbedeutend mit einem ungeheueren Verlust an politischer und wirtschaftlicher Macht.

Der weitere Abstieg des Ordens war nicht mehr aufzuhalten. Abgesehen vom inneren Hader, der den Orden innerlich zerstörte, verschlangen die kostspieligen Söldnerheere den Wohlstand des Ordens. Um die Kriege fortführen zu können, wurden bei befreundeten Fürsten Darlehen gegen Verpfändung von Ordensland aufgenommen. So ließ der Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg dem Orden im Jahre 1454 die Summe von 40 000 Gulden, wofür der Orden die sogenannte Neumark, also das Land östlich von der Oder und nördlich von der Warthe als Pfand hergab. An eine Rückzahlung dieser großen Schuldsomme war der ganzen Finanzlage nach kaum zu denken. Der Verfall des Ordens zog immer weitere Kreise. Im Jahre 1525 entschloß sich der Orden dann unter seinem Hochmeister Albrecht mit den treu gebliebenen Ostpreußen zum Anschluß an Brandenburg und die Hohenzollern, wodurch das nach so vielen Kämpfen errichtete und begründete Deutschtum der Ostmarken vor dem Slaventum gerettet wurde.

Im Verlauf der weiteren Jahrhunderte verfiel die Marienburg baulich immer mehr und nahm schließlich das chaotische Bild einer traurigen Ruine an. Im 30jährigen Kriege plünderten die Schweden die Marienburg mehrfach, auch Friedrich der Große konnte sich für die Marienburg nicht begeistern. Als man dann im Jahre 1808 aus den vorhandenen Bauresten ein Kriegsmagazin zu errichten beschloß, bei welcher Gelegenheit mancher historische Bauteil zerstört wurde, griff end-

lich ein Aufruf des Freiheitsdichters M. von Schenkendorf reitend ein, sodaß dem unseligen Beginnen Halt geboten wurde. König Friedrich Wilhelm III. war der erste, der einer Anregung des damaligen Oberpräsidenten von Schön folgend, im Jahre 1815 am ersten Weihnachtsfesttage durch eine Kabinettsorder den Wiederaufbau der alten Ordensburg verfügte. Zuerst wurde der westliche Flügel des Mittelschlosses in Angriff genommen, der in nahezu zehnjähriger Bauzeit getreu der geschichtlichen Ueberlieferung der alten Burg in neuer Pracht erstand. Wiederholt wurde jedoch der Weiterbau durch ungünstige politische und wirtschaftliche Verhältnisse unterbrochen. Erst im Jahre 1882 konnte man in tatkräftiger Weise den Wiederaufbau der Marienburg fortsetzen, insbesondere durch die Wiederherstellung des Hochschlosses.

Wer je die prächtigen weihervollen Räume des alten Ordenschlosses geschaut hat, wer je durch die wichtigen Hallen der feierlichen Ordenskirche in stumer Andacht wandelte, der wird die Erhabenheit und Schönheit dieser großen historischen Stätte in ihrer ganzen Majestät erlebt haben. Der stolze monumentale Geist des künstlerisch schaffenden Mittelalters tut sich in diesem gewaltigen Bauwerk uns machtvoll auf; wir begreifen jene bezwingende Macht einer fernen Zeit, die fettneswegs tot für uns ist, sondern uns belebend in den Bann einer reichen Historie zieht, aus der die Gegenwart Mahnung und Lehre ziehen soll.

Barfalla

Von Julius Stephan.

Wer schon mit der Brennerbahn von Innsbruck nach dem sonnendurchleuchteten Süden gefahren ist, wird die Schönheit und den Zauber dieser Strecke nicht so leicht vergessen. In die gehobene romantische Stimmung mischt sich heut allerdings ein sehr herber Tropfen, wenn man daran denkt, daß durch Lücke und Hagler ganz Südtirol dem Deutschtum verloren ging. (Das scheinen freilich gerade diejenigen unter uns geflissentlich zu vergessen, die sich am „deutlichsten“ gebärden!).

Unweit der ehemaligen Grenze, südlich von Trient, liegt die kleine Stadt Mori, wo die Route nach den paradiesischen Gestaden des Gardasees abzweigt. Hier, auf der Station Mori, spielte sich kürzlich einmal ein ganz reizender kleiner Vorfall ab. In einem

Abteil des Lugszugs saß eine elegante, junge Dame in Begleitung eines Herrn. Zu ihrem Reisegepäck gehörte u. a. auch ein käfigartiges Gebilde, das im Gepäcknetz seinen Platz erhalten hatte. Es enthielt weder Kanarienvögel, noch sonst irgend welche Haustierchen, wie weiße Mäuslein u. dgl., sondern lebende Puppen und Kokons von Schmetterlingen. Denn die beiden — das sei gleich vorweg gesagt — waren und sind noch heut begeisterte Freunde der Falterwelt, beschäftigten sich in ihren Mußestunden mit der Aufzucht ihrer bunten Lieblinge und wollten sich selbst auf der Reise nicht von ihren Pflüglingen trennen. Als der Zugschaffner durch das Coupée ging, fiel sein Argusblick alsbald auf das sonderbare Häuschen, das da oben thronte; er vermutete darin irgend ein

Schöphündchen oder so etwas und wollte den Reisenden mir nichts dir nichts ein Hundebillet ausstellen und zur Bezahlung vorlegen. Da der Beamte sehr schnell in oberitalienischem Dialekt sprach, wurde er natürlich nicht verstanden. Auf den mysteriösen Kasten deutend, sagte die junge Dame: „Farfalla“ und wiederholte dieses wohlklingende Wort mehrmals. Farfalla! Das heißt soviel wie Schmetterling, und war das einzige italienische Wort, das ihr zu Gebote stand. Der gute Mann machte ein verdutztes Gesicht und wollte offenbar nicht glauben, daß ein normaler Mensch mit Schmetterlingen im Gepäck reisen könne. Es blieb nichts übrig, als den Kässig herunterzunehmen und zu öffnen. Mit offenem Munde betrachtete er und mit ihm die andern neugierig gewordenen Insassen des Wagens die sonderbaren Gespinste und Chrysaliden, und das Erstaunen aller steigerte sich noch, als aus einem der Kokons gerade ein exotischer Falter hervorbach und seine wunderschönen Schwingen entfaltete. Sprachlos starrte man auf das Auferstehungswunder und konnte sich nunmehr nicht genug tun, den beiden Reisenden behilflich zu sein. Als diese den Zug verließen, rief man der Dame, deren Liebreiz alle Herzen erobert hatte, immer wieder nach: a rivederci piccola signorina farfalla! (Auf Wiedersehen, kleines Schmetterlingsfräulein!).

Was ich hier soeben erzählte, steht, mit etwas anderen Worten, in der Einleitung eines prächtigen Buches, das jüngst im Brehm-Verlag in Berlin-Charlottenburg erschienen ist. Das Buch führt den Titel Farfalla. Sein Verfasser, eben jener Reisebegleiter, versteckt sich hinter dem Pseudonym

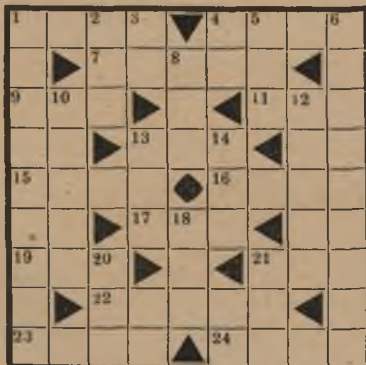
A. Longus; es ist, wie ich verraten will, ein bedeutender Arzt und Chirurg in Freiburg im Breisgau. Gewidmet ist das reizende Werkchen jener schönen jungen Dame, die das Reiseerlebnis in Mori hatte, der Trägerin eines berühmten Namens, einer Fürstin im Reiche der Kunst: Nibby Impekoven.

Wer in der entsetzlichen Nüchternheit und gräßlichen Misere der jetzigen Zeit sich frohe Tage und Stunden reinsten Freude bereiten will, der greife, ich rate gut, zu diesem Buche. Nicht nur der Entomologe und Entomophile, jeder Naturfreund kommt hier auf seine Kosten. Auch mir hat's das Buch angetan. In einem meiner Aufsätze habe ich von den Schmetterlingen gesagt, sie seien Feiertagsgedanken des Schöpfers, und ein anderer Schriftsteller nennt sie Gedichte Gottes.

Von den Herolden des Frühlings plaudert der Farfalla-Autor, von den Sommervögeln, von Schwärmern, von heimischen und ausländischen Spinnern, von der Haltung und Fütterung der Raupen, von der Pflege der Puppen, von der Einrichtung eines Schmetterlingstempelchens, von der Anlage lebender Falter Sammlungen. Warum sollten, meint er, die Lords von England in einer warmen Ecke ihres Parks für ihre schönen Frauen anstatt einer Orchideenkultur nicht einen Schmetterlingspavillon erbauen? Warum nicht, da es heute noch vorkommt, daß einer den anderen mit den seltensten und seltsamsten Blüten zu überbieten sucht und mancher von ihnen Blumen von 1000 engl. Pfund im Knopsloch trägt? Schmetterlinge sollten auch wir in derselben Weise wie Blumen im Zimmer halten; es sind ja geflügelte Blumen.

Kreuzworträtsel

Du ließt es: „Kreuz“; ließt du es quer, Wird's gleich dir etwas andres sagen. Drum trag dein Kreuz nur nicht zu schwer: Die Last wird leichter nicht durch Klagen.



Wagerecht.

1. Festkleidung, 4. Mädchennamen, 7. Musikinstrument, 9. Bindewort, 11. Frauennamen, 13. Beuchstoff, 15. Ackergerät, 16. Südamerikanische Münze, 17. Teil der Tafelung, 19. Körperteil, 21. Türkischer Männername, 22. Schweizer Kurort, 23. Festraum, 24. Hirschart.

Senkrecht.

1. Staat in Mittelamerika, 2. Gewinnanteil, 3. Flächenmaß, 4. Note, 5. Lurch, 6. Spanische Provinz, 8. Portugiesische Kolonie, 10. Ruhestätte, 12. Geographischer Begriff, 13. Wurfspieß, 14. Belgischer Badeort, 18. Stadt in Finnland, 20. Zeichen, 21. Fisch.

Elise Rostalski.



Geisel-Oberhafen : Hafenbecken II.





ARBEIT/LO/

Von Georg Fuhrmann.

Dicht vor dem Arbeitsamt — es ist eine niedrige, von Staub und Sonnenbrand verunstaltete Baracke aus Holz — steht ein Baum. Ob er Blätter hat, ob Nadeln, ob er Blüten und Früchte treibt, oder sein Laub im Winde murmelt, ob Vögel in seinem Geäst und Gezweig nisten, ob Käfer und Brummer ihn umsummen, es hat für diejenigen nichts auf sich, die im Schatten dieses Baumes zur Tür der Baracke treten.

Wie viel Qual drückt die Türklinke dieser Baracke den Menschen in die Hand? Jeder, der von weitem diesen Baum erblickt, fühlt sein Herz jäh zusammenzucken. Mancher, der es nie geglaubt hätte, muß sich diesem Baum nähern, um unter ihm in der gefürchteten Tür zu verschwinden.

Der Gang zur Arbeitsamtbaracke ist nicht so wie jeder andere Gang. Nein, er ist härter. Man geht ihn mit einer Benommenheit, die jedesmal wiederkehrt, wenn man den Weg wieder gehen muß.

... Und heute muß die Anna das Kalb zur Stadt treiben. Sie tut es nicht gern. Denn eigentlich hatte sie etwas anderes vor. Aber sie muß. Die Mutter braucht Geld. Und Geld hat nur der Fleischer, der sich das Kalb schon bestellt hatte, als er das letzte Mal mit der Mutter sprach. Also muß sie wohl.

Der Weg geht die Landstraße entlang. Kurz vor der Stadt aber zweigt ein Feldrain ab. Auf diesem schiebt Anna das Kalb. Denn nicht immer folgt es dem Zug des Riemens, an dem das Tier geführt wird.

Da auf einmal will das Kalb nicht weiter. Es entsteht ein Hin und Her von Tier und Mensch. Fast sieht es wie ein Spiel aus. Zunächst findet sich Anna mit dem Gedanken ab, ein — dummes Kalb hat halt so seine Nucken. Das mag so sein manchmal. Aber als das Spiel zu lange dauert, wird Anna müde, und mit der Müdigkeit kommt Schmerz über sie. Sie weiß nicht warum, aber sie festet sich, den Zugriemen in der Hand, an den Wegrain und vergießt Tränen.

Nicht lange, da kommt ein alter Mann vorbei. Er stutzt und scheint plötzlich zu begreifen. „Will das Biest nicht, was?“

„Nein, es will nicht, und ich weiß nicht warum.“

„Das will ich wohl glauben. Na warte, dem wird gleich abgeholfen sein.“ Und er nahm das Tier hinter sich und führte es ein Stück Weges zurück. Dann nahm er seinen Weg selbst an einem Kartoffelfelde entlang, und schließlich konnte man sehen, wie er eigentlich nichts weiter tat, als daß er beide, Mädchen und Tier, auf einem großen Umwege um den Ort herumleitete, wo beide im Widerspiel ihrer entgegengesetzten Richtungen halten geblieben waren.

So kamen die drei der Stadt wieder näher, und das Kalb ging wieder, wenn auch unter dem Zug des Riemens, ruhig des Weges, der zuletzt die Richtung hatte, die das Mädchen wollte ...

Von fern sah, im Schatten eines Baumes stehend, ein junger Mann dem Vorgang zu. Als der Alte merkte, daß das Mädchen wohl

allein mit dem Tier fertig werden würde, ging er wieder seines Weges weiter. Dieser führte ihn an dem Baum vorbei, unter dem niedrig gebudt eine alte, aber lange Baracke aus Holz stand. Sie war von Staub und Sonnenbrand verunstaltet. Aber auch in den Zügen des jungen Mannes hatten sich trotz der jungen Jahre Falten und Risse eingegraben.

Der Junge sprach: „Wie kam denn das, daß das Kalb nicht mehr weiter wollte?“

Darauf der Alte: „Als ich noch jung war, erzählte mir mein Vater, daß an der Stelle, wo gerade das Kalb stehen geblieben war und nicht weiter wollte, eine Abdeckerei ihren Platz hatte, um gefallene Tiere zu verscharren. Tiere, die da zum ersten Mal vorbeigetrieben werden, pflegen zu scheuen. Man erspart sich Mühe und Not, wenn man mit Tieren, besonders Jungtieren, diesen Platz meidet.“

„Wie soll man sich das erklären? Weshalb scheut das Kalb vor dem Platz?“

„Es kann mit seinem Instinkt, der den Menschen abgeht, es fühlen, daß an dem Platz einst viele lebende Wesen seinesgleichen ihr Leben lassen mußten. Darum übersfällt das Jungtier eine ihm unüberwindliche Angst, und es will nicht weiter. Wenn man es sich richtig überlegt, ist eigentlich nichts dabei. Es ist richtig so. Wenn du wüßtest, daß die Arbeitslosigkeit nicht, sondern vielmehr diese Baracke schuld wäre an deinem Elend, würdest auch du diesen Ort hier meiden wie das Feuer. Ist es nicht so?“

„Klar, Mensch. Jeder Gang hierher ist mir in der Seele verhaßt. Aber sag' mir noch eins, wie kommt es, daß ältere Tiere nicht scheuen, oder wenigstens nicht so oft an der ehemaligen Abdeckerei scheuen?“

„Das muß wohl so sein. Tiere, die schon viel im Leben herumgekommen sind, würde man beim Menschen sagen, haben das Grauen vor dem Tode verlernt. Sie sind stumpf.“

„Du hast recht. Alte Arbeitslose wissen nicht, wie wehe es der Jugend tut, wenn diese arbeiten will und nicht kann. Der ältere

geht nicht mit diesem dumpfen Gefühl des Jammers hierher wie ich und mein Freund.“

... Der Arbeitslose kennt, wenn er noch jung ist, nicht die Mühe und Angst der Arbeit. Ihm hat die Arbeit bisher nur ihre frohe und verheißende Seite gezeigt. Deshalb drückt ihn das Nicht-arbeiten-können doppelt schwer, als hätte ihn die Arbeit, die ja doch ein Räuber an seiner Kraft ist, aller der Hoffnungen beraubt, zu denen er durch seine Arbeit kommen wollte. Das geistige Leiden des jungen Arbeiters ist die Gefahr, die ihn täglich bedroht.

Wenn er dem Arbeitsamt nahe kommt, sieht er nicht mehr Haus, Tür und Fenster, er merkt nicht mehr, daß ein schöner großer Baum ihm Schatten gibt, wenn er vor der Tür wartet. Nach ihm greifen finstere Mächte, die nur er fühlt.

Darum wird aus ihm ein irreführendes Glied der menschlichen Gesellschaft. Die Arbeitslosigkeit trifft ihn schwerer als Gefängnishaft, denn die Haft ist in den meisten Fällen eine gerechte Strafe. Sie hat einen Sinn. Aber die Arbeitslosigkeit entbehrt, von ihm aus betrachtet, jeden Sinnes. Er steht ihr so verständnislos gegenüber, wie Anna dem störrischen Kalb.

Wird darum die Jugend störrisch und weiß sie sich nicht mehr zu helfen, als dadurch, daß sie ein maßloses Verhalten an den Tag legt, das kein Mensch mehr begreift, so muß „Der Alte“, d. h. der Wissende, kommen und muß die Jugend herumführen, um die Stelle in ihrem Dasein, die sie selbst nicht mehr begreifen kann. Der Staat, der die Rolle des „Alten“ übernimmt, der in weiser Umsicht die Halsstarrigkeit der Jugend zu umgehen weiß, wirkt fast ein Wunder. Und erlöst wird Anna, d. h. die Menschheit, aufatmen, weil der Jugend (dem dummen Kalb) geholfen wird.

Wenn aber einer ist, der glaubt, daß sich die Jugend selbst helfen kann, und wenn sie noch so sehr leidet, der denke an das Kalb; da hat er die Jugend.



Die Geißel Fernweh im Afrikaforscher Emin Pascha

(Dr. Eduard Schnitzer aus Oppeln.)

So bekannt uns der Begriff des Heimwehs ist, so wenig geläufig ist aber im allgemeinen sein Gegenteil, das Fernweh. Weshalb spricht man nicht mehr von ihm? Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das deutsche Volk anfang, Seefahrt im großen zu treiben, zu kolonisieren usw., war die Auswandererbewegung, besonders nach Amerika, längst im Gange. Niemand aber schrieb den Zug in die Welt jenem verheulicht gewaltigen und bohrenden Gefühl zu, das den Menschen immer wieder in die Ferne zieht. Es trieb oft unter falscher Flagge sein Unwesen: Abenteuerlust, Ruhmsucht, Geldgier, und hat doch mit all diesen Dingen nichts zu tun. Das beste Beispiel dafür ist unser großer deutsche Afrika-Forscher Eduard Schnitzer (Emin Pascha). Das Unerklärliche an der unter dem Druck des rätselhaften Fernwehs stehenden Gemütslage hat es verschuldet, daß sich noch zu Lebzeiten des Forschers so wilde und ausschweifende Gerüchte und so kitschig alberne, romantische Erzählungen über ihn gebildet haben, daß schon allein deshalb sein Charakterbild in der Geschichte hätte ins Schwanken geraten müssen. Andererseits war sein Lebensgang farbig und reich genug an plötzlichen Wendungen, weshalb seine Betrachtung voll auf ausreicht, sein Lebensbild zu einem Roman abzurunden, wie ihn besser kein Dichter erfinden kann.

Es ist eigentümlich, die Wiege aller der Schicksale, die sich in der Lebensbahn Emin Pascha's kreuzen, liegt im schlesischen Raum. Er selbst ist aus Oppeln, der oberschlesischen Regierungsbezirks-Hauptstadt, gebürtig. Sein Vater, der jüdische Kaufmann Louis Schnitzer, ist etwa ums Jahr 1820 dort zugewandert und siedelte sich in einem Häuschen an, das wahrscheinlich infolge der Säkularisation seit 1809 unbewohnt geworden war. So unwohllich und alt das Haus auch war, der Kaufmann Schnitzer kam bald zu Vermögen und Ansehen. Als damals der heute noch jedes Auge in Oppeln entzückende prächtige Renaissance-Turm des Rathauses gebaut wurde, gehörte Schnitzer mit zu den Anregern des stolzen Baues. Aber schon mit jungen Jahren zog Eduard nach Meisse um. Zu den ganz orthodoxen Juden gehörte sein Vater nicht. Das zeigen schon die Vornamen Eduard, Karl, Oskar, Theodor des nachmaligen Afrikaforschers wie auch die baldige Taufe Eduard's. Ihm selbst aber hätte niemand die zukünftige Laufbahn angesehen. Eduard war zwar fleißig und intelligent, aber schwach im Körperbau, zart und sensibel, klein von Ge-

stalt und mehr ein Sonderling als ein frischer, wagemutiger und abenteuerhungriger Springinsfeld. Seine Verträumtheit ging sogar so weit, daß er nachts im Geäst eines Baumes in der Umgebung von Meisse gesunden wurde, wo er, müde vom Lesen, eingeschlafen war.

Mit 24 Jahren war der 1840 geborene Medizinstudent, der bereits mit 22 Jahren vor seinem Examen praktizierte, nicht mehr in der Heimat zu halten. Er reiste nach dem Balkan. Nun war die Auswanderungsmut in damaliger Zeit eine landläufige Erscheinung. Besonders aus dem schlesischen Raum haben viele bedeutende Männer ihren Weg ins Ausland genommen. Es sei nur an den schlesischen Bauernbefreier Hans Kudlich erinnert, der nach seiner Teilnahme an den Kämpfen in Wien 1848 auf den Segeln der Unzufriedenheit mit Europa sich in die freiere Luft Amerikas treiben ließ. Auch aus dem Kreise Lassalles, eines geborenen Breslauer's, zog so mancher sich ins Ausland zurück. Wir finden in Oberschlesien damals auch den Namen eines Zeitgenossen Nowotny, der sich nach der Türkei verschlagen ließ. Der Name ist böhmisch-tschechisch. Und ein Nowotny aus Böhmen ist es auch, der uns wieder auf der Straße begegnet, die wir nun, nach der Türkei ausholend und den Wegen Emin Pascha's folgend, betreten müssen.

Dieser Ludwig Nowotny, ebenfalls wie Eduard Schnitzer ein Arzt seines Zeitalters, hatte zunächst das Feld seiner politischen Wirksamkeit von Schlessen nach Ungarn verlegt. Als dort die Revolution niedergeschlagen wurde, mußte er weiter flüchten. So kam er über Bukarest ins türkische Militär, wo er Truppenarzt wurde. 1858 finden wir ihn in Skutari, der Vorstadt Konstantinopels, wieder. In Ungarn mußte er wahrscheinlich eine Deutsche aus Siebenbürgen kennen gelernt haben, die Zeitschaft hieß. Nach einer anderen Quelle war ihr Name aber wieder Freund, ein auch dem Sinne nach bestehender Gegensatz. Nach der Abstammung läßt der erste Name mehr auf rein deutsches Blut schließen, der andere aber auf jüdisches. Es lohnt sich, diesen Gegensatz festzuhalten, denn eine Nichte der Frau Dr. Alta Ben, rekte Nowotny, geb. Zeitschaft, war 1858 die 14jährige stattliche, hellblonde Erscheinung, deren schwärmerische blauen Augen ihre Tante dazu außersehen hatte, in jedem Fall Aufsehen zu erregen. Emilie Freund und ihre Schwester waren nämlich mit ihren Eltern und sonstigen zahlreichen Geschwistern von Sieben-

bürgen nach Bukarest ausgewandert. Von hier zog ihre Tante, die geborene Zeitschaft, die beiden Freund-Mädel nach Konstantinopel, mit der ausgesprochenen Absicht, sie an reiche Türken zu verheiraten, d. h. sie gegen eine gute Abfindung durch Atta Bey, der nun Türke geworden war, in einen Harem zu bringen. Auf Emilie hatte der damals schon berühmte türkische General Ismael Hakkî Pascha ein Auge geworfen. Seine einzige Frau war eben gestorben. Als kurz darauf Ismael als Zivil- und Militärkommandant von Oberalbanien nach Skodra berufen wurde, folgte ihm Emilie als Emina Hanum und einzigste Frau seines Harems dorthin. Ihr stand ein Personal von 6 Tischerskinnen, 1 Wiener Köchin und 5 Kawaßen (Dienern) zur Verfügung. Hier war es, wo sich 1865 ihr Lebensweg mit dem des deutschen Forschers kreuzte. Dr. Eduard Schnitzer wurde Stadt- und Leibarzt bei Ismael Pascha zu Skodra in Albanien. Von nun an folgte er dem Pascha und seiner Familie viele Jahre lang nach allen Gegenden der Türkei, wohin diesen gerade seine Pflicht als Gouverneur führte. Und auch, da Ismael als einer der ersten dem Großvezir Mahmud Pascha zum Opfer fällt und in die Verbannung gehen muß, reist Schnitzer mit der Emina Hanum ins Exil nach. Dieses dauert aber nicht lange, und Ismael geht als Gouverneur nach Janina, (wohin ihm sein Leibarzt ebenfalls folgt), um dann 1874 plötzlich zu sterben. Schon vorher soll man, trotzdem der Pascha und seine Frau im besten Einvernehmen miteinander lebten, in Konstantinopel öffentlich über das Verhältnis des jungen Arztes mit der Emina gesprochen haben. Der Pascha selbst war, obwohl schon stark in den Fünfzigern, noch ein stattlicher Mann, als er Emilie heiratete. Vier Kinder — lauter Söhne — waren dieser Ehe beschied. Natürlich war Emilie längst Moslem geworden, und ganz Konstantinopel sprach von der blonden Schönheit, die hinter dem Jasmak einer Mohammedanerin (Gesichtsmaske) überall Aufsehen erregte. Daß der Pascha ausreichend für sein Weib sorgte, ist wohl selbstverständlich. Ein ganzes Hoflager von Bediensteten betreute seine Familie. Und daß die Emina es verstanden haben muß, Haus zu halten und ihr Personal an sich zu fesseln, geht daraus hervor, daß sie ein hohes Guthaben auf einer Bank in Skutari hatte, von dem später noch die Rede sein wird, und daß ihr später, als sie selbst in Not war, eine ihrer Dienerinnen bis zum Ende treu blieb. Dr. Schnitzer war inzwischen ebenfalls halb zum Türken geworden.

Man weiß nur nicht, ob die ersten Gründe, die ihn dazu veranlaßten, europäischer Natur oder afrikanischer waren. Den ihm in früher

Jugend verhaßt gewordenen europäischen Lebensgewohnheiten entsprach es, wenn ihn in Konstantinopel noch ein Rückschlag in ein politisches Lager verschlug, das man wohl am besten mit dem Namen „jungtürkisch“ charakterisieren könnte. Auf der anderen Seite aber hatte schon fast zehn Jahre vorher sein wahres Ich, nämlich die immense Fähigkeit als Naturforscher, sich so weit geoffenbart, daß er rasch von einer wissenschaftlichen Gesellschaft nach der anderen zum ordentlichen bezw. korrespondierenden Mitgliede ernannt wurde. Um nun in Afrika selbst rascher vorwärts zu kommen, darf man einem Forscher, der mit Europa für immer gebrochen hat, wohl zugestehen, daß er sich nach Landesitte nennt, wie auch nach ihr kleidet und ißt. Mit 30 Jahren rechneten fünf europäische Forschungsinstitute Dr. Schnitzer zu ihrem Mitgliede. Wie aber hatte er angefangen? Der kürzeste Weg in die Orientforschung führte damals auf dem Wege über das Militär. Das deutsche wies ihn, den Sohn des Juden, ab, wenigstens als Einjährig-Freiwilligen. Und zum Tropenarzt fehlte ihm das abschließende Staatsexamen. So ähnlich ging es ihm in Desterreich. Nicht einmal zum mexikanischen Heer öffnete sich ihm die Tür. So ließ er sich schließlich als Jäger in ein bosnisches Regiment anwerben. Aber im letzten Moment fand er es doch für ehrlicher, in Triest als Gehilfe eines Waders auf offener Straße kleine chirurgische Handgriffe auszuüben, als einen ihm im Grunde genommen widerwärtigen Gamaschendienst zu leisten. Oft sehen wir ihn in der Türkei immer wieder von neuem anfangen. Immer wieder hat ihn ein unerklärliches grausames Schicksal aus der Lebensbahn geworfen, aber immer wieder setzt sein Lebensschiff, die Segel von einem geheimnisvollen Fernweh gestrafft, die Flagge auf volle Fahrt. Als sein Gönner Ismael einmal stehen muß, ist auch er der Verschwörung verdächtig, weil er eine im Ausland erscheinende Zeitschrift der Opposition geleitet hat. Kaum ist er begnadigt, als er wieder, diesmal in England, ein Oppositionsblatt mit Artikeln über türkische Politik versteht. Inzwischen steigt sein Ruhm als Forscher immer mehr. Nochmals später, als er von Alexandria aus ägyptischen Boden betritt, um Europa niemals mehr zu sehen, fängt er wieder von neuem an. In Chartum, der Hauptstadt des Sudans, steigt er Dezember 1875 mit syrischen Händlern im öffentlichen Warenmarkt ab, eine Symbolisierung seiner Verachtung für die weiße Rasse (sagt man), die man ihm nie glauben verzeihen zu dürfen.

Daß sich Emin bewußt von den Vorurteilen der Zivilisation losgesagt hat, wird ihm von seinen Gegnern schwer verübelt. Man

macht ihm sogar daraus einen Vorwurf, daß er, trotzdem die europäische Kolonie sich seiner sofort annahm, da sein Ruf als Wissenschaftler und glänzender Gesellschafter (Klavierspieler) schon damals feststand, dennoch aus kleinlicher Sparsamkeit mit dem Korb auf dem Arm täglich seine Einkäufe selbst besorgte. Man vergißt aber, daß derselbe Mann, als im ganzen Sudan später der Mahdismus alles in Flammen aufgehen ließ, ein Riesengebiet in Äquatorialafrika in Zucht hielt und dabei enorme Vorräte an Eisenbein u. a. stapelte. Kleinliche Rücksichten umschatteten ihn nicht, wo es galt, dem wirklichen Fortschritt zu dienen. Wenn Unklarheiten sich in seiner Handlungsweise zeigen, so werden sie durch das Fortwirken jener seelischen Penderkraft geglättet, das als Fernweh der ewige Antrieb seiner Lebensbahn war, an deren Ende die deutsche Regierung ihn als Erzellenz anredete, nachdem ihm, dem fortgelaufenen Mediziner, nicht mal das Recht zum Militärämbt gestattet worden war.

Man will ihm ferner zum Vorwurf machen, daß er es verstand, in seinem neuen Wirkungskreise sich rasch Freunde zu erwerben. Dies wird ihm als Grundlosigkeit und Charlatanerie ausgelegt. Auch hier hilft das Fernweh zur Erklärung. Es ist jene geistige Spannkraft, die besonders wirksam im Fieber des Reisens an neuen Stätten neue Lebenskraft und unerhörte Lebensäußerungen bei dem vom Fernweh Befallenen auslöst.

Kehren wir nun zu dem Gang der Liebesaffäre zwischen Emin und der Emina zurück. Daß man sich Europäerinnen als Frauen holte, sie dann, wenn man ihrer überdrüssig war, sitzen ließ, oder auch von ihnen sitzen gelassen wurde, war an der Tagesordnung. So war eine andere arme Oesterreicherin aus Bukarest, die Omar Pascha geheiratet hatte, diesem mit einem polnischen Arzt durchgegangen. Andererseits kamen solche Ehebindnisse, die sich über ganze Weltteile erstreckten, gerade im schlesischen Raum Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Duzenden vor. Es sei nur an das Liebesabenteuer des Grafen Büdler-Muslau mit der ägyptischen Prinzessin erinnert, an das sogar 1929 die ägyptische Staatspolitik beim Königsbesuch in Deutschland geschickt anknüpfte, oder an die Kreolin, die in den 40er Jahren der Sohn des Fürsten Sulkowski nach Myslowitz sich mitgebracht hatte, der dann 1848 nach der Ermordung seiner Mutter in Wien auf der Barrikade fiel. Nicht der Umstand, daß Dr. Schnitzer nach dem Tode Ismaels kurzerhand mit der Emina und ihren 5 Kindern (inzwischen war noch ein Mädchen hinzugekommen) 1874 nach Italien fuhr, und wie es heißt, sich dort nach evange-

lischem Ritus trauen ließ, was fraglich erscheint, ist staunenswert, sondern daß er plötzlich aus Breslau, wohin er 1875 übergesiedelt war, wieder verschwindet, um fluchtartig über Trieste und Konstantinopel nach Alexandria seinem großen ägyptischen Schicksal zuzureisen. Was war die Veranlassung zu dieser fluchtartigen Entfernung? Das geradezu rätselhafte Aufgeben einer doch fast gesicherten Laufbahn nahm damals Wunder, wie es heute noch ein Geheimnis ist. Man stelle sich in Breslau einen tüchtigen 35jährigen Arzt vor, der nach zwölfjähriger interessanter Auslandspraxis bei seinen Verwandten Unterkunft findet, gewiß noch etwas Geld mitbringt, und dessen reizende, noch mit 30 Jahren stark fesselnde, europäisch elegante Frau, die Witwe des damals berühmtesten türkischen Heerführers, die in der Türkei einen finanziellen Rückhalt von etwa 20 000 Mark besaß. War die Zukunft des Arztes nun nicht verlockend genug? Selbst wenn er lediglich Drang zur Wissenschaft und nicht zur Praxis eines Arztes verspürt hätte, konnte er da nicht, der mit 20 Jahren schon das Examen bestanden, an der Universität in Breslau oder in anderer Position seinem Ehrgeiz nachgehen? Er, der später seine Tochter Ferida, das Kind einer Farbigen, abgöttisch liebte und für dasselbe sorgte, wie nur ein Vater sorgen kann, soll auf das 5. Kind seiner langjährigen Geliebten und jetzigen Frau so wenig Rücksicht genommen haben, daß er lediglich aus Lust an neuen Liebesabenteuern Breslau verließ? Je mehr man sich in die Lage versetzt, in der sich der damals nicht mehr junge Forscher befand, um so rätselhafter wird sein Verhalten. Mit unersättlicher Gier nach Erotik, so wie spätere Zeitungsschreiber es tun wollten, ist hier nichts erklärt. Denn schließlich sind ja die Jahre, wo Schnitzer Gouverneur einer ägyptischen Provinz mitten im Bluterausch des Mahdi-Aufstandes war, eine schlechte Gelegenheit, Liebesabenteuer zu bestehen, und er hat ja diese Gelegenheit mit geradezu selbstmörderischer Energie gesucht.

Andererseits aber hat der spätere Pascha eigentümlich egoistisch gehandelt. Denn auf seiner fluchtartigen Reise nach Ägypten, wo er zum Islam übertrat, und nach einander Effendi, Bey und Pascha wurde, hat er alles Geld, dessen er habhaft werden konnte, für seine Zwecke verbraucht, auch das Bankkonto der Emina, sodaß sie nun, als sie ihm wieder nach Konstantinopel nachgefahren war, bettelarm da stand, nachdem sie geradezu von Glanz und Reichtum rauschende Jugendjahre verlebt und mit Schnitzer in Italien ein legitimes Liebesglück von kurzer Dauer genossen hatte. Der Vater ihrer Tochter sah Kind und Mutter nicht mehr wieder. Fernweh wirkte hier

wie ein Rausch. Der Rausch des Heimwehs hat Prägung genug in Dichtung und Leben erhalten. Wir werden gut tun, dieselbe Rauschwirkung beim Fernweh zu erkennen.

Aus der Tatsache, daß Emin Pascha, nachdem er durch Stanley aus dem Gebiete des Mahdi-Aufstandes gerettet worden war, sich wieder in den Sudan zurückbegab, will man schließen, daß nur seine Liebesaffäre mit der Emina Hanum ihn wieder ins Innere Afrikas vertrieben habe. Er hatte nämlich inzwischen wieder eine Afessinierin geheiratet und fürchtete, wegen — Bigamie angeklagt zu werden. Mit so kleintlichem Maßstab wird wohl ein Mensch, der zehn Jahre lang ein Gebiet, dreimal so groß als Deutschland, mit großem Erfolg verwaltet hat, nicht sich selbst gemessen haben. Aber es bleibt doch auffallend, mit welcher unberechenbaren Gile Emin Pascha nach seiner Rettung wieder von Sansibar ins Innere gezogen, fast geflohen ist, um am 23. 10. 1892 doch einem Regierfürsten zum Opfer zu fallen, der ihn, mehr aus räuberischer Absicht, als aus politischen Gründen ermorden ließ (bei Kinena, westlich vom Albert-Eduard-See). Schon 1889 hatte die Kurzsichtigkeit Emins einen so hohen Grad erreicht, daß er bei einer Feierlichkeit in der deutschen Kolonie Ostafrika aus Unvorsichtigkeit zu einem Fenster aus dem 1. Stock gestürzt war. Der damit zusammenhängende Schädelbruch und zunehmende Erblindung hätten jeden, auch den abenteuerlustigsten Forscher, europareis gemacht, nicht aber Emin Pascha. Wie mag ihn damals Europa angewidert haben, als ihn, die türkisch-ägyptische Hoheit und deutliche Exzellenz, nun jene Studentenverbindung wieder zum Ehrenmitglied ernannte, die ihn einst in Breslau ausgestoßen hatte. Jedoch nicht die äußeren Geschehnisse im Leben eines an Erfolgen und Mißerfolgen reichen Entdeckers und Kolonisators sollen hier zum Mittelpunkt gemacht werden.

Verfolgen wir weiter das Schicksal der Emina Hanum, die nach dem Verschwinden Dr. Schnitzers wahrscheinlich ein Ausbeutungsobjekt aller der Elemente wurde, die Europa auf den nahen Orient losgelassen hat. Zuerst schien es noch, als ginge noch einmal das Bitterste an ihr vorüber. Der bosnische Grundbesitzer aber, der sie zur Frau nahm, entpuppte sich bald als total verarmter Spekulant. Unter dem Einfluß einer Frau stehend — man weiß nicht recht, war es ihre famose Tante Zeitschaft oder die sog. Hundetante von Konstantinopel, Ferida, oder eine angebliche Gräfin de la Bauly — heiratete sie schließlich als vierten Mann einen Kutsher und ernährte sich kümmerlich durch Handarbeitsunterricht an einer Mädchenschule in

Konstantinopel. Ihre vier Söhne nahm der Sultan ihr ab und ließ sie auf Staatskosten zu Sanitätsoffizieren und Beamten erziehen. Später verließen diese ihre Mutter. Einer soll es bis zum Obersten gebracht haben. Die Tatsache des Handarbeitsunterrichts aber erklärt schlagartig die Situation Schnitzers, als er mit Emina noch in Breslau war. Sie zeigt, daß diese etwa durchaus nicht fähig gewesen wäre, mehr als die nur üppig lebende Frau eines Paschas darzustellen. Also muß wohl auch dies Schnitzer vor dem Verdacht reinigen, er sei nur deshalb aus Europa geflohen, um die Emina loszumerden. Andererseits kann man wieder aus der Wahl des an Emina anfliegenden türkischen Namens Emin nicht etwa darauf schließen, daß er immer noch mit großer Liebe an ihr hing. Vielmehr nahm Dr. Schnitzer — auch merkwürdig —, in den Diensten des Generals Gordon stehend, Stellung, Rang und Namen eines anderen Arztes „Emin“ an, der kurz vor ihm unter Gordon Dienst getan hatte.

Wird dem noch 30-jährigen das rätselhafte Stigma des Fernwehs als Abenteuerlust und der Eindruck seiner unberechenbaren Handlungen als öffentlicher Skandal ausgelegt (mag er nun Frauen entführen und im Stich lassen oder sich unter Marktweibern feilschend und Körbe tragend bewegen), so setzt etwa 12 Jahre lang — fern von Europas Klatsch- und Schmähsucht — der Unstern der Fernweh-Sehnsucht aus. Mitten in Afrika in einer zwölfjährigen Schlacht der Kultur stehend, setzte der Rausch des Fernwehs aus. Das Fernweh, das wie eine Geißel seine Jugend zerpeitscht hat, löst nun unter Negern und halbwillden Arabern wohlthuend Nebenkraft aus. Er läßt seine Fähigkeit, in immer neuen Situationen und Menschengruppen auf den ersten Anhieb das Richtige zu finden und in fast allen Sprachen des Orients rasch Freundschaft zu schließen, im hellsten Licht erstrahlen. Auf dieser Basis persönlicher Wirkungsweise pazifiziert er eine riesige Provinz im Innersten Afrikas unter einem furchtbaren Klima, gründet viele Stationen, sammelt einen Millionenvorrat unter den Augen der Mahdi-Aufständischen und findet doch noch Zeit, nebenbei durch Niederschrift endlos langer Studienbücher voll naturwissenschaftlichen Inhalts in fast mikroskopisch kleiner Schrift ein Forschungsmaterial niederzulegen, das in Jahrzehnten weiterer Drucklegung noch nicht erschöpft sein wird. Eine ganze wissenschaftliche Gesellschaft arbeitet seit Jahren daran, dieses kostbare Erbe des Forschers, um das drei Erdteile jahrelang prozessiert haben, auszuwerten.

Inzwischen aber ging Emilie Zeitschaft den Leidensweg weiter. Es half ihr nichts, daß

ihr der Pascha von Sansibar nach seiner Rettung, wahrscheinlich infolge eines Bettelbriefes der Gräfin de la Vaulx, 500 Lire schickte. Vermutlich soll diese Gräfin das Geld zum Druck einer Schmähschrift (französisch?) gegen Emin Pascha benutzt haben. Wer besitzt diese? Und leider fanden sich auch deutsche Zeitungen, die immer wieder die Affäre Reitschaft „aufdeckten“. Noch als 1912 ein Mitarbeiter der „Breslauer Morgenzeitung“ in Konstantinopel war, wärmte er wieder den langen Klatsch auf. Anstatt den großen deutschen Kolonialforscher zu würdigen, machte die Presse seiner zweiten Heimat aus

ihm eine Romanfigur. Niemand in Schlesien muckte auf, um diese Schande festzunageln. Jeder Berichterstatter hat, um seine Arbeit noch interessanter zu machen, immer neue Momente hinzuerfunden, und so kam der Mann, dem zeit lebens das Fernweh ein Stachel war, nach seinem Tode erst recht unter die Räder der öffentlichen Meinung.

Afrika hat ihn ermordet, Europa ihn beschimpft. Fast alle Entdecker haben Erinnerungen geschrieben, nur nicht Emin Pascha, als hätte er seinen Namen auch literarisch in Europa löschen wollen, wie er sein Leben lang ein Haßer Europas gewesen ist.

Meine eleganteste Freundin

Berliebte Worte über einen Flieger. Von Julius Stephan.

Nein, dieser verdrehte, verteuflert kalte, verwünschte April! Diese unaufhörlichen Schneeschauer, die mit Regengüssen massiver Art lieblich abwechseln, diese scheußlichen Nord- und Nordwest- und Nordoststürme, die man bis ins innerste Mark der Knochen spürt, hab' ich ehrlich satt. Und dieses ewige Heizen! Das schlimmste ist: man kann tagelang nicht ins Freie, wenn man nicht einen Dauerschnupfen oder eine veritable Grippe riskieren will. Trübselig sitzt unser Starmaz vor seinem beschneiten Häufel, die Vögelchen ducken sich tief in die nassen Ackerfurchen, die Drosseln drüben im Fichtenbusch, die zu Ostern so herrlich konzertierten, schweigen verärgert, und selbst die unermüdblichen Kohlmessern halten den Schnabel. Ein Lichtblick und fast der einzige Trost für mich in all diesem Nachwinterjammer und Frühjahrsgraus ist meine liebe elegante Freundin, die weiße Nachstelze.

Vom Fenster meines Arbeitszimmers kann ich sie famos beobachten. Auf dem Holzdach von Zante Meiers Villa treibt sich fast ständig ein Pärchen herum. Bald sind sie oben am Knopf, bald am „Auge“ (der Öffnung der leeren Taubenbühne), bald an der Kante. Im Nu sind sie unten an der Wasserrinne; sie trappeln und patrouillieren auf und ab, hier eine Wintermücke, da eine halberstarzte Fliege haschend. Dabei nicken sie so reizend mit den Köpfen und wippen unaufhörlich mit der langen Schleppe. Dann beginnt ein artiges Viebespiel; denn die beiden sind wohl Braut und Bräutigam oder schon junge Eheleute und Gitterwächner, was weiß ich. Wie übermütige Kinder — ich meine solche zwischen 16 und 20 Jahren und darüber — sind sie hinter-

einander her. Jagt er sie, so entwischt sie ihm lebende, halb laufend, halb fliegend. Wird ihm die Sache auf die Dauer langweilig, so sucht er, in dem leichten Rinnsal umherstehend, nach Würmchen, Käserchen, Wasserinsekten. Aber gleich ist sie wieder zur Stelle und fordert ihn heraus, entfaltet mit echt weiblichem Raffinement und mit köstlicher Koletterie in zierlichem Lufttanz den schwarzweiß gesäumten Fächer des niemals ruhenden Schwänzchens.

Und was für blitzsaubere Dinger diese Vögelchen sind! Weiß, schwarz und grau sind ihre Farben: einfach, schlicht aufdringlich und dennoch überaus geschmackvoll. Wie wirklich vornehme Damen, wie Edelräulein, wie Stiftdamen sehen sie aus. Apart — und doch adrett. Gibt es noch adrette Frauen? Gar vieles von der weiblichen Grazie hat unsere Zeit unter der Einwirkung des Sports verloren. Die zierlichen Gestalten der Frauenwelt werden als Sportfiguren immer vierschrötiger und knochiger.

Aber wo sind unsere Nachstelzen geblieben? Das Männchen sitzt dort auf einem Pfahl des verlotterten Holzzaunes und läßt seinen Vockruf, ein gezogenes helles „Ziumik“, hören. Dann fliegt es leicht und schnell, in steigendem und sinkendem Bogen, auf das Dach zurück. Das Weibchen kommt gerade aus einer Luke hervor, schwingt sich nach unten und erscheint nach wenigen Sekunden mit einer Feder im Schnabel. Nun wird's also doch Ernst mit dem Nestbau. Und sieh', jetzt beteiligt sich auch der Gatte an der Herichtung der Kinderstube — man hat doch

schließlich allerlei Verpflichtung und Verantwortung. Nicht lange, da werden wohl 5 oder 6 bläulich-weiße, mit braunen Punkten und Fleckchen übersäte Eier im Neste liegen. Madame gibt sich dann 14 Tage lang dem Brutgeschäft hin, während der Herr Gemahl fleißig seinen Gesang zum Besten gibt. Seine Strophe, die nicht gerade einen großen Künstler verrät, setzt sich aus verschiedenen Modulationen des Vokttons zusammen und wird oft und geschwind wiederholt. Merkwürdig ist das heifere „qui quiriri“, das der Vogel hören läßt, wenn er am Dachsims entlang läuft. Die jungen Bachstelzchen sind anfänglich mit spärlichen schwarzen Daunen bekleidet und werden von den Eltern mit allerlei Insektenzeug und Gewürm gefüttert; sie verlassen ihre Wiege nicht eher, als bis sie ordentlich fliegen können. Leider Gottes fallen viele der Nestjungen den umherstrolchenden Raben zum Opfer. Diese Räuberinnen, die gar nicht mehr den Namen von Haustieren verdienen, müßten unbarmherzig niedergeknallt werden.

Im Sommer schlägt sich die Bachstelzjugend zu kleinen Gesellschaften zusammen, die dann mit den alten gemeiniglich, wenn der Herbst kommt, nach Süden ziehen. Vorher versammeln sie sich, ähnlich den Schwalben, auf den Dächern der Dörfer und Städte.

Unser grau-weißes Bachstelzchen ist wirklich ein herziges Wesen, das man lieb gewinnen muß, immer sauber, immer elegant, immer lebhaft und immer vornehm, graziös, anmutig, zierlich und doch nicht ohne Würde, ich möchte sie den weiblichsten, fraulichsten Vogel nennen. Und zutraulich ist er, wie wenige andere. Er sucht geradezu die Nähe des Menschen. Gehöfte und wasserdurchflossene Wiesen sind sein Lieblingsaufenthalt. Vielfach folgt er den Rinderherden und anderem Vieh und läuft diesem, der Insekten wegen, auf Wegen und Tristen nach; öfters wadet er ins leichte Wasser. Fast stets mit der Nahrungssuche beschäftigt, neckt er sich gern mit seinesgleichen und mit anderen Singvögeln, verfolgt auch manchmal, im Vertrauen auf seine Fluggewandtheit, vorüberfliegende Raubvögel.

Wie bekannt und beliebt unser Vögelchen ist, ersieht man aus den vielen volkstümlichen Bezeichnungen, die man ihm in Deutschland und anderswo gegeben hat. Hier eine Auswahl: Hausstellchen, Wassersturz, Quacksturz, Wippsturz, Stiftsfräulein, Klosterfrauen, Nönnchen, Adermännchen. Einigermassen auffällig finde ich es, daß der Grasschäfer, der doch sonst so reizende und treffliche Rose- und Volksnamen für Vögel hat, einfach nur „Boachtalze“ oder „Bochtolze“ sagt.

Geltene Tage an Bord

Von Josef Bed.

Auf Hochseedampfern werden auch die Hochfeste der Christenheit möglichst feierlich begangen. Wie aber, wenn Weihnachten während des Weltkrieges im Hafen weltentlegener Länder gefeiert wird? Massaua ist der Haupthafen der italienischen Kolonie „Eritrea“ im Roten Meer und einer der heißesten Häfen der Welt. Für gewöhnlich liegen wir an Deck nur sehr leicht gekleidet, in Nehem und möglichst leichten kurzen Hosen umher. Gegen Abend wurde die Hitze etwas milder, und man konnte schon einen leichten weißen Anzug vertragen.

Unter diesen tropischen Verhältnissen sollte nun unser erstes Weihnachtsfest vor sich gehen. Da unser Schiff bereits vor Weihnachten wieder im Heimathafen eintreffen sollte, so hatten wir keine Tannenbäume und auch keine Sachen für diesen Zweck, wie sonst üblich, mitbekommen. Zuerst mußte ein Baum beschafft werden. In Massaua selbst

gab es keine Bäume, höchstens einige Sträucher, die sich für diesen Zweck nicht eigneten. Nun wurde ein Boot ausgerüstet, mit welchem wir an der Küste lang fahren wollten, um ein passendes Bäumchen zu finden.

Eines Morgens in aller Frühe fuhren wir mit sechs Mann von Bord ab. Wir hatten den Hafen kaum verlassen und Segel gesetzt, als wir nicht weit von uns die Rückenflosse eines großen Haifisches bemerkten. Wir mußten auf der Hut sein, auf jeder Seite stand ein Mann mit einem Bootsrümen bewaffnet, und beobachtete das Wasser. Der Haifisch war mit einem Male verschwunden. In diesen Gewässern ist das Wasser so klar, daß man den Grund sehr gut beobachten kann. Alles, außer dem Bootsführer, beobachtete nun das Wasser. Nach kurzer Zeit sahen wir denn auch den Hai auf unser Boot unter Wasser zu stoßen. Das Tier hatte aber den Anlauf zu tief genommen und

konnte uns nicht schaden. Als Denkfzettel bekam er zwei kräftige Stöße mit dem Riemen und ließ sich nicht wieder blicken.

Wir fuhren nun an der Küste lang. Die Fahrt war sehr eintönig, wir sahen stundenlang nur Sand, Steine und Gebirge. Nach drei bis vier Stunden glaubten wir so etwas ähnliches wie ein Wäldchen gefunden zu haben und hielten darauf zu, kamen gut durch die leichte Brandung, verankerten das Boot gut und machten uns nun an die Erkundung der Gegend. Was wir von weitem für ein Wäldchen angesehen hatten, war weiter nichts, wie verwachsenes Gestrüpp und eignete sich nicht für unseren Zweck. Wir machten nun Rast, verzehrten unsere Vorräte und ruhten einige Stunden aus.

Als wir wieder an den Strand kamen, wimmelte es von Krebsen, den sogenannten Dwarzläusern. Wir nahmen einen Korb und füllten denselben mit den größten Tieren. Man mußte dabei sehr geschickt sein, denn die Tiere waren ziemlich flink und kniffen ganz schändlich mit ihren Scheren. Die Rückfahrt wurde nun angetreten. Wir legten zwei Angeln aus und wollten wenigstens den Weihnachtskarpfen mitbringen. Im Verlaufe der Fahrt bißen auch einige schöne Fische an, natürlich keine Karpfen, sondern Schuppenfische, und so kamen wir mit leeren Händen zurück.

Da wir an Bord ohne ein Bäumchen eintrafen, war das Gelächter sehr groß. Der Seemann weiß sich aber in jeder Situation zu helfen. Auch hier wurde ein Ausweg gefunden. Es wurde ein Baum selbst angefertigt. Wir nahmen einen Besenstiel, bohrten ihn von allen Seiten an und steckten in diese Löcher Zweige von einem Kehrriktbesen. Nachher wurde alles schön angestrichen. Wenn es auch kein Tannenbaum war, die Wirkung war aber dieselbe. Verschiedene Kameraden sorgten nun für die Ausschmückung des Baumes. Es wurden Nüsse versilbert, meterlange Papierketten, Körbchen von Papier und Seide angefertigt. Kerzenhalter und Kerzen wurden auch gemacht. Nachdem der Baum geschmückt war, war er von einem wirklichen Tannenbäumchen nicht zu unterscheiden. Er hatte den Vorteil, daß ihm keine Nadeln abfielen, und konnte dementsprechend länger stehen. Nur die Kerzen lösten sich in Wohlgefallen auf. Es mußten neue angefertigt werden und bis zum Gebrauch auf Eis gelegt werden.

Der heilige Abend verlief sehr feierlich. Unter dem brennenden Tannenbaum wurden Reden gehalten. Wir gedachten der fernern Heimat, der gefallenen Helden, unserer Brüder im Felde und unserer Angehörigen daheim. Nach mehreren Weihnachts- und Fei-

maßliedern war der offizielle Teil der Feier vorüber. Zum gemütlichen Teil des Abends hatten sich verschiedene Kameraden von anderen deutschen Schiffen, die im Hafen lagen, eingefunden. Bei einer sehr kühl gehaltenen Bowle saßen wir noch verschiedene Stunden zusammen, tauschten unsere Erinnerungen aus und trennten uns in gehobener Stimmung. Es war ein gelungener Weihnachtsabend dort draußen im heißen Afrika.

Es sollte nicht der erste und letzte Weihnachtsabend in Afrika sein. Verschiedene folgten noch nach, wurden aber nicht mehr so nett gefeiert, da mit den Jahren bei den meisten Kameraden die Stimmung dafür nicht mehr vorhanden war. Erst November 1918 konnten wir Afrika verlassen. Bis August 1919 hielten wir uns noch in Italien auf und konnten jetzt erst nach fünfjähriger Abwesenheit unser Vaterland betreten.

*

Ein anderer seltener Tag ist es, wenn nach langer Fahrt auf hoher See endlich wieder Landnähe winkt und der schwere eiförmige Dienst durch die Wechselfälle unterbrochen wird, die der nahe Hafen und die nahe Küste mit sich bringen. Wenn dann einmal noch, ohne daß man es vorher im geringsten ahnt, irgend welche Glücksfälle besondere Meeresbeute ergeben, so hat man seinen großen Tag. So selten es vorkommt, so kommt es doch vor. Auch mir war ein solcher Tag beschieden, als wir auf der Reise von Colon (Panama) nach Port Limon (Kosta-Rica) gegen 19 Uhr auf der Reede von Port Limon eintrafen. Wir mußten vor Anker gehen, da die Seedampfer nach 18 Uhr in den kleineren Häfen nicht mehr in den Hafen gelockt werden.

Wie allgemein auf Handelsschiffen üblich, machte sich die dienstfreie Besatzung nach dem Abendessen ans Angeln. Auch ich legte meine Angelgeräte am Achterschiff aus. Es wurden allerlei Kniffe versucht, aber kein Fisch biß an. Da wir weit draußen vor dem Hafen lagen, herrschte eine ziemlich starke Strömung, wodurch unsere Angeln an der Oberfläche des Wassers trieben.

Unvorsichtigerweise hatte ich meine Angel etwas um die linke Hand gewickelt. Auf einmal spürte ich ein starkes Ziehen und war nicht mehr in der Lage, die Angelschnur von der Hand zu wickeln. Mein Kollege, der neben mir angelte, kam auf meinen Hilferuf sofort herbeigefprungen, und es gelang ihm auch, die Schnur von der Hand frei zu bekommen. Jetzt gab ich langsam die verfügbare Angelschnur frei und wartete eine ganze Zeit. Ich spürte aber nichts von einem Rucken und Zerren, wie das sonst zu fühlen ist, wenn ein Fisch an der Angel hängt. Immer dieses

schwere Ziehen. Zu sehen war nichts, es war schon Nacht geworden. Also abwarten und langsam versuchen, die Angel einzuholen. Nach langer Zeit ist mir dieses auch gelungen. Meine Kollegen waren auf mein Tun schon aufmerksam geworden. Alles sah über die Reeling, doch konnten wir bei der Dunkelheit nicht feststellen, was an der Angel hing. An Bord holen konnten wir das Anhängsel auch nicht, da die Last für die Schnur zu schwer war.

Es wurde ein Tiefstrahler geholt, eingeschaltet und über Bord gehalten. Jetzt sahen wir die Beisehung. Ein großer ausgewachsener Hai war an der Angel. Der kleine Angelhaken war nicht für diesen Räuber bestimmt gewesen, sondern ich hatte die Absicht, damit 20–40pfündige Schuppenfische zu fangen.

Der Hai wirft sich, wenn er etwas auf der Wasseroberfläche Schwimmendes erfassen will, auf den Rücken. Das tut er, da seine kleinen Augen ziemlich tief sitzen, um die Wasseroberfläche beobachten zu können. Bei diesem Manöver ist ihm der Angelhaken, wie wir nachher festgestellt hatten, von außen in den Unterkiefer hineingegangen. An dieser Stelle muß das Tier sehr schmerzempfindend sein, sonst wäre es nicht denkbar, auf diese Weise einen ausgewachsenen Hai bis unter das Deck eines Schiffes zu bekommen.

Jetzt begann ein reges Leben und Treiben an Bord. Mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln sollte nun versucht werden, den Hai an Deck zu bekommen. Es war bereits 22 Uhr geworden, aber trotzdem verbreitete sich das Gerücht sehr schnell über das ganze Schiff, alles, was abkömmlich war, suchte das Nachtschiff auf: Kapitän, Fahrgäste, Doktor usw. Der Bootsmann übernahm das Kommando zur Bergung des Haies. Er hatte sich einige kräftige Matrosen ausgesucht und begann nun seine Vorbereitungen. In eine starke Fangleine wurde eine Schlinge gemacht. Diese wurde um die Angelschnur gelegt und sollte vorsichtig um den Kopf des Tieres gelegt werden. Es ging alles nach Wunsch. Mit langen Stangen wurde die Schlinge um den Kopf des Haies gelegt. Bei diesem Manöver stand der Bootsmann auf dem Flaggenkasten. Derselbe dient zur Aufbewahrung der Landesflagge und ist auf fast allen Handelsschiffen am Heck befestigt. Dieser Kasten konnte die Last des Bootsmannes nicht tragen und gab nach. Der Mann fiel herunter, konnte sich aber im Fallen noch an die Reeling klammern und wurde von ein paar kräftigen Matrosen wieder an Deck geholt.

Nachdem sich die Gemüter über diesen aufregenden Zwischenfall einigermaßen beruhigt hatten, wurde mit der Bergung fortgefahren. Am Heck des Dampfers befand sich ein Arm mit einer Rolle zum Ausbringen eines Notankers. Ueber diese Rolle wurde die Fangleine gelegt, durch Rollen und Blöcke bis zur nächsten Dampfwinde geleitet. Nun wurde versucht, auf diese Weise das Tier aus seinem Elemente herauszuholen. Die Schlinge glitt jedoch ab. Erst beim dritten Male hatten wir Erfolg und konnten das Tier an Deck bringen.

So wie der Hai die Angel nicht mehr spürte, wurde er sehr lebendig, und es magte sich außer dem Zimmermann keiner in seine Nähe. Damit das Tier nicht nach jemandem schnappen konnte, stieß ihm der Zimmermann den Arztkittel in den Rachen, doch damit war unser Gefangener schnell fertig. Nun versuchte es der Zimmermann mit einer schweren Schiffsart. Mit dem Stahl konnte das Tier nun nichts mehr anfangen. Der Fisch war an die drei Meter lang und verursachte mit seiner gewaltigen Schwanzflosse einen ganz gewaltigen Lärm an Deck. Die Schläge hörten sich wie Dampfhammerschläge an.

Jetzt übernahm der Schiffsarzt die Leitung. Auf seinen Rat wurde dem Hai die Schwanzflosse abgehakt, dadurch verlor das Tier seine Kraft. Nun noch einige schwere Schläge auf den Kopf des Tieres, und es verendete. Früher schon hatten wir festgestellt, daß wir es mit einem Weibchen zu tun hatten. Der Arzt öffnete nun vorsichtig den Fisch in der Annahme, es mit einem tragenden Tier zu tun zu haben. Wir fanden auch zwei lebendige Junge. Dieselben wurden in eine Badewanne gesetzt und sollten die Reise nach Europa mitmachen, um in einem Zoo zu landen. Leider sind uns die Tiere später entgangen. Im Magen fanden wir Konservendosen, Flaschenhüllen und dergleichen Schrott mehr, auch einen Schuppenfisch, den der Hai kurz vorher verschlungen haben muß. Die inneren Teile wurden gleich wieder über Bord geworfen, zum Fraße für andere Haie, die bereits in unserer Nähe weilten und gierig darauf zustürzten. Der Kopf und das Rückgrad wurden ausgeköcht, diesen bekam ein Museum, jenes ließ sich der Arzt zum Spazierstock verarbeiten.

Als ich mir die Länge des Haies und den Inhalt seines Magens betrachtet hatte, nahm ich mir vor, wenn ich wieder einmal nach Costa Rica kommen würde, die Angelschnur nicht mehr um meinen Arm zu wickeln. Ich bin aber leider nicht mehr dorthin gekommen, und in Oberschlesien gibt es Haie nicht mehr.

Zwischen Nacht und Morgen

Biblische Skizze von Helene Luise Jakubowsky.

Es war Nacht.

Die Nacht des Donnerstags vor dem Passahfest.

Weiß leuchtete das Haus des römischen Hauptmanns, das nahe dem Delberg stand. In einem Saal dieses Hauses, dessen Marmowände Ruhebänke aus Zedern vom Libanon umrundeten, saß Agrippina, des Römers Weib, prächtig anzusehen in ihrem langfließenden Gewande von himmelfarbenem Tuch.

Sie hatte sich mit Perlen und Edelstein kostbar geschmückt, wie zu einem Fest, und doch war die Nacht angebrochen und der Gemahl war ferne von ihr bei einem Gastmahl des Landpflegers Pilatus in Jerusalem.

Thamar, eine junge, jüdische Magd, kauerte zu ihren Füßen und flüsterte leise:

„Er ist nah, Herrin. Da wo der Bach Kidron rauscht, steht eine Herberge. Charmi, der Blumenklave, sah zwei Jünger des Galiläers daselbst das Osterlämmlein bereiten und sah sie Wein in ein großes Gemach tragen. Hernach schritt Jesus, der Sohn des Zimmermanns aus Nazareth, mit seinen Jüngern an ihm vorüber in die Herberge hinein, sie wollen heut das Ostermahl halten, denn das Fest der süßen Brote ist angebrochen.“

Die Römerin strich der Magd über das dunkle Haar, das blauschwarz wie das Panzerrücklein eines Kaisers schillerte, und sah verloren in die dämmrige Nacht hinaus.

Ger, ein schöner, schlanker Knabe, kam herein, setzte sich an die goldene Harfe und ließ seine braunen Finger über die schimmernden Saiten gleiten. Die Weise, die er spielte, war so süß, wie weiland die Melodien, die David seiner Harfe entlockte, um den schwermüthigen König Saul zu erheitern. Agrippina, der die Worte über den Galiläer süßer klangen als die lieblichen Töne der Harfe, hob ihre weiße, mit köstlichen Ringen geschmückte Hand gegen den Knaben hin — da verstummte sein Spiel, und leise, wie ein schleichernder junger Panther verließ er den Saal.

Es war ganz still.

In einem Nebengemach saß der Stundenklave und ließ die Kieselsteine aus der braunen Hand in ein irden Gefäß rinnen.

„Man sagt“, flüsterte Thamar, die Magd, leise und scheu, „sie wollen Ihm ans Leben heute nacht.“

Die prächtige Römerin zuckte zusammen und wurde blaß unter der Schminke. Sie flocht die schmalen Finger ineinander und ihre Lippen brachen auf, wie junge Rosen.

„Es ist schändlich“, stöhnte sie, „was hat Er ihnen getan, daß sie Ihn hassen? Ich habe seine Taten verfolgt, Wunder um Wunder — habe den Toten von Naam gesehen, die Aussätzigen, die Er geheilt hat durch ein Wort, und das blutflüssige Weib. Die Predigten, die Er gehalten hat auf dem Berge am Galiläischen Meer, habe ich gehört — es ist kein Fehl an Ihm. Oh, hätte doch auch mein Gatte den Glauben des Hauptmanns von Kaper-naum. Er ist ein heiliger Gottes, ein Auserwählter unter uns armseligen Menschen. Warum verfolgen sie Ihn, wessen klagt man Ihn an?“

Die junge Magd weinte und schwieg. Längst hat sie es geahnt, daß die Seele der stolzen Römerin sich zu dem schlichten Galiläer hinneigt. Als sie damit begann, einigen ihrer Sklaven die Freiheit zu schenken, war es Thamar durchs Herz gegangen wie ein silberner Klang. Agrippina ist gläubig! Doch der Hauptmann hatte Acht, daß seine Sklaven, welche als die schönsten und die besten weithin galten, nicht fernerhin durch sein Weib zu Freien wurden.

Es war wieder totenstill im Saal.

Durch das geöffnete Fenster strich der leise Nachthauch und fiel mit schwachem Rauschen in die purpurnen Vorhänge, die die Räume voneinander trennten. Von flachen, goldenen Schalen strömte der aufbringliche Geruch des Räucherwerks. In einem Nebengemach hörte man sacht die Sekundensteine aus der Hand des Sklaven Hori fallen.

Als Thamar ihre Herrin wieder ansah, schien es ihr, als wenn die schönen, glänzenden Augen von Tränen verschleiert wären.

„Ist Petrus bei Ihm heut nacht — und Johannes?“, fragte die Römerin.

Ueber Thamars braune Wangen flog eine leise Röthe. Sie hatte Johannes, den schönsten Jünger aus Christi Schar, lieb, aber seine Augen gingen über sie hinweg, seit er mit Petrus den Fischzug getan, und waren voll heiliger Sonnen seit jenem Tag.

„Alle Zwölf sind um Ihn.“

Ein Atemzug der Erlösung befreite das, in des Kummer's schwerer Last besangene Herz der Frau.

„Wenn Petrus bei Ihm ist, wird Ihm kein Leid's geschehen“, sagte sie.

„Oh, Herrin“, brach's wie ein Schrei aus Thamars Brust hervor, „was vermag einer, was vermögen alle zwölf gegen das verheßte Volk, gegen die Pharisäer und Hohenpriester, in deren Herzen sein Tod beschlossen ist?“

Wieder zuckte die Römerin zusammen unter dem grausamen Wort, das in der Luft hing: Tod.

Nebenan der Stundensklave warf den letzten Kiesel ins Gefäß und rief: „Der Tag bricht an! Gelobt sei Jehova!“ Er wußte, daß er seinen Gott ehren durfte, wenn der Hauptmann fern war.

Die Ablösung harnte seiner, leichtfüßig und behebend wie eine Gazelle sprang er davon. Thola, der andere Sklave, begann die Steine in das geleerte Gefäß zurückzuwerfen . . . die ersten Sekunden des neuen Tages.

Zwei wunderschöne Knaben mit onyxfarbenen, mandelförmigen Augen, lockigem Haar und schmalen Hüften traten in den Saal und füllten die Lampen auf. Agrippina winkte ihren Lieblingsklaven Ruben heran und sagte leise: „Der Nazarener ist nahe, heste dich an Seine Fersen — ich will alles wissen, was in dieser Nacht geschieht.“

Der Sklave lächelte. Auch er liebte den wunderthätigen Mann aus Galiläa. „Er ging vor einer Stunde mit den Fischern Petrus, Jakobus und Johannes den Delberg hinan, wie Er es schon oft getan. Thura und Napha, die Sklaven, die die Tore bewachen, sahen Ihn bleich und still dahinschreiten.“

Als Ruben das gesagt hatte, hörte man draußen Stimmen durcheinanderschwirren — Fackeln zischten, sprühten — Waffen klirrten laut, frech und wild wie Hohn Gelächter durch die träumerische Nacht.

Der Leuchtsklave horchte verwundert auf, das Herz der Römerin und ihrer Magd erhebt in Schauern der Angst und des Grauens, denn sie wußten, daß man Jesu Tod beschlossen hatte.

„Eile“, sagte Agrippina zu Ruben, „bleibe um Ihn, um Jesus, den Nazarener. Auch du gehe mit, meine Thamar. Kommt nicht eher in mein Haus zurück, als bis ihr wißt, was mit Ihm geschehen soll.“

Die bange Nacht war vergangen und auch mehr denn der halbe Tag. Von Angst um den heiligen Mann gemartert, dazwischen von kurzen Augenblicken auflackernder Hoffnung durchglüht, waren die Stunden für die vornehme Römerin dahingegangen. Von Jerusalem kam keine Kunde, doch lag es in der Luft, daß etwas Unerhörtes geschah. Seit der sechsten Stunde hatte sich der Himmel umbüßert wie zu nächtlicher Zeit. Die Römerin zitterte in banger Furcht, daß ihr Gemahl Thamar, die Magd, und ihren Lieblingsklaven Ruben in der Gefolgschaft Jesu erblicken könnte. Es hatte Stunden gegeben, in denen ihr der Gatte gram ward und sein sanfter Mund ihr harte Worte gab um des Nazareners willen. Nur Bahnhühige konnten in diesem schlichten Zimmermannssohn

ein höheres Wesen schauen, hatte er gesagt, und seitdem verbarg Agrippina ihre Liebe für den heiligen Mann vor dem Gatten.

Eben hatte der Sklave die neunte Stunde ausgerufen. Da erbebt die Erde in ihren Festen und ein Donnerschlag zerbrach das lastende Schweigen.

In demselben Augenblick stürzten Agrippinas Sendboten herein. Das Gesicht der jungen Magd war verwaschen von tausend siedenden Tränen, die darüber hingeströmt waren, und sie brach in die Knie vor der zitternden, todbleichen Römerin.

„Oh, Herrin“, schluchzte Thamar, „sie haben Ihn droben auf Golgatha an das Kreuz geschlagen wie einen Uebelthäter. Wir flohen, als man Sein Kreuz aufrichtete, weil unsere Herzen zerspringen wollten in wildem Weh.“

Da vergrub Agrippina ihr Gesicht in die milchweißen, edelsteingeschmückten Hände und weinte.

Die Magd hub aufs neue zu sprechen an, doch ihre Stimme zersprang wie ein gläsernes Gefäß, das man mit siedendem Wasser füllt.

Nun begann die farbenreiche, singende Stimme des Leuchtsklaven den Leidensgang des Menschen Jesu durch die bitteren Stunden der Nacht und des Tages zu umzeichnen. Als wäre die Römerin mit den beiden Sendlingen hinter Jesu drein gegangen vom Delberg bis nach Golgatha, so deutlich sah sie alle Bilder, die ihr der Knabe mit seiner klangreichen Stimme und seinen bunten Worten, die so lieblich und schön gefeßt waren, wie die Sprüche Salomos, in die graue Dämmerung des Saales hineinmalte.

Als der Knabe endlich schwieg, starrten alle drei auf den roten Marmor unter ihren Füßen mit tränenumflortem Blick.

Da brach der Klang von Eisen an Eisen, an dem die Sklaven ihren Herrn und das Weib den Gatten erkannten, vom Garten her in den Saal hinein. Bei diesem klirrenden Brautfuß von Rüstung und Wehrgehent flohen Thamar und Ruben scheu wie die Hunden des Feldes durch das Nebengemach, in dem unermüdlich die Sekunden von der Hand des Sklaven tickten. Das purpurfarbene Tuch, das wie ein Blutbanner von der Zypressentäfelung des Türbogens herabhing, wurde zur Seite geschlagen, und der römische Hauptmann, schön wie Mars, steht aber fahl wie Totenmaske, trat zu seinem Weibe hin, das bebend die Tränen zu verbergen suchte.

„Du hast deine beiden Vertrauten nach Jerusalem gesandt“, sagte der Römer und warf den leuchtenden, schön gezierten Helm mit hartem Schlag auf einen Tisch aus dem rosenduftenden Holz der kanarischen Winde, das die

Phönizier von den Guanthen eingehandelt hatten.

„Du weißt alles, was in den letzten Stunden mit Jesum geschah, den du mir schon lang als heilig gerühmt. Ich stand nicht weit von Seinem Marterpfahl, als Er verschied — —“

Der Römer hielt inne und atmete schwer, als sähe er noch einmal das blutige Sterben des Nazareners, dann sagte er langsam mit nach innen gekehrtem Blick die Worte, die er unter dem Kreuz auf Golgatha gesprochen: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen.“

Der Bruder Franziskus auf dem Annaberge

Oberschlesische Legende von Wolfgang Wienke.

Ich hörte etwas Schönes, eine kleine Geschichte, sie geht im Traum mir nach.

Wir sind im schönsten Kloster unserer Heimat, im Orden der heiligen Armut auf dem Annaberge. Da lebte einst ein junger Bruder, Franziskus geheiß. Der war gar fromm und versah gewissenhaft jedes Amt, einmal auch den Dienst am Pfortlein.

Fünf Schritt davon stand, von Sonne und Regen zermürbt, der heilige Franziskus selbst, steht da treu in seinem braunen Kittel heute noch.

Der Dienst an der Pforte hatte leider die Freude an der Welt in dem jungen Bruder hervorgehoben. Gleißende Wünsche schlichen sich in seine Seele, schmeichelten sich in sein junges Herz, flüsternten und raunten ihm zu, wie es draußen in der bunten Welt so schön und wie es so arm und gar so einsam in seiner Klosterzelle sei, wo er nichts sehe, denn ein Stück Hof und ein Ende blauen Himmels. Und dieses Vochen summte in seinem Herzen fort und wollte nimmer still werden. Eine unsagbare Sehnsucht überkam ihn, all das Schöne in der Welt noch einmal zu sehen, daran zu nippen. Viel tauben Wind ließ er ein, noch war er nicht an der Grenze, wo man weise wird.

In seiner menschlichen Armseligkeit nimmt er in einer Nacht, die finster war wie sein Gewissen, den Schlüsselbund und sein Ordenskleid ganz heimlich, trägt sie zum Holzbild des heiligen Franziskus und spricht: „Liebster Namenspatron, verzeih mir doch! Ich hab' dich ja so lieb, so herzlich lieb, aber ich kann dem Drang nach der schönen Welt nicht länger widerstehen. Hier sind die Schlüssel! Nimm hin auch das Kleid!“ Legt sie hin zu den Füßen des Heiligen und flieht, flieht fort aus der stillen Zelle des Klosters hinaus in das dunkle Haus der Nacht, in die arge, böse Welt. Franziskus aber weinte.

Nicht lange hat's dem Flüchtigen da draußen gefallen, nein, alles war so anders, als

er es erträumt. Zerstreuungen, Vergnügen, ganz schal wurden sie bald. Die Reue zog in sein Herz, die Qual bites auf ihrem Horne. Deutlicher und schöner stand mit jedem Tage alles das, was er verlassen hatte, vor seiner Seele. Gar so oft seufzte er: „Wie war's im Kloster des hl. Franz doch so still und schön. Um ein Vinsennus habe ich diesen Frieden preisgegeben. Ob ich zurückkehren soll?“ Doch daran war nicht mehr zu denken. Er sah ein, daß er sich ganz einrichten mußte in dem neuen Leben, er mußte vergessen, was gewesen, sich vorwärts schleppen und sehen, was noch abfiel an spärlicher Freude. Und so versuchte er's mit dem Leben, aber in Reue und Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies. Die Not riß ihn nicht von Gott los. Immer ging ein goldener Schein mit ihm, immer ging ein naher Schritt, der wanderte mit. Er wollte arbeiten zur Sühne, und diese mußte größer sein als die Schuld.

Eines Morgens stellte er sich in den Zug der Arbeiter, trug jeden Tag sein kärgliches Essen unter dem Arme und sprach die Genossen liebevoll als Brüder an. Diese mußten lange nicht, was sie mit ihm anfangen sollten; denn in seiner Art lag etwas, was ihnen längst abhanden gekommen war. Er betete, ehe er seine Arbeit begann. So still und fleißig war noch niemand durch die Arbeit gegangen. Er fluchte nicht über die Arbeit, sprach von den Reichen nicht gemein, hegte nicht, schien auch diejenigen zu verstehen, die ihre Not in Schnaps ertränkten, keinen fand er böse. Seine Worte waren spärlich, aber sein Tun war eine Predigt; auch die Verzweifelten mochten ihn gern leiden. So lebte er seit vielen Jahren wie ein gutes Tier, niemand zu weh und leer vor sich selbst. Die Inspektoren hielten ihn wohl für einen Narren, doch die Genossen richteten ihre Augen oft auf ihn, wie Väter auf Heilige schauen, erzählten dahelb ihren Frauen von ihm. Die Welt war ihnen verwandelt und gütig geworden. Das Harte fiel aus ihren Augen.



Was der Fremde einmal war, wußte niemand.

So war der einstmalige Mönch in fünfundzwanzigjähriger harter Fron wunschlos geworden. Eine lange Zeit, zu vergessen, eine lange Zeit, sich anders zu gestalten. Und doch suchte noch manchmal ein jäher Schmerz empor, eine Welle der Wehmut ging dann durch

sein Herz, Erinnerungen standen vor ihm, der unvergeßliche Zauber des Klosters. Unvermerkt blutete er noch in sich.

Und einmal — weiß nicht, wie's geschehen — da stand er wieder als Pilger vor dem Kloster. Auf dem Paradieshof, vor der schlichten Holzfigur des hl. Franziskus, kniete er, den Kopf gesenkt, die Hände verschlungen, in

unbeweglicher tiefer Andacht. Eine seltsame Stimmung überkam ihn, wie sie der Gegensatz zwischen dunklem Raum und heller Außenwelt erzeugt. Nun ging er hin und läutete auch die Glocke. Der Pförtner tat auf. Den fragte er nach einem Bruder Franziskus, der auch einmal hier Pförtner gewesen sei, und was man wohl von ihm spräche. Der Pförtner meinte: „Der Bruder Franziskus, o, der ist der Frömmste im Konvent, sanftmütig und demütig von Herzen, dabei immer frisch und heiter, ein Bruder Immerfroh, ein Heiliger, wie Franziskus selbst. Seine Seele ist sozusagen mit Gold gepflastert. Eben ging er vorbei, ich hörte es am Schritt. Wenn Ihr ein wenig wartet, könnt Ihr ihn zum Chorgebet gehen sehen.“

Doch der Fragende verstand nichts von alledem, was der Pförtner da sprach, schlich sich wieder weg in die Ecke, wo der Heilige immer stand und steht, dort kniete er nieder, tat die Hände vor's Gesicht und schluchzte aus Herzensgrund. Da neigte sich der Heilige zu ihm und sprach mit einer Stimme, an der

man sich im Winter wärmen könnte: „Du Armerster, du Liebster, nun höre: Ich habe dein Amt verrichtet durch all die fünf- und zwanzig Jahre, da du fort warst; du hast mich lieb gehabt, du hast mich vertreten in den Fabriken da draußen; ich habe deine Stelle im Kloster ausgefüllt. Kehre nun wieder heim, niemand hat deine Flucht bis zur Stunde gemerkt. In deiner Kutte und in deiner Gestalt tat ich immer deine Pflicht.“

Und er verstand, was der heilige Franz gesprochen. Verklärt schritt er über die Giesen, durch die Klausur und tat gehorsam seinen Dienst. Es war ihm, als wäre er nicht fünf- und zwanzig Jahre, sondern kaum 25 Stunden fortgewesen. Ein Gefäß der Andacht und ewigen Anbetung, wandelte er von Gottesdienst zu Gottesdienst; der Psalter sang ewig in seinem Herzen. Um seinen Mund spielte immer ein Lächeln, das kindlich und rührend war, und die Vögel im Klostergarten hatten keine Furcht mehr vor ihm. Sein Lächeln ging niemals aus. Hinter ihm kam Gott.

Das Ende des „Bergmannsmittagstisches“

Von Otto Suchland.

Wie der Bergmannsmittagstisch, der uns im Hinterstübchen des Bäckermeisters Klubsch zu mancher frühlichen Stunde vereinigte*), durch widrigen Schicksalswind in alle vier Himmelsrichtungen auseinandergeblasen wurde, soll hier nachgetragen werden:

Ein Berliner und ein Sachse gehörten seit kurzer Zeit ebenfalls zu unserer Tafelrunde, und durch sie zu einander auch; denn wir waren eine ganz richtige Arbeitsgemeinschaft über Tage, selbst beim Essen, hier geworden. Die schwierigsten Fragen konnten wir kauend lösen, und es war gewiß notwendig, weil die Verwaltung bereits neue Feierschichten einzulegen begann. Der Krieg zwischen ihr und uns sollte wahrscheinlich bald beginnen, und so mußten wir uns rüsten gegen schlechte Zeiten. Deshalb aßen wir zuerst einmal tüchtig; das übrige, sagten wir uns, würde sich dann schon finden. Das schlätsche „Kleßlied“:

„Kleßla san mei Leibgerichte,
Kleßlan bin ich rasnig gutt . . .“

sangen wir oft. Und in ihrer heißen Vorliebe für schlätsche Kleßel waren der Berliner und

der Sachse bereits „gutte“ Schleßler geworden. . .

„Gelle, do reißte oaber de Doge uff wie a Scheintor . . .?“, fragte Münchhausen mich einmal, als der Sachse sich unsere Kleßelschüssel herüberlangte und keinen Rest ließ. Den „Rest“ konnte er nämlich nicht verkrusen, meinte er; seit der letzten Lohnzahlung hätte er geradezu eine „verdimmigte“ But auf jeden Rest. Es war sehr schlau eingeflochten; denn sonst wäre er mit seinem Uebergriffe wohl auf wenig Gegenliebe bei unserer Tafelrunde gestoßen, die er neulich durch die „slapstige“ Aeußerung: „Wärsch long hoat, läsch't's long hänga!“ gehörig gegen sich aufgebracht hatte, als er solch einer Schüssel wieder einmal den „Rest“ gegeben hatte.

Es war eigentlich, wenn man es recht bei Tageslicht besah — und das hatten wir ja hier — unheimlich, was an Knödeln, und heilte nicht an schleßtschen Knödeln bloß, bei uns vertilgt wurde. „Ju, ju, voo Quork alleene krieg merr miede Beene!“ . . . es war ja gewiß sehr richtig, und ich glaubte es auch herzlich gern, was mir alles da entgegengehalten wurde, wenn ich meinem Ersttaunen einmal Ausdruck verlieh . . ., aber es blieb

*) s. „Oberschlesischer Volks-Kalender“ 1931.

für mich trotzdem ein Wunder, was unsere gute Frau Klubsch für billiges Geld — sechzig Reichspfennige für jeden — uns immer vor-
aufsehen verstand: Reh, Gans, Ente, Huhn, das wechselte mit schlesischen Knödeln natürlich Tag für Tag miteinander ab! Wir redeten schon garnicht mehr über diesen Punkt, aus Aberglauben wahrscheinlich. Wir hüteten uns, das Schicksal herauszufordern.

Heute ging's an unserem Tische eine ganze Weile bereits merkwürdig stille zu. Man hörte nur ab und zu den schnaufenden Atem des Sachsen, der die Gelegenheit, sich wortlos an die dampfende Schüssel mit den Knödeln zu halten, bei dem allgemeinen Stillschweigen ausnuzte. Dabei schielte er jedoch von seinem Braten, den er mit Hochgenuß verzehrte, zuerst verstohlen, als müßte er fürchten, etwas Unangenehmes darauf zu lesen; dann aber, durch die Neugierde angetrieben, immer freier, zwischen den vielen Schüsseln hindurch, die ihm die Aussicht versperrten, nach einer kleinen papiernen Tafel hin, die mitten auf dem Tische stand, und auf der mit Tintenschrift geschrieben prangte:

„Mittagstisch ab heute 10 Pfennig billiger!“

Ich hatte schon lange bemerkt, wie etwas in ihm vorging; denn man konnte ihm jede Gemütsbewegung sofort ansehen. Und auf einmal fing er auch an, während er sich noch den Mund leckte:

„Deute!“, sagte er, — „ich gloobe . . .“

Weiter kam er nicht. Während er sprach, schien er plötzlich etwas schreckhaft begriffen zu haben; er sah sich furchtsam nach allen Seiten um, er war sonst nie ängstlich; bei seelischen Erschütterungen nur konnte er diesen Eindruck hervorrufen, der vielleicht bloß die besondere Zartheit seiner Seele widerspiegelte:

„Ich ferchte . . .“

Wieder hielt er inne . . .

„Nu woas 'n, he?“

„Woas ies'n?“, fragten einige.

„Ihr Leute, ich ferchte . . .“

„Na wat denn!“, forschte der Berliner.

„Quoatsch di ock ruhig aus!“, rief ungeduldig jetzt auch Münchhausen; denn es klang wirklich sehr geheimnisvoll, wie der Sachse die Worte, verstört fast, herausbrachte.

„Ich gloobe nämlich . . .“, begann er wieder . . .

„Nanu hör' schont mit Dein'm Glooben auf!“, unterbrach ihn unwirsch Münchhausen.

„Wat is nu eijentlich los?“ Der Berliner haute auf den Tisch.

Pause . . .

Dann sagte der Sachse schüchtern, und trotzdem wirkte es wie ein Donnerschlag:

„Nu ich gloobe, daß her märschendeels und her wär'n, gloob' ich“, alles setzte sich gespannt zurecht; denn der Sachse flüsterte nur noch, „Gaze oder Hund . . . oder beedes, gloob' ich . . . oder noch“, schen sah er sich nach allen Seiten wieder um, „noch Ferd wär'n gä-gässen hab'n . . .!“

Jetzt schrie alles wild durcheinander:

„Nee-nu asu woas!“

„Do schlät's dreizal!“, dann ebhteachte alles wieder ab . . .

„Wie kömmt'n doododruuf nu uns eemoal?!“, nahm Münchhausen, wenn auch bleich, entschlossen die Sache in die Hand.

„No lus ock, woas!“, klang's einmütig.

„Nu do läßt doch amoll do —!“

Und der Sachse wies mit dem Finger gereizt auf die Speisekarte, die noch immer ruhig auf dem Tische stand und sich nicht gebogen hatte unter der furchtbaren Anschuldigung, die auf sie gefallen war, sondern als ob nichts geschehen wäre, ganz harmlos die Speisen als das anzeigte, wofür wir sie gegessen hatten.

„Nee, Ihr Leute, Ihr Leute . . .!“, wimmerte tonlos einer.

Damit stieg die Aufregung wieder steil empor:

„Was habt Ihr denn?!“, fragte ich.

„Nu hiert ock dan!“

„Du ock nie asu biemisch . . .!“, fiel's auf mein ahnungsloses Haupt herab . . .

Münchhausen wandte sich nachträglich an den unschuldigen Schuldigen:

„Iße soa ins gefälligst goanz deutlich, woasde eenglich meenst!“, erbittert über die Geheimnisfrämerei des Sachsen.

„Pisch!“, warnte der. „Da wißt doch, de Klubsch'n is a ganz gärrissene Person . . .“

Nun ging auch dem Berliner endlich die solange beherrschte Verfassung aus:

„Emmal“, rief er laut.

„Ju, ju!“, stimmten alle sofort bei, „hiert ock, was de Jungfer soat!“

„Verdimmig!“, fiel der Sachse erschrocken ein, „was willst'n?“

„Fragen!“, erklärte der Berliner kurz und bündig:

„Emma! Komme mal her!“

Emma, eine kleine, verhußelte Erscheinung, war grad' mit einem Braten herein gekommen, den sie erschreckt eiligt vor den Berliner hinsetzte; denn sie meinte, weil er am meisten schrie, er hätte den größten Hunger.

„Woas ies'n?!“, fragte sie ganz verschüchtert; denn sie verehrte heimlich den stattlichen Berliner, wie ich gemerkt hatte. Er hatte sich stets gütig gegen sie erwiesen, soviel Scherz wie mit ihrem „Liebsten“, den er ihr andichtete, auch schon angegeben hatte: „Ja sollse noch

Altes Barockschlößchen in Rogau bei Krappitz.



Aus dem Rybníky Kreis (Poln.-Oberschlesien).



von Emilu scheen friezen lassen . . .“, drückte er sich immer aus, wenn er mit seinen Neckereien begann. Einmal hatte er ihr ein ganz besonderes Vertrauen gezeigt, indem er ihr ein Heft geheimnisvollen Inhalts, — denn die „Nachtpost“ war schon längst nicht mehr das Neueste hier —, das vollkommen zerlesen von Grube zu Grube und von einem zum andern bereits gewandert war, auf ihren inständigen Wunsch ausgehändigt hatte. An dieses Buch erinnerte er sie jetzt sehr stark: „Det mit de Bildal“, sagte er, indem er sie mit der linken Hand fest am Handgelenk hielt, als sie sich vom Tisch wieder aufrichten wollte, von dem sie die abgeessenen Teller soeben auf ihr Schanfbrett geräumt hatte, sie durchdringend dabei ansah und — während er mit dem rechten Zeigefinger auf seinen Braten wies — fragte:

„Emma, is det — Feerd?!“

Emma schrieb leise auf . . .

„Wos he?“ fragte sie.

„Na det Feerd!“

Mit steinernem Gesicht blickte er sie an . . .

Da verstand Emma und fing an, zu zetern:

„Nee, Ihr Leite, Ihr Leite, — nee oaber oo, 's ies nie meegli, 's ies nie meegli, hiert ock, hie, hie, hie . . .!“, und plötzlich begann sie zu lachen . . .

„Pischst!“, machte der Berliner streng. „Stille bist! Sonste jeb ick Da keen Buch nich mehr, waesthte, De weest schon, mit so 'ne scheene Wilda mang . . .“

Wirklich hörte Emma auch sofort auf zu lachen. Dann aber war sie mit einem Male von der Bildfläche spurlos verschwunden . . .

„Nun sagt mal, Kinder“, forschte ich, „meint Ihr denn wirklich, daß . . .?“

„Hot's a noch?!“ tönte da eine Stimme kräftig aus dem Hintergrunde zur Küche . . .

„Wat?! Etwa von det Feerd?“, höhnte grimmig der Berliner; dann wurde er nachdenklich.

„Ober ob det am Ende noch Hund kann jewesen sind?!“

Da erschien plötzlich die Wirtin, Frau Klubsch, im Türrahmen, den sie vollkommen füllte . . .

„Psch! . . .!“, flüsterte der Sachse erschreckt, und beschrieb runde Zeichen in der Luft.

Aber der Berliner war nicht mehr zu halten:

„Frau Klubsch . . ., sinn noch de Klagen sicher?“, fragte er bisfö. „Ich meene ja man bloß, ma heert se ja nich mehr?! Is det nur, weil noch nich Frichling is, oder . . .?“

„Pischst!“, zischte mitleid der Sachse . . .

„Bloß jut, det jek Hundesteuer is“, fuhr der andere, der im Schwunge war, unbeirrt fort. „Is noch neetig, det ma de arme Bieser

an de Leine nimmt . . . Na weest ja nie, ob de arme Viechher nicht soustewat passieren kann he?!“

Auf einmal stand Emma lauschend in der Tür. Sie hatte wohl draußen der Mutter Klubsch die lästerlichen Reden des Berliner gesteckt.

„Na-nu gieht's lus!“, bemerkte Münchhausen leise zu mir . . .

Der Berliner verlor nicht den Mut, als er Frau Klubsch mit eingestemmen Armen vor sich sah.

Ruhig lächelnd fragte er:

„Frau Klubsch, warum is d'nn da Mittagstisch billija?!“

Mit der Geduldprobe der Frau Klubsch war's endlich jetzt vorbei:

„Nu, Ihr Lauspack!“, schrie sie. „Wega mir kennt err ju, wenn err wullt, jech fer 'ne Mark wu oanderscha assa, wenn's Eich — und's gefallt Eich nimmeh fer fuszig dohie; ick war merr wega Eich noch Lause ei a Pelz jecha . . .!“

Der Berliner lachte dröhnend.

Das gab dem Sachsen nun den Rest, dessen Zeichensprache wirkungslos verpufft war; aber noch hatte Mutter Klubsch selber das Wort:

„Ihr seid's ju olle miteinander goar nie wert — ferr fuszig!“, rief sie aufgebracht. — „Har mit de Tafel! So . . .; derr Preis bleibt!“

Sie machte etne drohende Bewegung zu dem Berliner hin:

„Nausschmeißa war i Eich no olle mittesamt, wenn err . . . und err red't no a eenzigs Berila mit merr afu!“

„Siehste!“, sagte der Berliner, zum Sachsen gewandt; denn Frau Klubsch beachtete er nun nicht mehr: „Ja fuszig Jennje nämlich durft'ste Gagenbraten essen . . .; ja jech's jieht et nu keen nich mehr!“

„Hochmutt ies doas Timmste, waaste friggst, doas n'immste!“, kam da herausfordernd eine Stimme wieder aus dem Hintergrunde, die die Gemüter vollends entfesselte . . .

„Willste valleicht — Ruh?“, brüllte der Berliner.

„Achse!“, schrie der Sachse zu, der wohl einsah, daß es jetzt nichts mehr zu retten gäbe . . . „Ich sang' merr morje ee Rantche; da meegt'r selber speisen, was d'r wollt; ich weest, was ich freß!“

Einige lachten; das reizte nur die Kampfhähne.

„Nu halt bloß Deine loddrige Schnauze!“, antwortete der gebürtige Berliner. „Sonst — du weest schon:

Ich bin a Bergmann, pack dich bei da Wampe Und hau dich uff wie a vafaulte Kerbs . . .!“

Der Sachse schwieg. Er war still geworden. Frau Klubsch war abgedampft. Mir tat die ganze Sache leid.

„Was bist du aber auch gleich so ausfallend gewesen!“, sagte ich zu dem boshaften Berliner . . . „Sieh mal, ich weiß ja nun nicht, ob wir Kake oder Hund oder Feerd oder Rannichen vorsehrt bekommen haben, aber . . . ich muß sagen, geschmeckt hat's uns allen doch eigentlich immer ganz gut?“

„Du ock nie wieder wie vom Monde gefallen!“, stichelte er. Dann schien ihm plötzlich etwas eingefallen zu sein:

„Der Fall is doch nur der — und die Kiste is die: wenn de Klubsch'n wirklich . . . und se hat's Essen um so velle billia machen kennen, weil se statts Ente und Fanz und Huhn und so uns bloß de ganz gemeene Viehcha uffjetischt hat, die wa nu richtig sa echt jesreff'n hab'n, — da mißt'n wa doch eejentlich — vastehste — wat rauszukrieg'n hab'n?“

„Beweisen!“, sagte ich.

„Jut is!“, rief er . . . „Von heite ab wird uffgepaßt! Du, Oskar, paßt uff Hund, du, August, uff Kake, und ick uff Feerd, uff det Bieft vasteh' ick ma nemlich am besten . . .“

„Was hast'n doodododruß nich frieher Obacht gegeb'n?!“, fragte August frech.

„Nu, von wej'n da sechzig Fennje natterlich!“, gab der Berliner entrüstet zur Antwort. „War d'nn det nich irade jut jenuch sa Hammel oder Schepps?! Und da sollt' ick doodododruß noch noch Vadacht jehabt hab'n?! Nachhaft! Aber nu is mit de Ruhe hin . . .“

Er stand auf. Und wir erhoben uns gleichfalls . . .

„Unse Haustiere sinn ja jewiß noch nich zu vaacht'n, vastehste“, sagte er, „aber weech ma denn nu, ob wa se teberhaupt jehabt hab'n?! Do muß ma ja nu Angst hab'n, wenn wa de Viehcher nu nicht mehr vorsehrt krieg'n — sa fuß'g, vastehste! —, daß ma sich noch an andres Zeug vajißt! Nee, sa deen Jullasch, sa fuß'g, dank ick . . .!“

Und mit diesen Worten verließ der Berliner den Raum. Und wir folgten ihm alle . .

Ohne „adjes!“ zu sagen.

„Nebenst!“, sagte er bloß noch beim Hinausgehen; nicht einmal: „Auf Wiederseh'n!“, denn — „vastehste“ —, bemerkte er draußen, „det hätte doch nu noch wenija jepaßt!“

Der Sachse, dem es wohl am meisten von uns allen um die schönen Knödeln Leid tat — vom Braten ganz abgesehen —, schien draußen plötzlich tiefsinnig geworden zu sein; immer schüttelte er zu den Reden des Berliner's nur den Kopf, der ihm zu beweisen suchte, daß ein Mittagstisch unmöglich „von alleene billig“ zu werden vermöchte!

Trotz der Scharfsinnigkeit seiner Begründungen plagte mich jedoch ebenfalls — ich gestehe es ganz offen — eine gewisse Ungereimtheit hier; denn wie ich die Sache auch drehen und wenden mochte, es blieb als klägliches Rest meines Nachdenkens immer das eine — und wir hatten dam't unser Meisterstück geliefert! —, daß wir den gemüthlichen Mittagstisch tatsächlich bloß gefündigt hatten, weil — er billiger geworden war!

Sein letzter Seufzer

Tier- und Jagdnovelle von Franz Brllich.

Ueber dem blutenden Herbstlaube liegt die Schwermut. Das Sterben kam und fuhr mit morschem Stabe durch die Luft. Da wird das Leben steh und todesfällig.

Blas irtten die Ringel und Striche der matten Herbstsonne durch das Blattwerk. Lastend fahren die vereinzelt Windstöße durch Baumkronen und Sträucher, daß es leicht ausbraust und wie eine geruchsame Welle durch den Wald läuft.

Käfer spazieren über das Moos. Da und dort sonnt sich noch eine Schleiche oder eine schillernde Eidechse. Es ist ein lauwarmes Herbsttag. Zu warm fast für die Jahreszeit. Am Schwarzen Graben ist es stiller gewor-

den. Irgendwo her von der tschechischen Grenze schlägt es fünf Uhr nachmittags.

Wie graues Spinnengewebe legt es sich allmählich über das Gelaub. Der alte Rammeler dort an der gewaltigen Zwillingstiefer fängt an, sich zu rekeln. Er hat die Schläge der Uhr gehört, sieht das graue Flechtwerk der Dämmerung und fühlt es in dem ganzen Gestell, daß es Zeit ist zu lustigem Bummel und herrlicher Mefung.

Ein Grünspecht holt zu Gipfel. Klopft da und dort an den Stamm, guckt „um die Ecke“ und schwingt sich dann mit einem unterdrückten Seufzer über die Waldblöße. Der schwarze Waldkater, der hier sein Revier hat,

sucht noch immer federnd und glucksend im Laube. Er braucht Vorrat für den langen Winter.

Das Drosselpaar, das in den Jungtannen am Schwarzen Graben seine Jungen ausbrachte, durchstöbert auch noch spießend und bohrend den Boden. Für einige Augenblicke hebt es sich in das Geäst der Kleinfichten und hält Umschau. Irgendwo hat es geknackt und geknackt. Die Drosseln sehen den Krummen, der da an halbdürrem Grase herumknabbert, werfen ihm Schimpfsworte zu, nennen ihn einen Frevling und dummen August und lassen sich alsdann wieder hinab zu friedlicher Abenddämung.

Dann wird es stiller. Im vierjährigen Eichenholze, das von wucherndem Ginster durchsetzt ist, liegt die Ruhe. Nur hier und dort rieselt ein sterbend Blatt zu Boden, und wie leises Stöhnen irt es durch den Wald.

Eine halbe Spanne noch steht die Sonne über den Bergen. Lang und düster sind die Schatten. Da — dort an der Lehne am Schwarzen Graben, in Ginster und Laubwerk, regt sich etwas. So ganz vorsichtig und voller Verschlagenheit. Es scheint, als fiele ein Blatt, ein dürrer Zweig, krasse eine Amsel oder lese eine Waldmaus über das modernde Laub. Dann ist alles wieder still, als wäre nichts da. Nur Bäume und Sträucher und Mäuslein und schatrunkene Bögel.

Doch — wieder knister's — vorsichtig — vorsichtig! Dann reckt und regt sich's und sichert nach allen Seiten. Es ist Kraz, der alte Waldkater, der sich da zurecht macht zur Nachjagd, zu Mord und lusternem Spiel. Wie er jetzt besteht. Wie ein Bild aus Erz.

Er lauscht und mittelt. Es ist etwas, das gefällt ihm nicht. Es hat geklatscht und dann gerüttelt und geschüttelt. Ah, jetzt weiß er's! Es ist Schwirr, der große Waldbäuber, der da oben auf den hohen Föhren seinen Nachsitz hat, und der eben heimgekommen ist und sich dort oben im Wipfelwerk bequem gemacht hat.

O, den kennt er! Und der Täuber ihn, den alten Räuber, der da im Dachsbau seinen Aufenthalt hat. Zweimal war ihm Krallenfuß am Kragen gewesen. Einmal war's in einer mond hellen Juninacht, als drüben dort im Grund die Frösche sangen und konzertierten. Das andere Mal vor vier Wochen, als er bei der Jungschonung im Gemenge um die Vesperzeit an Korn und Kern sich gütlich tat.

Zweimal flogen die Federn, zweimal schlug der arge Schleicher im Mißerfolg die buschige Rute. Ein drittes Mal würde der Bauchredner wohl kaum mit einem blauen Seher davontkommen.

Kraz dehnt sich. Wie das gesund ist und wohlthut! Und weit und breit kein Feind, der einem an den Balg könnte. Der Kater hat seine Sinne in den zwei Jahren seines Walddaseins und Wilderns schärfen gelernt. So manche Gefahr hat ihn umlauert. Da und dort hat ihm der Tod das Bein gestellt. Hausenweise sind ihm die Schrote um die Gehöre gepfiffen. Doch keiner kam an ihn ran. Heil und gesund und voll Tücke und List steht er da wie ein kleiner König in seinem Bereich.

Und in der Tat: Er kennt niemanden, der über ihm wäre. Sogar Rotrock, der listige Spürgefelle, kann ihm nichts anhaben, absolut nichts! Erst neulich hat er ihn da hinten am Pfarrberge, als er ihm an den Balg wollte, ganz niederträchtig geohrfeigt.

Und Grimmbart, der Dachs, der hin und wieder die Gründe durchquert, der knurrt nur ganz unbehaglich, wenn sie sich auf den nächtlichen Jagdsfahrten treffen, und schlägt sich seitwärts „in die Büsche“. Der scheint's im Gefühl zu haben, daß der graue Kater mit den wilden Augen kein Spielzeug für einen würdigen Dachspapa ist.

Kraz haut jetzt mit wuchtigem Hieb seine Krallen in die halbwüchsigke Etage, die da im Junghau steht, miaut leise und leidenschaftlich und möchte am liebsten aufkauen.

Ja, der Waldkater! Einst war er's nicht. Da war er ein gut bürgerlich Wesen, durchlebt von den wohlthuenden Wirkungen behaglicher Spießbürgerlichkeit. Dem Schulzenbauer war er zugehörig. Mauste in Scheuer und Hof und Haus, wie ein anständiger Kater es eben tun muß. Schnurrte an den langen Winterabenden hinter dem gewaltigen Ofen der geräumigen Bauernküche. Ließ sich vom Großknecht faustdicke Rügen aufbinden und war eben ein anständiges Katenvieh, an dem jedermann seine Freude hatte.

Doch da kam die allmähliche Wandlung. Kraz fand Gefallen, hinter der Scheuer auf die Mäusejagd zu gehen. Seine Streifzüge wurden immer weiter. Eines Tages riß er den ersten Junghasen. Der schmeckte gar zu prächtig! An einem prächtigen Junitage sprang er einen alten Hoppelbruder an. Und so sank er von Stufe zu Stufe, bis er das Räuberleben in Feld und Wald nicht mehr lassen konnte. Er blieb ganz weg von Haus und Hof, und da man ihm überall nachstellte, ward er ein Höhlenbewohner. Ein verlassener Dachsbau am Schwarzen Graben wurde sein Verließ, von wo er auf Raub auszog.

Ein echter Buschflepper, dem keiner beikam! Oben an der Grenze hatte er einen Unterschlupf und unten an den Wiesen auf einer uralten Eiche noch einen. Goldhals, der Edelmarder, der hier hauste, mußte das Feld räumen. Es ging auf Schlagen und Raufen.

Aber Kraz, der vierschrötige Kater, der für seine Art wirklich ein Prachtkerl war, trieb den aalschlanken Baumkletterer mühelos mit Fauchen und Weifen und Prankenhieben in die Flucht.

Und so war der Kater auf allen seinen Fahrten sicher. War ihm der Jäger oder der Hund auf der Fährte, so fand er irgendwo bestimmt einen Unterschlupf.

Fast zwei Jahre schon trieb er sein Unwesen. Es war ein Wunder, daß man dem Räuber so lange seinen Balg ließ. Doch es war Krieg. Der Förster, der sonst mit Adleraugen den Wald betreute, stand drüben in Polen als Landsturmmann, und der blutjunge Gehilfe war ein Neuling, der zudem mehrere Reviere zu verwalten hatte und darum wenig in den Wald kam.

Auch die erfahrenen Bauernschützen steckten in der Uniform. Was daheim war, verstand wenig oder gar nichts von Pirsch- und Jagdang, von Wildzeug und Waldschmarobern. Schoß Krumme, Böcke und Fäbse auf dem Anstand und trieb ekelhafte Fleischjägeret.

Dazu war der Wald groß und die List und Verschlagenheit des Katers geradezu fabelhaft. Er hatte rasch die Gewohnheiten des Nachtwilderers angenommen. Schlaun und todtstill lag er am Tage im Bau, schlief sich gründlich aus und wußte sich dem Jäger unsichtbar zu machen, sodaß man bald auf ihn vergaß und den Schaden am Wildstande den Rotröcken und Hunden zuschrieb.

Einer aber vergaß ihn nicht. Das war der Förster, der hin und wieder auf Urlaub kam, den Schlauberger aber trotz Suchens und Pirschens nicht finden konnte. Aber er wußte, daß er da war. Sein sachmännisches Gefühl und sein scharfes Auge betrogen ihn nicht. Er fand Lösung, erspähte den Paß des Katers, und es war ihm öfters gewesen, als hätte er den Gauner da und dort zwischen den Büschen lautlos verschwinden sehen. Als hätte er menkwürdig miauen gehört, indem es wie schmerzlich Sehnen und tiefe Leidenenschaft lag.

Irgend wo mußte der Kater sein, der sich allmählich zur ausgesprochenen Wildkake vervollkommen hatte. Und seit vorgestern war der Förster wieder daheim. Und gestern — gestern so gegen Mitternacht hatte er den Räuber bei herrlichem Mondenschein pirschen sehen.

Wie er dahinschlich! So voll Tücke und grausamer Lust. Und da hatte der Förster angebackt. Doch noch rechtzeitig war der Erboße zur Besinnung gekommen: Halt — Ruhe! Schade um den Schuß. Viel zu weit. Die Hälfte Gänge — ja, das würde dann

eine Gewähr für sicheren Erfolg bieten. Wo zu vergrämen, wenn es nicht notwendig ist!

Und er hatte ihn ziehen lassen — diesmal nur noch. Hatte die Zähne aufeinander gebissen und ein herbes Wort unterdrückt. Das nächste Mal würde er ihn haben, oder — er wollte kein Jäger mehr sein.

Dann hatte drüben im Kleeelde ein Krummer entschledt geklagt. Zwei Augenblicke nur. Dann war es nur noch ein verloren Wimmern gewesen. Dann nur Stille, nichts als Stille in der windlosen Herbstnacht.

Da war der unterdrückte Fluch von vornhin doch über die Lippen gerutscht und dazu noch ein grimmer Schwur. —

Der Abend sinkt tiefer. Ein Weilschen noch flammt es in den höchsten Wipfeln der Bäume. Dann wird es grauer und düsterer. Kraz hockt ruhig und gelassen vor dem Laufrohr, das von Ginsterbüschen und Strauchwerk völlig gedeckt ist. Die Seher glühen. Der Blick bohrt sich ins Wesenlose. Die Tierseele wittert und ist voll Spannung.

Dort — dort irgendwo hat es ganz merkwürdig geklopft und rumort, als wenn etwas Schweres und Ungeschicktes herumkröche. Als wenn ein gefährlich Ding dort oben wäre, verborgen im Laubwerk.

Irgendwo war es — irgendwo! Aber wo?

Und der Kater spürt und ängt und wittert. Gespannt ist jeder Nerv. Nur sich nicht überraschen lassen! Auf der Hut sein und dem Gegner die Stirn bieten. Ihn überlisten und schlagen. Er mag sich dann die Haare zerrausen und schimpfen und wettern. Das ist dann gleich. Wer im Kampfe Sieger blieb, der hat das Recht, gleichgültig zu sein.

Ja, irgendwo war es gewesen, das dumpfe Geräusch. Und der Kater sieht den Förster nicht, der da oben hockt in der Pfarrschonung und gegen sich wütet wie ein Wilder. Beim Hochklimmen auf den Hochsitz war er fehlgetreten und sein Stiefelabsatz hatte an den Stamm geschlagen. Da war das eigentümliche Geräusch entstanden, das vorhin der Kater gehört hatte.

Ja, irgendwo!

Aber nichts regt sich mehr. Stille rings in Busch und Stammgehölz. Längst stehen die Sterne am Himmel, hoppeln die Krummen an den Waldrand zur Nefung, hocken die Kaninchen auf den Waldwiesen, ziehen die Hehe zu Feld. Nur da und dort sicher noch ein alter Bock, ein doppelt gesiebter Fuchs, die schon zu oft die Schrote prasseln hörten. Sie verhoffen noch immer in der Dichtung, um erst in der Tiefnacht sich hinauszuwagen zu Fraß und Nefung. Es sind die Oberschlauen, die dem Jäger Merger und Verdruß, aber

auch die herrlichsten Weidmannsfreunden bringen.

Der Rater hockt noch zwei Augenblicke auf den Keulen. Dann macht er sich hoch. Langsam und vorsichtig pirscht er durch's Gestrüpp. Jedes Blatt, das fällt, läßt ihn verhoffen, jeder Laut ihn zur Vorsicht gemahnen. Seine Lichter funkeln. Gespannt bis zum Aeußersten sind Sinnen und Fühlen. Das ungewohnte Geräusch von vorhin ist noch nicht vergessen. Tief sitzt es in den Knochen.

Jetzt schleicht er sich über den Weg, der da zur Grenze geht. Dann kommt er auf den Wechsel, der in starker Zeichnung über den Schwarzen Graben führt. Er weiß, hier pirscht er nicht umsonst. Arg rumort es in seinem Magen. Stierig bohren sich die Lichter in die Nacht. Dort die Rätelmaus, die eben Umschau hielt und sich die Augen auswichte, nimmt er mit. Ein kurzes Quetschen, Knirschen und Schmazen — dann ist sie verschwunden.

Das Finkenmännchen, das dort im Tannengewirr träumt und ein wenig pfeifert, wird gleichfalls möglichst geräuschlos abgetan. Jetzt ein Ducken, ein Sprung, ein Bruch — die Ansel, die heut einen Fuß zu tief sah, hat auch verspielt. Ein angstvoller Todeschrei, ein wenig Flattern — das Leben hat aufgehört.

Nun am Graben entlang. Verschwiegen plaudern die Wellen und hüpfen zu Tal. Da eine glitschige Waldschnecke! Etzsch — nichts für Kraz, den Feinschmecker und Lebenswarmen!

Weiter! — Jetzt schnürt er im Stangenholz. Die Gehöre gespitzt, die Rute gesenkt. Vorsichtig, vorsichtig! Er verhofft und äugt nach oben. Dort im Gipfel der alten Föhre sitzt der Täuber, den er schon zweimal nahe am Fang hatte, und der ihm immer wieder entwichte. Nein, das ist nichts! Der alte Bauchredner ist ein zu gewiegter Bursche, der mit offenen Augen träumt und schläft.

Und wie er so dahinschnürt voll Blutdurst und Fraßverlangen, da verhofft er jäh. Das verklungene dumpfe Poltern kam ihm wieder in den Sinn. Zwei Minuten sitzt er auf den Keulen. Er wittert und spürt und äugt. Irgendwo schien es wieder aufzuleben, das Geräusch von vorhin. Oder war es nur eine Täuschung?

Er hört nichts mehr. Wenigstens nichts Verdächtiges. Das, was ihm die Sinne zutragen, kennt er, das bringt ihm keine Gefahr. Bezn Gänge weiter rechts lochert der dreikläufige Fuchsrüde durch's Gesträuch. Er hört, wie es leise knackt und knistert. Hinter ihm glucksen die Wellen des Bächleins. Dort streicht eine Gule rüttelnd über den Wald. Vom Pfarrberge her kommt der Kümmerer

angestielet. Er kennt dessen Tritt. Der lahmt etwas auf den rechten Hinterlauf. Und das hört Kraz heraus. O, er hat ein feines Gehör!

Weiter geht die nächtliche Raubfahrt. Vorsichtig, vorsichtig, alter Verbrecher, das Verhängnis schläft auch in der Nacht nicht!

Eben will er in die Dichtung hinein. Da — spelt es Feuer und Funken. Ein Donner zerreißt die Luft. Der Rater fühlt einen betäubenden Schlag. Drei Augenblicke lang vergehen ihm die Sinne. Dann erwacht er wieder. Wie mit Messern schneidet's in seinem Leibe. Wie Feuer und Gift brennt es! Da — dort — überall! Warm läuft es ihm über die Seher und den Fang.

Und da will er matt werden. So schön müde tropft es ihm durch den Körper. So mollig und traumhaft. Doch er rafft sich auf: Nur nicht einschlafen, nicht müde sein! Sonst bist du verloren. Das Wesen mit der ekelhaften Witterung, der Mensch, kommt alsdann und holt dich. Dann bist du für immer erledigt. Auf, um jeden Preis!

Schon hört er Poltern und Atmen und Keuchen hinter sich. Die verhasste Witterung schlägt ihm in die Nüstern. Fort, fort!

Und er rafft alle seine Kräfte zusammen. Ob es auch schneidet und brennt und schmerzt und entseßlich sticht und im Hirn wie mit Hämmern klopft — ganz gleich, es muß sein. Er hört das Fluchen des Försters. Wieder spelt es Feuer, prasselt es um ihn fürchterlich. Da springt er wie ein Bahnhüßiger auf, fällt vor Schwäche in den Graben. Wilt die Lehne hinan. Rollt wieder zurück. Wimmert vor Todesangst und Schmerz. Versucht noch einmal mit letzter Kraft. Fährt in den Bau ein — gerettet!

Bald weiß er nichts mehr von sich. Schläft tagelang. Wilde Fieberträume treiben ihn in die Höhe. Lassen ihn aufwimmern und schreien.

Er weiß nicht, daß draußen Hund und Jäger den Wald absuchen. Zell spürt und schnauft. Kennt dahin, dorthin. Hat die richtige Fährte, verliert sie wieder.

Und der Förster sagt gar nichts. Knirscht nur mit den prächtigen Zähnen, um die ihn jeder Fuchs beneiden könnte, und schwört Tod und Verderben. Es läßt sich aber nichts machen. Gerade, als der erste Morgenstrahl durch die Büsche fuhr, da stürzte ein stundenlanger Regen herab, und Paß und Witterung waren vernichtet.

Kraz stöhnt und wimmert. Endlich wird es in der Tierseele leichter. Der Tod ist mit scharfem Fehltritt hart vorbeigegangen. Und er äugt um sich und fühlt, daß er noch lebt. Zwar brennt und juckt es noch fürchterlich, aber schon merkt er ein angenehmes Ziehen.

Schon rinnt neuer Lebenswille mit pulsenden Stößen durch den Körper. Dann — eines Abends, als die Tiefnacht längst über dem Walde liegt, da hockt er wieder das erste Mal vor seinem Bau. Abgemagert zum Skelett. Doch der Daseinswille ist wieder da, voll und ganz.

Noch zwei Wochen, und er ist wieder auf der alten Höhe. Zwar hinkt er, und der linke Seher ist getrübt. Allein das tut nichts. Voll Gier und Mordlust treibt er sein Handwerk wie früher. Nur schlimmer ist er geworden und gewitzter. Eine Lehre mehr sitzt in seinem Räuberhirn. Nie mehr kommt er vor Tiefnacht aus dem Bau, und vor Tau und Tag hockt er schon längst wieder vor der Laufhöhle. Wie ein Bild aus Erz und Stein. Wenn dann der Tag längst oben ist, nach Stunden, dann kriecht er hinein, und schnurrend verschläft er die Zeit des hellen Lichtes, die keines Räubers wahrer Freund ist.

Und da er sich in der Gegend allmählich nicht mehr sicher fühlt und er merkt, wie jener Mann, der so gräßliche Kugeln nach ihm geschleudert hat und Flüche und Dampf und Donner, ihm nachstellt, da drückt er sich. Oben am Grenzbach findet er ein sicheres Verließ in einem verlassenen Fuchsbau. Dort ist es schön sonnig an der Lehne. Von ferne grüßen die Berge, und menschliche Stimmen hört er da selten. Dort lebt er neu auf und mordet und reißt, was ihm vor den Fang kommt.

*

Es ist schneelose Winterzeit. In einer Woche soll das Christfest sein. Der Förster steht vor der Tür, putzt seine neue Doppelflinte und macht ein betretenes Gesicht.

Jehn Gänge vor ihm sitzt Tell, blinzelt in die Sonne und verfolgt die Bewegung seines Herrn, den er abgöttisch liebt. Er tut ihm leid, sein Herr. Seit einiger Zeit ist er vergrämt und mißmutig. Er kennt die Wike, die er reißern kann und kennt auch die Lachsälven, die ihnen dann immer folgen. Seit Wochen ist er schweigsam und in sich gekehrt. O, wenn er nur wüßte, wer sein Herrchen beleidigt hat. Er würde ihm beibringen, was es heißt, seinem Abgott nahezutreten.

Jetzt sieht der Förster zu seinem Hunde hinüber, lächelt ein wenig und sagt: „Wir beiden waren doch die größten Esel auf Gottes

Erdboden. Der alte Kater ist ja gar nicht tot. Irgendwo steckt er. Heute morgen fand ich einen angeschnittenen Hasen, und der hat es mir gesagt. Ein Fuchs greift ganz anders an, das glaube mir. Aber das eine sage ich dir: Lange dauert es nicht mehr, dann haben wir den Verbrecher.“

Und da lacht der kluge Hund über das ganze Gesicht, steht knurrend auf, wackelt zu seinem Herrn und reißt zum Zeichen seines Vertrauens die kalte Schnauze an dessen Knte.

Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang steht der Grünrock draußen an der dürren Wiese, nicht weit vom Grenzwasser, eingesackt in einen langhaarigen Pelz. An den Füßen trägt er mächtige Filzstiefel.

Noch ist es gerade nicht sehr kalt, schneelos, und die blaße Winter Sonne hat den Erdboden ein wenig angewärmt. Und so würde es stundenlang auszuhalten sein. Der Förster hat das Empfinden, hier in dem Gewirr von Ginster und Schlehen und Dornen an der Lehne müsse der Kater sich aufhalten. Sein weidmännisches Ahnen sagt es ihm. Aber besser treffen wollte er diesmal als vor vielen Wochen. Und er knirscht mit den Zähnen, und sein Auge bohrt sich hahersfüllt in die werdende Dämmerung.

Dann ist es Nacht. Die Sterne hängen am Himmel, und die Mondsfichel schwimmt hellbeglänzt dahin. Der Förster rührt sich nicht. Fest liegen die Finger um Lauf und Kolben, bereit zu Anschlag und Ziel. Drei Stunden muß er warten. Ein leises Frösteln läuft bereits dann und wann durch seinen Körper.

Da — da fällt ein letztes Blatt. Raschelt's irgendwo im Holze. Knistert ein durrer Zweig. Geht ein leiser, verstoßener Tritt. Zwängt sich etwas lauernd und verhoffend durch's Gestrüpp. Dann — dann schleicht es am Geterstein. Lautlos, tückisch, verschlagen.

Der alte Jäger verzieht keine Miene. Zu Erz ward sein Leib. Wollen und Fühlen sind auf's Ziel gestellt. Seele und Leib ringen ineinander zu Handeln und Erfolg.

Jetzt schleicht es näher — immer näher. Noch zwanzig Gänge. Dann noch fünfzehn. Da rast ein Donner durch die Nacht. Ein Blitz flammt auf. Ein kurzes Wimmern. Dann ist alles still.

Kraß, der Waldkater, tat seinen letzten Seufzer.

Der Herr Professor

Egotische Vergeßlichkeit von Elise Rostalski.

Um gleich am Anfang einige Beispiele für die hervorragende Berstretheit Professor Haberkorns anzuführen, will ich daran erinnern, daß er den berühmten Professorenregenschirm erst garnicht mitnahm. Denn seine Frau wußte schon im voraus, daß ihr Mann den treuen Hüter eines trockenen Kopfes doch irgendwo stehen lassen würde. Regnete es so stark, daß es selbst dem Herrn Professor auffiel, dann hob er automatisch die rechte Hand, in der jedoch kein aufgespannter Schirm nach oben wies, sondern nur der Daumen. Grüßte in diesem Falle jemand, so nickte der Professor mit dem Kopfe; den Hut konnte er nicht abnehmen, da er seinen rechten Daumen zum Schutz gegen die Flut des Himmels benötigte. Wohnhaft war Haberkorn in Greifenhagen.

Im übrigen war der Herr Professor eine Reuchte auf dem Gebiet der Altertumskunde und daher weit über die Grenzen Greifenhagens berühmt. Nun herrschte zu der Zeit dieser kleinen Geschichte in der Welt der Tut-en-kamen-Rummel. Man konnte auch „Tut-auch-amon“ sagen. Dieser schon vor mehreren Jahrtausenden verblichene Pharao war samt seinen unglaublichen Schätzen vor kurzem aus seinem Grabe hervorgeholt worden. Daher gab es überall, wo Menschen wohnten, Tut-en-kamen-Zigaretten, -Kleider, -Ringe, -Seringe, -Bauchbinden und ähnliches. Selbstverständlich auch -Bereine.

Nun hatte sich Professor Haberkorn einmal mit seinem besten Freunde, dem Regierungsrat Knoll, auf den Tod verseindet, weil Knoll in einer feuchten Stunde leichtfertig geäußert hatte, eine lebendige junge hübsche Deutsche sei ihm bedeutend lieber als die berühmteste jahrtausendalte ägyptische Mumie. Die Fehde war so heftig, daß der Regierungsrat unter Protest und mit der zahlreichen Schar seiner Untergebenen aus eben dem Verein „Tut-en-kamen“ ausgetreten war. Jedoch nicht für lange. Professor Haberkorn hatte ihn nämlich eines Abends mit seinem Kollegen Neumann, der nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit dem feindlichen Regierungsrat hatte, verwechselt und ihn mit ausgesuchter Höflichkeit und heftigem Händeschütteln zum Stiftungsfest des „Tut-en-kamen“-Vereins eingeladen. Zu diesem Feste sollte jeder Teilnehmer in ägyptischem Kostüm erscheinen. Als sich aus dem täuschend nachgeahmten Neukeren einer Mumie das vergnügte Gesicht des Regierungsrats Knoll herauschälte, war Professor Haberkorn baff.

„Wer hat es gewagt, diesen unverschämten Patron einzuladen?“ schrie er wütend. Der Regierungsrat jedoch war dieses Mal nicht nur in feuchter, sondern auch in sehr verständnisvoller Stimmung. Er befreite auch noch seine Arme aus den langen Mumienwickeln und schlug sie dem Professor, der eine Pyramide vorstellte, um den Hals. Oder vielmehr, er versuchte das. Da aber Professor Haberkorn nicht nur geistig groß war, kriegte die Mumie bloß die vierkantige Pyramide um.

„Du siehst einfach pyramidal aus, Karl!“, rief der Regierungsrat, „und bist auch pyramidal, denn du selbst hast mich am Sonnabend zu dem heutigen Stiftungsfest eingeladen.“ „So?“ machte der Professor und dachte heftig nach. Und hatte damit die bittere Feindschaft vergessen . . .

Bald nach diesem Feste hatte Professor Haberkorn versprochen, in der kleinen See-stadt Mulbin einen Vortrag zu halten. Denn Mulbin ließ der Ruhm der Universität Greifenhagen nicht ruhen, es wollte auch seinen „Tut-en-kamen“-Verein haben. Zu der Gründung, die möglichst stilvoll verlaufen sollte, hatten die Bürger des Städtchens große Aufwendungen gemacht. Vor dem Bäckerladen am Markt standen, aus Brotteig geformt und braun gebacken, zwei große ägyptische Widder. Der Bäcker Bresemann mußte ständig einen Wachtposten dazu hinstellen, denn sämtliche Hunde von Mulbin interessierten sich lebhaft für diese riesigen Widder: teils versuchten sie, an den Widdern das Hinterbein zu heben, teils wollten sie die herrlich nach frischem Brot duftenden Widderbeine anbeissen.

Der Konditor gegenüber hatte Statuetten aus Zucker geformt, die gespreizte Beine hatten und lange Stäbe in den Händen hielten. Diese Figuren, die den berühmten ägyptischen Dorfschulzen vorstellen sollten, marschierten im Gänsemarsch im Schaufenster auf. Der Konditor war sehr stolz auf seine Kunst und Wissenschaft, hatte jedoch sein alte graue Kaze vergessen, die gewöhnt war, in diesem Schaufenster ihren Mittagschlaf zu halten. Als Herr Schwarz noch einmal einen letzten prüfenden Blick von der Straße aus auf sein mühsames Werk werfen wollte, stand ihm vor Schreck das Herz still. Denn die große graue Kaze lag auf vier ägyptischen Dorfschulzen, die anderen hatte sie mit der Pfote weggesegelt. Im Hintergrunde starrten zehn gespreizte ägyptische Dorfschulzenbeine in die Luft. Herr Schwarz wurde so böse, daß er mit der Faust von außen krachend gegen das Schaufenster schlug. Die Kaze entfloß schleunigst, was den

Resten der ägyptischen Dorfschulzen nicht sehr zuträglich war.

Vor dem mittelalterlichen Rathaus dagegen standen zwei hölzerne Ungeheuer, die echt ägyptische Tortürme vorstellen sollten. Der Kunsttischler des Ortes hatte mit seinem Gesellen fünf Wochen lang daran gearbeitet. Da jedoch von den beiden „Pylonen“ zwei große Fahnen in den deutschen Reichsfarben flatterten, wirkten sie leider nicht ganz echt. Trotzdem war die Stimmung in Mulbin ganz ägyptisch. Kein Mensch sprach davon, daß heute auf dem Markte die Eier um einen Pfennig teurer geworden waren, sondern nur von Pharaonen, Memnonssäulen und Ostris. Der Rektor der Volksschule hatte nämlich an drei Abenden mehrere Stunden lang die Bürger von Mulbin mit ägyptischer Kultur bekannt gemacht. Die jungen Mädchen waren von diesen interessanten Vorträgen ausgeschlafen worden, denn man konnte nicht wissen, ob es vor mehreren tausend Jahren in Aegypten so zuging, wie es sich für eine junge Dame im heutigen Deutschland geziemte. Sie wußten daher nicht ganz genau, wer Tut-en-kamen gewesen war; die eine von den sechs zum Empfange des Professors bestimmten Ehrenjungfrauen meinte, Tut-en-kamen sei ein berühmter Schneiderkünstler gewesen, der die königlichen Gewänder hergestellte habe. „Quatsch!“ entgegnete Bürgermeisters Luise geringschätzig, „warum sollten wir unseren Verein nach einem ganz gewöhnlichen Schneider nennen? Da könnten wir ja gleich „Jochen Klöfel“ sagen, weil der unsere ägyptischen Kostüme genäht hat. Nein, ich weiß von meinem Bruder Hans, der in Greifenhagen aufs Gymnasium geht, daß Tut-en-kamen irgend ein sagenhaftes Vieh ist. Ich glaube, er frißt Jungfrauen und ist ein Mann mit einem Ochsenkopf.“ (Sie meinte leider nicht den Tut-en-kamen, sondern den Minotaurus.)

„Na, hör' mal!“ entrüstete sich Martha Lüders, die Tochter des Konditors mit den ägyptischen Dorfschulzen, „wir sollen uns also nach einem Ochsen nennen, der uns auffressen will? Woher weißt du übrigens, daß der olle Tut-en-kamen genau so angezogen war wie wir.“ Sie steckte nämlich schon in ihrem ägyptischen Ehrenjungfrauenkleide, das heftig gemustert war und den Oberkörper wie eine prallgefüllte Wursthaut umschloß, während die unteren Gliedmaßen der ägyptischen Empfangsdame von ungeheuren Stoffschlangen umringelt waren. Luise antwortete ihr kühl: „Mutter ist extra deswegen nach Greifenhagen gefahren und hat dort den Stoff gekauft. Und das Kostümbild hat uns Herr Rektor Käse gegeben.“ Die Kostümfraße war damit erledigt, eigentlich hatte Martha Lü-

ders recht gehabt: der Verein hätte gut und gern nach Jochen Klöfel genannt werden können, denn er hatte nach dem ihm gelieferten Kostümbilde märchenhafte Gewänder herorgezaubert. Nur die Kopfbedeckungen der ägyptischen Königstöchter hatten ihm Kopferbrechen gemacht; aber endlich hatte er doch die Sonnenscheibe zustande gebracht, wenn auch etwas eigenartig. Er hatte nämlich die Kleiden in das gelbe Tuch nicht hoch-, sondern quergestellt, weil sie so besser auf dem Kopfe festsaßen. Bei diesem Tun aber war ein Gebilde entstanden, das vermuten ließ, die Ehrenjungfrauen trügen unter dem gelben Tuche ein rundes Gefäß, das man für gewöhnlich am Tage etwas ein „geschränkelt“ aufbewahrt. Die vom Klempner verfertigte, sich kühn über der Stirn ausbäumende Königschlange sah genau wie der Henkel zu dem bemußten Topfe aus. Aber das fiel niemandem in Mulbin auf.

Größere Schwierigkeiten als der Schneider hatte der musikalische Leiter der Empfangsfeierlichkeiten zu überstehen gehabt. Der Herr Rektor hatte zwar in seinem lichtvollen Vortrage ein Sistrum gezeigt; doch woher sollte man so etwas Ausgefallenes nehmen? Außerdem konnte man einem so berühmten Mann wie Professor Haberkorn doch nicht gut mit Klappen in den Händen am Bahnhof entgegentreten. Die ehrfamen Mulbiner Bürger fühlten sich auch durchaus nicht mehr als Säuglinge und entschieden sich daher für eine Verbindung von Pauken und Trompeten. Die letzteren sollten nur einen einzigen, ständig wiederkehrenden Ton hervorbringen, und zwar in sinnreicher Anlehnung an den Namen des Pharaos, nichts als: „Tut, tut.“ Die Schläge der Pauken sollten auch nicht die allgemein üblichen sein. Nach angestrengtem Nachdenken kam der Leiter der Musikkapelle darauf, ägyptische Widderbeine als Schlägel vorzuschlagen. Der Weg nach Aegypten jedoch ist weit, und Knochen sind Knochen. So mußten denn sämtliche Hammel von Mulbin — und es waren ihrer nicht wenige — daran glauben. Es gab daraufhin drei Wochen lang jeden Tag Hammelbraten im Städtchen.

Soweit war alles im Lot; jetzt war es zwei Uhr; man konnte also in Ruhe die letzten Vorbereitungen zum Empfange des Herrn Professors treffen, der mit dem Zuge um sechs Uhr ankommen sollte. Sollte . . . Denn traf er um sechs Uhr ein? Professor Haberkorn nämlich hatte zwar sofort nach der Aufforderung einen gelehrten Aufsatz über Tut-en-kamen verfaßt, den er bei der Eröffnungsfeier vortragen wollte. Das war aber schon sechs Wochen her; es war daher kein Wunder, daß er schon seit fünf und einer halben Woche

Mulbin und seinen Verein vollkommen vergessen hatte. Ihm spukte gegenwärtig der Schädel der Königin Nefretete im Kopfe, daher war Tut-en-kamen für ihn endgültig tot und seit mehreren tausend Jahren berrödig.

Aber die Gattin des Professors pflegte ihn an alles Notwendige zu erinnern. So brachte sie ihn dazu, daß er jeden zweiten Donnerstag sein wallendes Haupthaar kürzen ließ, und daß er das Tintenfaß aus dem Rasthede, das er meistens in seine Tasche steckte, nicht als Salzstreuer benutzte. Also erinnerte sie ihn auch an dem denkwürdigen Septembertage des Jahres 1925 an die Fahrt nach Mulbin. „Ach richtig“, sagte der Professor nachdenklich, „ich habe mich gleich gewundert, weshalb ich für heute auf den Kalender drei Kreuze gemacht habe.“ „Drei Kreuze?“ fragte die Frau Professor verwundert. „Na ja“, erwiderte er ungeduldig, „Kreuze setzt man doch auf Gräber. Ich meinte damit das Grab Tut-auch-amons.“ Der Frau Professor war zwar nichts davon bekannt, daß auf ägyptischen Königsgräbern Kreuze gestanden hätten, aber sie hüllte sich in Schweigen. Das hatte sie in ihrer langen Ehe ausgiebig gelernt. Sie fürchtete, ihr Mann könnte, wie er das oft tat, aus Versehen an einer falschen Station aussteigen, und redete ihm daher zu, mit einem früheren Zuge aus Greifenhagen abzufahren. Der Professor, der sich freute, in diesem Falle vier Stunden lang ungestört auf dem Bahnhof Mulbin an die Prinzessin Nefretete denken zu können, erwies sich dem Plane nicht abgeneigt und ließ sich zur gegebenen Zeit von seiner Gattin willig in das richtige Abteil bringen. Sie trug dem Schaffner auf, ihren Mann in Mulbin abzusetzen und in den Wartesaal zu führen.

Alles verlief gut; ihr Gemahl ließ sich nach seiner Ankunft in Mulbin auf einem Stuhl im Wartesaal nieder, zog sein Notizbuch heraus und schrieb eifrig seine zahlreichen Nefretete-Gefestsbüchle auf. Es ging glänzend; die Zeit verstrich ihm wie im Fluge. Um 4 Uhr war der Herr Professor bei der Lippe der Prinzessin angelangt; um 5 Uhr hatte er ihre Augen nach allen Richtungen hin beleuchtet. Um ½6 Uhr war er bei dem Schädel Nefretete's, seinem besonderen Sieblingsgegen-

stand. Er schrieb und schrieb. Um ¾6 Uhr wurde er etwas gestört; auf dem Bahnsteig wurde es lebhaft. Als er flüchtig durch das Fenster blickte, zog gerade die ägyptische Musikkapelle vorüber. Da sie jedoch noch nicht: „Tut-tut“ und „Bumm-bumm“ machte, ließ er sie ruhig vorbeiziehen.

Dann aber erschienen sehr merkwürdig angelegte Wesen. So etwas hatte Professor Haberkorn in seinem langen und an Erfahrungen reichen Leben noch nie gesehen. Interessiert trat er an's Fenster. Sogar die Prinzessin Nefretete vergaß er für fünf Minuten. Was es doch heutzutage für unsinnige Kostüme gab. Ob diese jungen Mädchen tatsächlich die verschwiegenen weißen Köpfe unter ihre komischen Kopftücher gestellt hatten? Da tat sich die Tür auf. Doch noch ehe der Professor fragen konnte, ob heute ein Maskenball stattfände, rief der Beamte laut: „Nichtung Mulbin—Greifenhagen einsteigen! Abfahrt in drei Minuten!“

„Da muß ich mich aber beeilen!“ dachte der Professor, klappte schnell sein Notizbuch zu und ging eilig hinter den ägyptischen Ehrenjungfrauen her. Er erwischte richtig den Zug nach Greifenhagen, setzte sich hinein und hatte sich im nächsten Augenblick völlig in den Schädel der Nefretete versenkt. Als die ägyptische Musikkapelle mit den Mulbiner Hammelbeinen beim Einlaufen des Greifenhagener Zuges punkt sechs mit rauschendem „Tut-tut“ einsetzte, war Professor Haberkorn schon eine Station hinter Mulbin und stellte gerade fest, daß der Schädel der Nefretete künstlich ausgedehnt worden sein müsse, da Frauen für gewöhnlich nicht so gehaltvolle Köpfe hätten. Seine Frau aber bekam einen mächtigen Schrecken, als sie ihn um ¾8 Uhr vor sich sah. „Wo kommst du denn her?“ rief sie entsetzt. „Woher soll ich denn kommen? Natürlich aus Mulbin!“ erwiderte erstaunt ihr Gatte, „Ja, ist denn die Feter dort ausgefallen?“

„Was für eine Feter?“ fragte wieder ihr Mann dagegen. Da machte die Frau Professor wieder einmal drei Kreuze über die Geschichte, die drei Kreuze, die sie schon oft hatte machen müssen. Wenn diese drei Kreuze auch nicht auf dem Grabe Tut-auch-amons gestanden hätten . . .

Auf der Fährte der Wisamratte

Von E. P l e n e r.

Bekanntlich ist die Wisamratte erst im Jahre 1905 von Nordamerika nach der jetztigen Tschechoslowakei eingeführt worden, u. z. durch die Unachtsamkeit eines Gutsbesizers, der aus Viehhaberei die gefährlichen Rager schützte. Sie haben sich ganz außerordentlich vermehrt, und alle Nachbarländer der Tschechoslowakei sind mit diesem schädlichen Tiere „beglückt“ worden. So ist sie auch nach Schlesien eingedrungen. Seit einigen Jahren wird, ebenso wie in Oberschlesien (z. B. Reisse), in Niederschlesien mit allen Mitteln versucht, der weiteren Ausbreitung der Wisamratte entgegenzutreten. Sie ganz auszurotten wird nicht mehr möglich sein, da immer wieder Nachschub über die tschechoslowakische Grenze zu uns herüberkommt. In jedem der beiden Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz ist jetzt dauernd ein staatlich angestellter Wisamjäger tätig, dessen Aufgabe darin besteht, neue Einfallstellen zu säubern, bereits bestehende Wisamrattenkolonien zu tilgen und geeignete Personen im Befallsgebiet in der Technik des Fanges auszubilden. Die Jagdbreviere der beiden Wisamjäger sind recht groß; doch ist glücklicherweise noch nicht die ganze Provinz von der Wisamratte befallen. Es ist bisher gelungen, eine ganze Anzahl von der Grenze entfernt liegender Kreise von ihr freizuhalten oder doch wenigstens vereinzelte Eindringlinge wegzufangen, so daß dieser unerwünschte Zuwachs der Tierwelt sich dort nicht halten konnte. Ein weiteres Vordringen der Wisamratte kann natürlich nur dadurch verhindert werden, daß die von ihr befallenen Grenzgebiete aufs schärfste überwacht werden und daß, wenn die Wisamratte einige Zeit hindurch in einer gefährdeten Gegend nicht angetroffen worden ist, diese wieder einmal gründlich abgesucht wird. Im folgenden schildern wir eine Fährdung, die unter Mitwirkung des Wisamjägers Grötschel = Strehlen durch einen Teil der Grafschaft Glatz veranstaltet wurde.

Am einem herrlichen Spätsommernorgen führte uns der Kraftwagen, nachdem wir am Nachmittage vorher die Wisamratte wieder in den Vorbergen des Eulengebirges, in den Teichen bei Habendorf gespürt hatten, zu den an der Kunststraße nach Bad Kudowa beim Kilometerstein 5,9 idyllisch im Walde gelegenen Forellenteichen. In ihnen hatte der Wisamjäger bei seinem früheren Besuch nichts gefunden. Sie zeigten jetzt offensichtliche Spuren der Anwesenheit einer oder mehrerer Wisamratten. Im Wasser lag frisches, abge-

schnittenen, z. T. kleingeschnittenen Schilfgras, und deutlich konnte man auf einem Wiesenstück den von einem Teiche zum anderen führenden Wechsell erkennen. Es galt nun, den Bau zu finden. Die Wisamratte hat bekanntlich entweder Wasserburgen oder Erdbauten. Die Wasserburgen sind Schilfbauten, welche aus dem Wasser herausragen. Sie werden von der Wisamratte nur da, wo die Teiche starken Schilfbestand haben, errichtet. In der Provinz Niederschlesien werden Schilfbauten nicht sehr zahlreich angetroffen. Hier fand der Wisamjäger nur einen Erdbau, welcher, wie er durch Abtasten des Ufers mit der Hand feststellte, vier unter dem Wasser liegende Ein- und Ausgangsröhren hatte. Der Kessel und die Verbindungsröhren lagen unter dem Teichdamm, der dadurch nicht unerheblich unterwühlt war. Ebenso wie hier konnte die Anwesenheit der Wisamratte sofort in dem jedem Einwohner und Besucher von Bad Kudowa bekannten Goldfischteiche bei der „Glaser Rose“ festgestellt werden. An anderen Stellen wurde die Wisamratte von uns nicht gespürt. Immerhin war das allgemeine Ergebnis unserer Nachsuche, daß die Wisamratte in der Nähe von Bad Kudowa z. B. stärker über die Grenze herüberwechselt.

Neben dem guten Zwecke der Vernichtung der Schädlinge ist die Jagd der Wisamratte interessant und auch gewinnbringend. Bei der Ablieferung des Schwanzes bei der Ortspolizeibehörde wird in den als stark befallen geltenden Kreisen für ausgewachsene Tiere eine Belohnung von 3,— Mk., bei jungen Tieren bis zur Länge von 16 Zentimetern ausschließlich Schwanz von 6,— Mk. gezahlt. Das Schießen von Wisamratten ist nur den Jagdberechtigten gestattet. Es hat insofern einen großen Nachteil, als dadurch das Pelzwerk beschädigt wird. Das Fangen der Wisamratte erfolgt entweder durch den vom bayerischen Regierungsrat Dr. M. Pustet angewandten Stöberfang oder mit Fallen. Dr. Pustet hat in einer gedruckten Anleitung zum Stöberfang der Wisamratte sein Verfahren sehr anschaulich geschildert. Es besteht wesentlich im folgenden: Bei dem Erdbau der Wisamratte, in welchem nach dem oben geschilderten und anderen Merkmalen ein Tier zu vermuten ist, werden die festgestellten Röhren mit Fallen verstellt oder verstopft. Sodann wird das Tier durch Hineinstecken eines eisernen Wisamfängerstockes in den Kessel und die Gänge des Baues sowie durch Erschütterung des Bodens durch Hin- und Herbewegen des Stockes in die Falle hineingestößert. Falls

das Stöbern ergebnislos bleibt, wird in den Bau ein Loch gestochen und in dieses eine entzündete Gasbüchse eingesetzt, um das Tier durch den Rauch zum Verlassen des Baues zu veranlassen. Sehr viel einfacher als der Stöberfang ist das Fangen der Bisamratte mit Fallen. Hierzu wird zweckmäßig die sog. Roth'sche Kastenfalle verwandt, welche in der Drahtwarenfabrik Martin Grünzweig in Landeshut (Niederbayern) angefertigt wird. Es werden auch Schlag- und Haareisen benutzt, doch müssen sie vorsichtig aufgestellt werden, damit sich nicht andere Tiere in ihnen

fangen. Zur Vernichtung der Bisamratte sind nach dem Abschnitt über die Bisamrattenbekämpfung in der Polizeiverordnung betreffend Feld- und Forstschutz vom 23. 4. 28, abgesehen von dem besonders beauftragten Bisamjäger, die Grundstücks- einschließlich der Fischerei- und Jagdberechtigten verpflichtet. Amtlich angestellten Bisamjägern und mit amtlichen Ausweisen zum Fang von Bisamratten versehenen Personen ist das Aufstellen von Bisamrattenfallen und sonstige Vorrichtungen sowie das Betreten eines Grundstückes zu gestatten.

Das schiefe alte Fräulein

Von Christine von Winkler.

Das schiefe alte Fräulein kannte jeder weit und breit. Sie war ja eigentlich gar kein Fräulein, sie war in ihrer Jugend Herrschaftsküchin gewesen, aber eine gewisse rührende Reputierlichkeit und Kleinbürgerlichkeit des alten Persönchens forderten doch unbedingt diesen Titel, trotz der erbärmlichen Armut ihres Aufzuges.

Sie trug alte Männerstiefel, noch von der spitzen Sorte, die vor zwanzig Jahren Mode gewesen waren, an den gichtischen mageren Füßen, ein ärmliches Blandruckkleid hing um den schiefgekrümmten, mageren kleinen Leib. Dieses gestickte alte Fähnchen hatte sie aber, der Mode oder der Bequemlichkeit wegen, so verkürzt, daß die armen mageren Füße in den verbogenen Männerstiefeln sich sehen ließen. Eine Art von garniertem Matrosenhut turmte auf dem Vogelsköpfcchen und ließ das Knötchen verfärben, rostiggrauen falschen Haares sichtbar werden. Er war das Zeichen bescheidener Würde, die Dienstmädchen trugen ihn wochentags nicht. Das kümmerliche alte Köpfcchen des Fräuleins war zur Seite geneigt, dem schiefen Bau des armseligen Leibes entsprechend. Es trug den Ausdruck so rührender Sanftmut, wie sie bei alten Frauen selten ist. Ihnen gibt sonst leicht das ewige Stehen ein Leben lang wechselnd zwischen Kochherd und Waschtisch später einen Ausdruck stumpfer verbissener Leblosigkeit. Das alte Fräulein war stets heiter.

Sie lebte von einer Rente von zwanzig Mark. Doch wie sie davon lebte, darin gewaun niemand einen Einblick, denn sie hatte auch ihren Stolz. Stübchen und Tisch hatte sie frei durch Legat ihrer letzten Dienstherrschaft. Des Morgens sah man sie schief und

geschäftig mit einem Körbchen nach dem Keller gehen und ihn bald mit Kartoffeln gefüllt zurücktragen. Diese Kartoffeln steckte sie sich jeden Herbst selber, eine Zeile voll, auf dem Acker des Fleishers draußen vorm Städtchen, der ihr jene Zeile gutmütig überließ. Sie war nun dreißig Jahre alt, aber jedes Frühjahr sah man das schiefe Fräulein gebückt die schwere Arbeit des Kartoffelackens verrichten. Kohle schenkten ihr gute Leute, und im übrigen ging ihre bescheidene Selbstständigkeit ihr über alles. Nein, nein, das schiefe alte Fräulein ließ sich nicht so leicht in die Karten gucken.

Sie war freilich selten daheim. In allen Häusern, wo einmal am Waschtage zuviel Arbeit war, wo etwa ein Zentner Bohnen eingemacht werden mußte, oder wo Rindkauf war, überall sprang sie ein und setzte ihre Ehre darein, es mit den jungen Dienstmädchen des Hauses an Arbeitsleistung gleichzutun.

So saß sie denn wohl auf einem niedrigen Hocker, las Bohnen und sprach dazu in ihrer sonoren Glazer Mundart mit den Mädchen, tat gern dunkle Sprüche über Politik, wie: „Es is och nie asu, wie's war“, und war im übrigen in ihrer Herzensgüte der Retter jeder Unschuld, die etwa von bösen Zungen durchgehelt wurde. Für das schiefe Fräulein gab es nämlich nur gute Menschen. Sie hielt in ihrer Herzens-einfalt alles Böse für Erfindung. Selbst wenn ein Mädel wirklich mit einem Kinde niedergekommen war, fiel es ihr schwer, daran zu glauben, und sie schüttelte bekümmert das Vogelsköpfcchen hin und her. Sie war dann auch die Erste, die dort

half, das Mädel pflegte und das Kind wartete.

Geld nahm sie niemals an, wenn sie des Abends ging, das schiefe armselige Leibesgestell noch schiefes tragend in der Müdigkeit des alten Kreuzes, das sich soviel im Leben gebückt hatte. Sie hatte, wie gesagt, ihren kleinen Bürgerstolz. Wenn aber die Frau ihr für die Hilfe ein paar Eier gab, ein wenig Gemüse oder etwa ein paar Wellwürste, so nahm sie das gern. So war es eben etwas ganz, ganz anderes, der Schein des Almosen war vermieden.

Die Kinder in den Häusern, wo sie aushalf, liebte sie mit wahrhaft mütterlicher Liebe. So hatte sie ein kleines Mädchen in den ersten Lebenstagen betreut, als die kranke Mutter operiert wurde, und die Kranke hatte der alten zuverlässigen Person das Kind viel lieber überlassen, als dem dummen jungen Dienstmädchen. Dies Kind liebte sie abgöttisch, führte das Widerstrebende an der Hand spazieren und hatte einen kleinen heftischen roten Glanz auf den Backen bei diesen verspäteten Mutterfreunden. Der Kleinen sah man an, wieviel lieber sie frei herumgesprungen wäre. Sie gab der Alten brummige Replik, aber diese merkte nichts in ihrer Seligkeit, hielt das Kind desto fester und ließ nicht ab, es vor bösen Autos zu warnen.

Heut hatte die Alte bei mir Bohnen geschnippelt. Wieder einmal war ich in die Küche gekommen und hatte sie im Anblick ihrer doch offensbaren Gebrechlichkeit zum hundertsten Male gefragt, ob mein Mann, der Arzt war, sie nun nicht bald doch in dem hübschen Altersheim des Städtchens unterbringen solle, wo sie es so herrlich gut haben werde. Und wie immer hatte sie, so heftig es ihre Sanftmut vermochte, das schiefe Köpfchen geschüttelt. „Nein, nein, ich kann noch asu gut schaffen, da muß ich erscht noch paar Jahre älter wern.“

Abends riefen mich die Mädchen in die Küche. Die Alte sah so sehr elend aus, ganz anders, wie sonst, wo die Mäusäuglein immer fröhlich leuchteten. Sie hatte auch nicht recht essen wollen. Ob die Arme am Ende krank war? Davor hatte sie eine unsinnige Angst. Immer hatte sie bescheiden ein wenig geklagt, wenn man sie nach ihrem Ergehen fragte: „Das Kreuze täte ihr weh, sie habe einen Katarrh“, oder etwa: „es risse sie so sehr in der Hüfte“. Dann hatte ich immer gutmütig dem alten Weiblein zugesprochen, daß es allgemeine Altersbeschwerden seten, denn sie hatte eine panische Furcht vor dem Tode.

Nichts sah sie lieber, als wenn ich ihr in solchen Fällen ein paar harmlose Medikamente aus der Hausapotheke zusteckte, vielleicht ein wenig Baldriantee, ein Pyramidonplätzchen

oder so ähnlich. Sie war stets der Aufsicht, Medikamente verlängern, prophylaktisch genommen, das Leben, und hatte ein unbegrenztes Zutrauen zu aller Art apothekerlichen Künsten. Und sie lebte so gern wie ein Kind, als sei das Leben etwas Wunderschönes. Ihre Todesfurcht war wohl nur mit ihrer Liebe zum Leben zu erklären, denn sie war eine rührend gläubige Katholikin.

Nun war es am Ende doch soweit? Das farge Döchtlein, das so schlecht genährt wurde, schien auszulöschen. Sie saß ganz blaß und zusammengefallen hintenüber an der Wand auf dem niedrigen Schemel, auf dem sie, dem Korbe an der Erde möglichst nahe, die Bohnen geschnitten hatte. Wir führten sie nach Hause auf ihre Stube. „Ach, ich kann alleine“, sagte sie mit einem Rest ihrer alten Selbständigkeit. Aber sie ließ es sich doch gefallen, daß ich sie unterm Arm stützte. Ich holte ihr den Schlüssel aus der Schürzentasche und schloß auf. Ein rührendes Stübchen! Ein hochgetürmtes Bauernbett darin, am Fenster eine Kommode mit Häfeldecke und Kreuzifix, an der Wand ein ewiges Lämpchen und steife Bilder einer Bauernfamilie. Sie blickten mit starren Photographiergesichtern geradeaus, die Frauen hatten steispomadisierte Haare, die Männer steifgewichene Schnurrbartspitzen. „Das sin meine Eltern“, sagte sie schwach vom Bette aus, auf das ich sie gelegt hatte. Ich zog das alte Mädchen aus, schnürte ihr die harten rissigen Männerstiefel auf, zog ihr die dicken Wollstrümpfe von den armen mageren Beinen, die, jedes auf seine Art, schief und krumm waren und so ehrlich müde und knochig und gebuckelt, wie zwei alte Wanderstäbe, die ein Leben lang hart benutzt worden waren.

Sie errötete schämig in all ihrer Schwäche. „Ach, daß mich die Frau Doktorn bedient, das geht doch nich!“, aber sie ließ es doch geschehen. Dann ließ sie sich ein Süppchen einflößen. Doch nun wurde sie unruhig. „Gnäd'ge Frau, dorten in der Schublade liegt mei Sterbehemde, a ganz neues guttes Hemde, wie ich noch nie keins gehatt hab', und's Geld für's Begräbnis. Es soll ein schönes Begräbnis sein. Hundert Mark ha' ich mer erspart, Pfennig für Pfennig. Es soll ein schönes Begräbnis sein“, wiederholte sie dringlicher. „Ich hab' oft nur von Malzkaffee un Kartoffeln gelebt, aber erspart ha' ich mer jede Woche eine Kleinigkeit dazu.“ Es klang ein kleiner Stolz in der Stimme des alten müden Weibchens auf. Ich tätschelte ihr die mageren Wädschen.

„Es wird noch nicht so weit sein“, sagte ich tröstend. Sie hing an meinen Lippen. „Meint die gnäd'ge Frau? Ich leb' doch asu gern. Mein Stübchen is schön, un ich hab' noch nie

nich gehungert. Un was soll das Rieschen ohne mich machen? Sie wird von an Auto übersah'n wern, wenn ich sie nich aus der Schule hol'. (Rieschen war das kleine Mädchen, an welchem sie so verspätete rührende, kleine Mutterfreuden erlebte). Ach, un morgen muß ich mer doch etwas Sauerkraut einlegen und muß mers bei der Fleischerfrau holen, die hat mer doch's Kraut geschenkt." Sie sah so gelb aus, wie sie so lag und fiebrig redete. Ich meinte doch, verpflichtet zu sein, daß ich sie fragte, ob ich den Pfarrer holen solle, damit sie die letzte Selung erhalte. „Gnäd'ge Frau, ich möcht's ja wohl gern, aber muß es denn schon sein? Ich denk', es geht vorüber, un ich steh' morgen wieder auf.“

Es klang eine solche Angst aus der alten Stimme, daß ich nicht weiter in sie drang. Der Pfarrer am Bett, das war doch wie ein Siegel darauf, daß es Schluß mit ihr sei. Und sie lebte doch so gern. Ich nahm es vor Gott auf mein Gewissen, sie nicht mit dem Todesboten zu ängstigen, und ich dachte lächelnd, daß diese Kinderseele, die nie einen bösen Gedanken trug, wohl vor vielen anderen ein Recht hatte zum Eintritt ins Himmelstor. „Ich will nu a weng schlafen. Dank scheene für alle Mühe, die ich mach', ich tu's nich gerne. Aber bitte, bitte, die gnäd'ge Frau soll nach Hause gehen, es geht mer ja schon besser.“ Ich sah zweifelhaft auf die gelbfahlen, mageren Wäckchen, auf die eingesunkenen Augen, auf die unruhigen Hände auf der Decke. Aber ich ging wirklich, denn eine Weigerung hätte sie ängstlich gemacht und ihr die Todesnähe gezeigt.

Ich stand noch ein Weilchen hinter der angelehnten Tür, um die Kranke zu beobachten,

und ich sah mit einem kleinen Lachen, wie sie sorgsam ihr Gebiß herausnahm, was sie bei aller Schwäche reputierlich im Munde behalten hatte, so lange ich drinnen war. Dann betete sie laut ihren Rosenkranz, und ich mußte daran denken, wie sich einmal ihr Nachbar wild über jenes laute nächtliche Beten beschwert hatte. Ich konnte gut verstehen, wie die Alte sich in der Einsamkeit ihrer Stube gewöhnt hatte, die eigene Stimme gern tröstlich den Raum beleben zu lassen. Dann schloß ich behutsam die Tür und gedachte, frühzeitig am anderen Morgen wiederzukommen, um nach ihr zu sehen. Mein Mann, dem ich daheim von ihr erzählte, meinte, sie werde wohl die Nacht nicht überleben, er wolle aber gern morgen früh nach ihr sehen. Solche schwachen alten Weiblein schliefen in der Regel ganz ohne Kampf eines Nachts für immer ein.

Am anderen Morgen, als wir nach unserm stets sehr zeitigen Frühstück einen Augenblick am Fenster verweilen, glauben wir fast unseren Augen nicht zu trauen! Wer geht da, noch etwas langsam und mühselig, aber doch emsig hinter einem uralten, planlosen Kinderwagen aus Korbgeflecht, den sie irgendwo lieh, und fährt sich Krautköpfe heim? Das schiefe alte Fräulein!

„Sie wird hundertundzehn Jahre alt“, sagte mein Mann lachend. Und ich schämte mich fast ein wenig, daß ich geglaubt hatte, sie müsse nun sterben. Das schiefe alte Fräulein selber aber gab hinterher einem Pülverlein die Schuld an ihrem Wiederaufkommen nach dem Schwächeanfall jenes Abends. Sie habe es neben sich im Nachttisch noch vorgefunden und schnell geschluckt, ehe sie einschlief.

Insekten- und Kleinlirbeobachtungen im Weihnachtsmonat

Von Julius Stephan.

Wald und Feld enthalten Millionen und Myriaden von Winter-Schlafstellen für die kleine Tierwelt. Was für eine bunte Gesellschaft entdecken wir, wenn wir am Fuße eines Stammes den Schnee wegkratzen und die Moosdecke heben, oder wenn wir das dürre Raub untersuchen, unter der Rinde Nachschau halten oder die am Waldrande liegenden Steine lüften. Der schützende Schoß der Erde ist eine ungeheure Herberge für zahllose Geschöpfe.

Hummeln und Wespen liegen erstarrt in ihren Erdnestern oder im Mulm hohler

Bäume. Kleine Blumen- und Sandbienen benutzen leere Schneckenhäuser zum Winteraufenthalt. Ameisen gehen bei Frost tief in den Grund ihrer Nesthügel oder in die innersten Gänge ihrer Nasen- und Erdkolonien. Marienkäferchen, Baumwanzen und Ohrwürmer, Asseln und Skolopender durchwintern in Ritzen, verschrumpten Gallen, unter loser Rinde. Nadelholzläufe kleben in nur punktgroßen Entwicklungsstufen in den feinen Nillen der Fichten- und Lärchentriebe, Blattläuse ziehen sich in Ameisenbaue zurück, wo sie mit noch anderen (zum Teil ständigen)

Einmietern gebuldet werden. Die schon im Herbst aus Engerlingen entwickelten Mistkäfer bleiben wohlgeborgen in der Erde, und zufällig daraus hervorgegrabene machen dann in den Tageszeitungen von sich reden. Auch viele Nüßler stecken im Boden oder unter dichter Moos-, Laub- und Rasendecke, ebenso Raub- und Laufkäfer. Samenkäfern bieten die ausgehöhlten Samenförner (Erbse, Pansen, Getreide) willkommenen Unterschlupf. Wasserinsekten bohren sich in den schlammigen Grund der Tümpel und Gräben, die in ausgebildetem Zustande überwintern. Die Schmetterlinge, Fliegen u. dgl. wählen als Schlupfwinkel Baumhöhlen, Reisighäusen, Dürrlaub, Holzstöcke und Gebäude aller Art.

Und diese ganze bunte Gesellschaft erwacht zu neuem Leben, wenn der Fenz wieder ins Land kommt. Dann verlassen sie ihre Quartiere und finden bald gedeckten Tisch. Was wissen sie vom Winter, seiner Not und Tücke, wovon so manch armes Vöglein bei klingendem Frost und tiefem Schnee ein Vieblein pfeifen könnte. Jene verschlafen Kummer und Sorgen; sie fahren im März und April da fort, wo sie im September und Oktober stehen geblieben waren.

*

Auf einem kurzen Dezember-Spaziergange können wir, wenn wir nur die Augen aufmachen, ruhendes Insektenleben in den mannigfaltigsten Formen beobachten.

Da hängt z. B. an der Wand des Sommerhäuschens die Gürtelpuppe des Kohlweißlings. Mit der Schwanzspitze ist sie an ihrer Unterlage angesponnen, und um den Leib ist ein feiner Faden geschlungen, der zum Festhalten und zur Sicherung dient. Sie überwintert, wie wir sehen, ganz frei, ohne jeden äußeren Schutz, und muß alle Unbilden der Witterung, jeden Wechsel der Temperatur vom Herbst bis zum Mai aushalten. Nicht so stiefmütterlich bedacht sind die Schwärmerpuppen, die wenigstens im Erdboden oder unter Moos ruhen, oder manche Eulenpuppen, die in einem förmlichen Grabgewölbe schlafen. Den trefflichsten Schutz genießen die mit einem dichten Gespinnst versehenen Puppen vieler Spinner. Das Nachtpfauenauge baut sich z. B. einen hübschen flaschenförmigen Kofon, der Gabelschwanz ein aus kleinen Holzteilchen zusammengeleimtes, schier unverwundliches Gehäuse. Darin läßt sich freilich sorglos schlummern; Meistest Specht versteht es aber doch, die unkennlichen Gespinste zu finden und aufzuhacken.

Dort in der Krone des alten Apfelbaumes hängt auch ein Gespinnst, das seiner Größe und glänzenden weißen Färbung wegen weithin sichtbar ist. Es enthält aber keine Puppen, sondern junge Raupen, und zwar eine ganze

Gesellschaft von Goldasterräupchen. Sie träumen da den Traum des Gerechten, sind aber arge Bösewichter, denn im Frühjahr fallen sie mit wahrem Heißhunger über die jungen Obstbaum- und andere Laubblätter her und richten manchmal ein schlimmes Zerstörungswerk an. Bekommt der April seine schlechte Laune, so ziehen sie sich schleunigst wieder in ihre gemeinsame gemütliche Burg zurück; erst wenn die Witterung dauernd freundlich bleibt, zerstreuen sich die Geschwister. Dann kann man ihrer nur sehr schwer habhaft werden; der Gärtner tut deshalb gut daran, die großen Raupenester im Winter aufzusuchen und zu zerstören, wenn er es nicht vorzieht, schon im Hochsommer die frisch abgelegten, meist an den Blattunterseiten klebenden, in goldbraune Haare gebetteten Eierhäuschen zu vernichten. An niedrigen Stämmen läßt sich das ja machen, bei höheren, vor allem aber bei älteren Parkbäumen, ist es unausführbar. Dort steht man der vom Goldaster verursachten Plage ganz machtlos gegenüber. Nur Schlupfwespen und die Kuckucke, die den mit Brennhaaren dicht bekleideten Raupen eifrig nachstellen, können hier helfen; andere Vögel verschmähen das haarige Futter.

Das „Abraupen“ der Obstbäume ist übrigens polizeilich vorgeschrieben. Es macht mir immer Spaß, die obrigkeitlichen Bekanntmachungen zu lesen, worin anbefohlen wird, auch die Winterester des Baumweißlings von den Bäumen zu entfernen. Das ist leicht gesagt, man findet nur keine; denn dieser Schmetterling kam zwar vor Jahrzehnten häufig, stellenweise sogar massenhaft vor, ist jetzt aber in den allermeisten Gegenden unseres Vaterlandes zur Seltenheit oder wenigstens zur unschädlichen Art geworden.

Ein Vierteltündchen oberhalb des Dorfes führt der Weg in den Wald. Nicht weit vom Eingange steht eine Wildfutterbude, die im Sommer den „Wandervögeln“ als Unterkunftsstätte für die Nacht dient. Hier liegt an der dem Winde abgekehrten, fast schneefreien Seite ein ganzer Hügel weiches, moberndes Laub, untermischt mit abgefallenen dünnen Nadeln, aufgeschichtet. Da wollen wir doch mal näher zusehen; vielleicht kommt noch der Insektenforscher auf seine Rechnung. Also zugefaßt! Mit Händen und Spazierstöcken tragen wir die oberen Laubmassen ab und entdecken in den tieferen Schichten bald ein gar vielgestaltiges Kleintierleben, das dort erstarrt im Winterschlaf ruht: ein paar fest zugedackelte Gehäusefchnecken, einige Weichkäfer, ein Schildkäferchen, ein stattdlicher Vederläufer, ein metallglänzender „Goldschmied“. In den alleruntersten Partien des Laubmattes und in dem Moosbettlein nebenan ruhen

allerlei braune Eulenspuppen, zusammengekrümmte Räumchen und wer weiß noch was für Kerbtiergefindel. Wenn wir einen Sack zur Hand hätten, könnten wir einen ganzen Haufen der tieferen Blättermassen mit nach Hause nehmen, auf einen Tisch schütten und gemächlich untersuchen. Du würdest nicht wenig erstaunt sein, zu sehen, wie viele der kleinen Schläfer durch die ungewohnte Stubenwärme ins Leben zurückgerufen werden. Vertreter aller Insektenordnungen fändest du, und alle Hände voll hättest du zu tun, um die flüchtigen Tierchen nicht entwisphen zu lassen. Dem Entomologen ist diese Sammelmethode im Winter gar nichts Neues, liefert ihm auch stets recht willkommene Beute. Nur der lieben Ehegessonsin ist ihre Ausübung, zum mindesten der Kribbelkrabbel im Zimmer, ein Greuel.

Wir decken den Laubhügel wieder sorglich zu, um die kleine Kreatur darin nicht zu gefährden, und werfen noch schnell einen Blick ins Innere der Hütte. Da oben an der Decke zwischen dem Rattenwerf sitzt auch so ein Winterschläfer, ein kleiner Fuchs, mit zusammengeklappten Schwingen, deren rindensarbene Rückseite ihn ganz unkenntlich macht. Er schläft und träumt von Malenlust und bunten honigduftenden Blüten. Und hier im Winkel, in kleinem Gespinnst, ruht, mit angezogenen Beinen (um der kalten Außenwelt die denkbar geringste Oberfläche zu bieten und so möglichst wenig von ihrer inneren schon so wie so bedenklich herabgestimmten Körpertemperatur abzugeben), eine Spinne und träumt — wahrscheinlich von fetten Fliegen.

Auch an der alten, hohlen am Bachufer stehenden Weide können wir interessante Entdeckungen machen, wenn wir Mulm und Erde aus dem Loche herauskriechen. Metallisch blaue Blattkäferchen mit rötlichem und grünlichem Goldglanze der Flügeldecken kommen zum Vorschein, dann ein paar Springer, Verwandte der berühmten Erbsenflöhe, die im Vorsahre so massenhaft auf unseren Gemüsebeeten sich zeigten, auch einige zierliche Käfer mit schlanken Beinen und endlich ein glänzend schwarzer Schnellkäfer, den wir in einem Schächtelchen mitnehmen wollen, um zu Hause sein Sprungvermögen zu untersuchen.

Doch sieh, da tollert eine schlaftrunkene Hummel heraus; wir können sie ruhig in die Hand nehmen, so schnell wacht sie nicht auf. Wo eine ist, denkt du, werden auch mehrere sein. Aber diesmal stimmt's nicht, mein Lieber. Du irrst auch in der Annahme, daß das Tier im vergangenen Sommer hier ein Nest gehabt habe und so zufälligerweise noch am Leben geblieben sei. Nein, die Sache verhält sich anders. Bienen und Ameisen

überwintern bekanntlich in allen Entwicklungsstadien: als Eier, Larven, Puppen und vollkommene Insekten, und zwar letztere sowohl als befruchtete Weibchen (Königinnen), als auch als fortpflanzungsunfähige Arbeiterinnen. So brauchen die Staaten dieser Tiere nicht in jedem Jahre neugegründet werden. Bei den Hummeln (und auch bei den Wespen) sterben im Herbst nicht nur die Männchen, sondern auch sämtliche Arbeiterinnen ab, die ganze Gesellschaft geht zugrunde bis auf einige Weibchen. Diese verlassen ihr Heimatsnest und verstecken sich einzeln, stets nur einzeln, in hohlen Bäumen, unter Moos oder in selbst gegrabenen Erdhöhlen, um den Winter zu verschlafen. Daß sie nicht gesellig, sondern einzeln überwintern, ist eine gute und weise Sache. Blieben sie nämlich alle beisammen, und würde ihr Nest, was sehr wahrscheinlich ist, von einer Maus, einem Spitzmäuschen oder einem anderen kleinen hungrigen Räuber aufgeschnuffelt und ausgeplündert, so wäre es eben um sämtliche Hummelmütter mit all ihren Zukunfts Hoffnungen geschehen. Die bestehende Einrichtung aber gewährleistet in ganz einfacher Weise den Fortbestand der Art.

Dieses Hummelweibchen hier ist wirklich eine Mutter, die Begründerin eines künftigen Volkes. Im nächsten Frühjahr zu neuem Leben erwacht, besucht sie die ersten Blüten (Weidenkätzchen, Pristemeln, Lungenkraut u. dgl.), um zunächst den hungrigen Magen zu befriedigen, dann macht sie sich an den Bau eines neuen Nestes, sammelt Vorräte ein und belegt die ersten Zellen mit Eiern. Die hervorschlüpfenden Larven werden von der Mutter allein ernährt und gepflegt und entwickeln sich zu kleinen Arbeiterinnen, die ihr nun bald die Arbeit abnehmen, den Nestbau weiter führen und die jüngeren Larvengeschwister auffüttern helfen. Zunächst gibt es nur Arbeiterinnen im Neste, später auch Männchen und gegen Ende des Sommers schließlich fortpflanzungsfähige Weibchen. Jetzt wird Hochzeit gefeiert, und nicht lange danach löst sich der Staat, dessen Bürger also sämtlich Kinder einer Mutter (die inzwischen das Zeitliche gesegnet) sind, auf. Bis auf die neuen jungen Hummelfrauen, die einzeln überwintern, stirbt alles ab. So wiederholt sich der Vorgang in jedem Jahre.

Erinnern wir uns im Weitergehen noch daran, welch bedeutungsvolle Rolle diese Insekten für die Landwirtschaft, insbesondere für die Kleekultur, spielen. Der rote Klee, dieses wichtige Futterkraut, ist ja an den Besuch der Hummeln angepasst, da seine Blüte derartig gebaut ist, daß, vielleicht einige Schmetterlinge ausgenommen, kein anderes Insekt zu den Nektarien gelangen und die

Uebertragung des Blütenstaubes vollführen kann. Ein Witzbold hat einmal aus der unbestreitbaren Wichtigkeit der Hummeln für den Kleebau die Notwendigkeit der Existenz alter Jungfern für das Wohlergehen Englands in dieser Weise gepolgert: „Die Tatkraft der britischen Nation ist hauptsächlich das Resultat ihrer guten Ernährung, vornehmlich durch Rindfleisch, die Rinder gedeihen aber besonders bei Klee fütterung, für den Klee sind Hummeln unumgänglich notwendig, den Hummelnestern werden indessen die Feldmäuse sehr verderblich, der zu großen Ueberhandnahme der Mäuse steuern die Katzen, die Katzen ihrerseits finden ihre Hauptpfliegerinnen in alten Jungfern — also ruht die Wohlfahrt Englands in letzter Linie auf den alten Jungfern!“ Nun, wenn dieser Kettenanschluß auch auf ungeheurer Uebertreibung beruht, so ist doch etwas Wahres daran. In Neuseeland gedieh der aus Europa eingeführte Klee ganz prächtig, aber er wollte absolut keinen Samen ansetzen, so daß man jedes Jahr genötigt war, frischen Kleesamen aus dem Mutterlande einzuführen. Ganz natürlich: in Neuseeland gab es ursprünglich keine Hummeln, und erst, als man auch diese importiert hatte, gelang es, Samenklee zu erzielen.

*

Auf dem Rückwege fällt uns eine am Waldbrand stehende Esche auf; sie erweckt den Eindruck, als hätten mutwillige Schützen eine Menge Schrottkörner in den Stamm geschossen. Doch diese Vermutung ist nicht richtig, eine ganz andere Kraft bedroht das Leben des Baumes. Wir entfernen ein Stück Rinde. Wie knirschend ziseltelt erscheint das Holz unter ihr! Wer ist dieser Künstler, der im Verborgenen schafft? Ein kleines, drei Millimeter langes Käferchen im schwarzbraunen Kleid. Von ihm selbst rühren allerdings nur die äußerlich bemerkbaren Bohrlöcher und die stärkeren waagerecht verlaufenden Gänge im Holz her, das übrige entsteht unter der Tätigkeit seiner Larven. Das Weibchen des Eschenbastkäfers bohrt nämlich zunächst eine kurze Eingangsröhre in den Stamm, dann legt es den waagerechten 5–8 Zentimeter langen „Nistgang“ unter der Rinde an, und zwar doppelarmig, nach rechts und links. An den Seiten desselben, abwechselnd nach unten wie nach oben, naht es Grübchen oder Kerben an, in denen es die Eier einzeln unterbringt. Die bald auskriechenden heinflosen Larven fressen sich nunmehr neue Ninnen, „Larvengänge“, die so ziemlich im rechten Winkel vom Brutgange ausgehen und natürlich, dem Wachstum der Tierchen entsprechend, allmählich zu den sogenannten Wegen anschwellen. Darin erfolgt

nun die Verwandlung der Larven in die blaffen Puppen, die bereits alle Teile des künftigen Käfers erkennen lassen. Ist das ausgebildete Insekt dann der Hülle entschlüpft, bohrt es sich eines schönen Tages auf dem kürzesten Wege ins Freie. Diese Ausgangs- oder Fluglöcher geben bei zahlreichem Vorkommen des Käfers der Rinde eben den Anschein, als ob sie von feinem Schrot getroffen sei.

Der Eschenbastkäfer ist also ein würdiger Genosse der berüchtigten Borkenkäfer, die dem Forstmann das Leben oft sehr sauer machen. Ein Glück ist es, daß die Natur ihm eine Menge Feinde auf den Hals schießt. Insektenfressende Vögel, vor allem Spechte, verzehren ihrer unzählige. Helfer finden sie in den Schlupfwespen, in den Larven der absonderlich gestalteten Kamelhalsfliegen, in verschiedenen Laufkäferarten und in den hübschen Buntkäferchen. Diese letzteren, etwa einen Zentimeter lange ameisenähnliche Tierchen laufen die Nadelholzstämmen emsig auf und ab, schnüffeln gewissenhaft in jedes Bohrloch hinein und schlachten alle Borkenkäfer samt deren Larven und Puppen, die ihnen in den Wurf kommen, ab, wenn sie auch nicht so viele verzehren können, allerdings im Mai; jetzt halten sie unter Rinde oder Moos auch ihren Winterschlaf.

Wenn wir einen Blick zu Hause im Zimmer auf und unter die Moosfüllung der Doppelfenster werfen, entdecken wir noch anderes Insektenleben: drei, vier der reizenden Marienkäfer haben da ihre „Winterfrische“ aufgeschlagen. Die Tierchen mögen Gegenstand unserer Unterhaltung auf dem Heimwege sein. Ihre allerliebste Gestalt, ihre Kleinheit, die bunten Farben und die Sorglosigkeit, die sie an den Tag legen, der Umstand, daß sie im Sommer häufig in die Zimmer kommen, und daß viele den Winter über ständig sich im Hause aufhalten — all das macht sie zu unseren Lieblingen, besonders zu denen der Kinder. Sie nähren sich (sowohl im Larven- als auch im ausgebildeten Stadium) vorzüglich von Blattläusen. Im zeitigen Frühjahr beginnen sie ihr Werk, indem sie die Bäume und Sträucher von den Winteriern der Läuse reinigen. Von Ende April bis in den Sommer hinein legen die Marienkäfer ihre ovalen gelblichen Eier ab; sie werden meist in Bündeln von 6–8 Stück aufrecht stehend an die Unterseite von Blättern oder in Risse und Spalten von Baumrinde oder an sonstige Pflanzenteile geklebt. In den kleinen behaarten, oft gelb gefleckten Larven würde der Unkundige schwerlich die Jugendform der zierlichen runden Käferchen vermuten. Gleich den „Blattlauslöwen“ (den Larven der Florfliegen) vertilgen sie mit



15 Barockhaus in Oppeln (Ring, Nordseite).



Kathol. Pfarrkirche Oppeln und Mühlgraben-Häuser.



Pfaffenſchloß Oppeln (bis auf den Turm abgetragen).



Treittreppe zum Reichsbahndirektionsgebäude in Oppeln. 16

stets regem Appetit große Mengen der lästigen Blattläuse, aber auch andere kleine Schädlinge. Man trifft sie überall an; die einzelnen Arten bevorzugen dabei merkwürdigerweise immer bestimmte Pflanzen. So hält sich der bekannte reizende Siebenpunkt mit Vorliebe auf Bohnen- und Kartoffelkraut auf, der Zweipunkt in Hopfengegenden vornehmlich an Hopfen, sonst an den Knospen der Obstbäume, der Fünfpunkt und der Zehnpunkt an Rosen- und Veerensträuchern.

Haben die Larven ihre volle Größe erreicht, so verpuppen sie sich auf dem Schauplatz ihrer Taten. Sie bedürfen hierzu keines schützenden Gespinnstes, sondern befestigen sich nur mit dem Hinterleibsende durch einige Fäden an einem Pflanzenteile. Die gelbe Puppe des Siebenpunkts hat einige Ähnlichkeit mit der Puppe des vor Jahren eingeschleppten, aber gottlob nicht heimisch gewordenen Colorado- oder Kartoffelkäfers. Die fast jeden Sommer auftauchenden Gerüchte von dem Erscheinen dieses gefährdeten Schädlings beruhen gewöhnlich auf Verwechslungen.

Nach 6–10tägiger Ruhe schlüpft der Käfer aus. Das Tierchen verfügt über zwei Ver-

teidigungsmittel gegen etwaige Angriffe. Einmal sondert es aus den Beingelenken einen gelblichen scharf riechenden Saft ab, den Quackfalter früherer Zeiten als sicheres Mittel gegen Zahnschmerzen empfahlen. Sodann versteht es der Käfer famos, sich tot zu stellen, d. h. er bleibt bei plötzlicher Berührung einige Augenblicke regungslos mit angezogenen Beinen auf dem Rücken liegen, bis die lähmende Wirkung des Schreckens (denn nur so ist diese Erscheinung zu deuten) überwunden ist. Im Freien überwintern die Marienkäfer unter Moos, Laub, Rinde u. dgl. Sehr häufig kriechen sie im Herbst in unsere Stuben, wo sie, oft in Gesellschaft der Florfliegen, sich in Winkeln, Ritzen, unter Tapeten verstecken. In ständig geheizten Zimmern halten sie keinen eigentlichen Winterschlaf; man weiß allerdings nicht genau, wovon sie in diesem Falle ihr Leben fristen, möglicherweise ernähren sie sich von Staubläusen und ähnlichem winzigen Ungeziefer. Werden ungeheizte Räume zeitweise, wie etwa in den Weihnachtstagen, erwärmt, so erwachen die Tierchen plötzlich aus ihrer Erstarrung und krabbeln zur Freude der Kinder an den Fenster Scheiben umher. Ihr Erscheinen am Christabend soll, wie der naive Volksglaube behauptet, Glück bedeuten.

Lußiges oder Nachdenkliches aus der Kinderstube

Von Josef Schmeling.

„Steh nur“, sagte Frau Paula zu ihrer unverheirateten Schwester Käte, „wie der Junge am nassen Lappen lutscht“.

Und wirklich, der Kleine, dessen schmale Seiten und Hüften seinen 2 Jahren gerade nicht zur Ehre gereichten, hatte kaum das nasse Tuch an seinem Gesichtchen gespürt, als er auch mit einer wahren Gier nach dem Lappen tappte und ihn, so rasch er nur konnte, an die Rippen führte. Mit einer wahren Inbrunst lutschte er daran und sein Gesicht nahm, so weit man es hinter dem nassen Lappen sehen konnte, den Ausdruck längst ersehnten Wohlbehagens an.

Die beiden Frauen lachten, als sie ihm den Lappen wegnahmen und der Kleine sofort zu schreien anfing. Denn kaum hatten sie den Lappen in das saubere Waschwasser geworfen, als sich ihn der Kleine wieder herauslangte, an den Mund führte usw. Dieses Spiel wiederholte sich einige Male, bis die Mutter ihm den Lappen wegnahm.

„Was wird der Kerl jetzt nur machen?“ sagte Käte voller Neugier.

Es dauerte gar nicht lange, da wußten es die belustigten Zuschauerinnen ha'b. Der Kleine langte mit beiden Händen in das Wasser, führte sie so naß, wie sie waren, ans Gesicht und ließ sich die Wassertropfen in den offenen Mund fließen.

Er merkte wohl, daß es jetzt nicht mehr so einfach war, Feuchtigkeit in den Mund zu saugen. Denn es kamen nur wenig ganze Tropfen auf die kleine Zunge. Er mußte sich mehr das nasse Etwas von den Händen lecken.

„Was doch kleine Kinder für Schrüllen haben“, sagte die beglückte Mutter. Denn sie hatte das unbestimmte Gefühl, daß der kleine Peter hier etwas tat, was er nicht ohne Grund tun mochte. Und jede Mutter ist auf alles stolz, was sie an ihrem Jüngsten wahrnimmt. Nur äußert sich ihr Stolz ganz verschieden. Manchmal ist es Heiterkeit, manchmal

Würde, manchmal Nährseligkeit, manchmal ist es großes Staunen.

„Sag' mal, Paula“, fragte die Jüngere, „hast du noch nicht darüber nachgedacht, weshalb Peter so gern am nassen Zeug saugt?“

„Du dumme Trine“, war die Antwort, „das verstehst du noch nicht. Er ist es von der Brust gewöhnt, immerfort etwas Nasses im Mund zu haben.“

„Das kann ich mir nicht denken. Denn den Nippel*) hat er doch nie bekommen.“

„Na freilich, das will mein Mann nicht. Man soll sein Kind modern erziehen.“

„Ich glaube aber, den Grund zu wissen, weshalb Peter so gern am nassen Fleck nutschte.“

„Was meinst du denn? Ich bin neugierig. Willst klüger sein als eine Mutter.“ (Mütter pflegen manchmal vor Stolz, auch wenn sie sonst ganz gescheut sind, das Nachdenken zu vergessen, wollte Käte sagen, aber sie beherrschte sich, denn sie wollte nachher mit

*) Nutschen, Nippel, nutschten, Tippel sind obereschlesische Ausdrücke aus der deutschen Umgangssprache.

Paula ins Kino gehen, und darum sah sie darauf, ihr die Laune nicht zu verderben.)

„Der Junge hat einfach Durst, du gibst ihm nicht genug zu trinken.“

Die gute, stolze, kluge Mutter sah ganz betroffen auf. Die Lösung war verblüffend einfach. Aber an das Naheliegende denkt man ja zuletzt. „Mach' keine Witze, Käte, der Junge hat ja eben so reichlich zu Mittag gegessen.“

„Was hast du ihm denn gegeben?“

Die gute, stolze, kluge, schöne, brave, besorgte, liebe Mutter zählte auf: „Mondamin, Biomalz, Bananensaft, etwas Nervennahrung und einen Zusatz Säuglingskraftmehl, verrührt mit Brühe und Einbrenne.“

„Ich werde dir was sagen“, meinte Käte, während sie vor dem Spiegel sich puderte, „nächstens gib ihm ein Tippel Milch zu trinken. Wenn er genug davon hat, wird es der Junge stehen lassen.“

Empört war die gute, stolze, schöne, kluge, brave, besorgte, liebe Mutter über den naseweisen Ratschlag der jüngeren Schwester. Im Innern aber wurde sie rot und dachte: „Mein Gott, vielleicht hat sie doch recht.“

Seitdem nutschte Peter nicht mehr am nassen Waschlappen.

Die späte Brauttschaft der Waschfrau Hanka

Von Christine von Winkler.

Jedermann im Dorfe wußte, daß die acht- undsechzigjährige Waschfrau Hanka auf Freierrücken ging. Man mußte notwendig diesen Ausdruck auf sie anwenden, denn sie war es, die in diesem späten Alter nach einem Manne suchte, und nicht die Männer, die nach ihr fragten. Sie erzählte allenthalben, es sei ihr doch zu graulich, später mal im Himmel so einspännig zu sein und garnicht zu wissen, wohin sie gehöre, und wenn sich nur ein passender Witwer fände, so wolle sie es gern mit ihm versuchen.

Nun war die Hanka noch ganz nett anzusehen in ihren alten Tagen, eine dicke rosige Alte. Ihr Gesichtchen war noch weiß und rot wie ein Puppengesicht, und über den glatten runden Backen lächelten ein Paar verschminkte Neuglein. Man konnte sich gut vorstellen, wie blank und hübsch sie mit 20 Jahren gewesen sein mußte, so recht eine Augenweide für vergnügte Männerblicke. Jetzt war sie freilich kugelrund, aber „eine dicke Alte ist immer noch hübscher wie eine Magere“, pflegte

sie zu sagen. Eben wackelte die kleine Person mit ihren kurzen mühsamen Schrittlchen zur Kapelle. Die schweren Röcke wippten um die feiste kurze Gestalt. Es waren ihrer mindestens drei, darunter auch ein Stepprock nach alter Mode. Hanka hielt noch was auf die alten Sitten. Auf dem Kopfe trug sie, wie alle Sonntage, die Frauenhaube ihrer seligen Mutter. Sie hatte wohl in jungen Jahren mal ein Kind gehabt, das früh verstorben war, aber keinen Mann dazu, denn sie war ein armes Mädel gewesen. Dennoch machten ihr weder der geistliche Herr, noch die Dorfgemeinsinnen diese sonntägliche Würde freitig. Es war, als habe das Alter ihr das Recht erteilt zur Frauenhaube.

Mühsam stieg sie die Stufen hinan, denn sie war ein wenig herzschwach und asthmatisch, setzte sich auf ihren Kirchenplatz und betete so recht herzinnig ihren Rosenkranz. Als die anderen nach Hause gingen, kniete sie immer noch vor der Muttergottes und flehte heimlich, die liebe heilige Jungfrau möge ihr doch

zu einem Witwer verhelfen. Dann ging sie getröstet heim. Sie hatte sich bisher allein lustig und zufrieden durchs Leben geschlagen, denn Männer waren doch oft grob, tranken, und schlugen die Frau. Aber nun sie alt wurde, dachte sie auf einmal, wie schön es sein mußte, einen Anhalt im Leben zu haben.

Sie hatte zuhause eine saubere Stube und Kammer und verstand, des Sonntags einen guten Kaffee zu kochen, also an Besuch mangelte es ihr selten. Richtig, bei ihr daheim saß wieder die zahnlöse Janoska auf dem Sofa und wartete auf sie. „Hanka, ich weiß dir einen“, sagte die eifrig zu ihr. „Er ist fünfundsiebzig und hat vorm Jahr die Frau verloren. Sie haben sehr gut zusammen gelebt, und nun weiß er nicht, wo er hingehört. Die Frauen seiner Söhne kümmern sich nicht um ihn und versorgen den Antek schlecht. Er läßt dir sagen, daß er dich heut mittag besuchen kommt, Hanka. Was gibst du mir, wenn es zustandekommt?“

„Nun, wenn es zustandekommt, werd' ich mich schon nicht lumpen lassen“, sagte die Hanka großartig und goß ihr Kaffee ein. Dann aber entwickelte sie eine fieberhafte Geschäftigkeit. Sie briet ein Stück Schweinebraten, kochte Klöße und setzte ein Sauerkraut an. Geschäftig wackelte sie hin und her in ihren schweren Unterröcken. Die feisten Arme guckten nackt aus der kattunenen Hausjacke. Schlag zwölf scharrien ein Paar Männerfüße hinter der Tür, und nach einer Weile kam ein langer hagerer, ernsthafter Mann herein.

„Nun Antek, schön, daß du mich besuchst“, tat die Hanka unbefangen, „ich habe da gerade ein Kraut auf der Platte und etwas Schweineernes, und ein Bier ist auch da.“ Der Antek sagte nicht viel, er saß beim Tisch, beide Ellenbogen aufgestützt, und aß mit einer stillen eindringlichen Hingabe an dies Geschäft. Das Schweinerne war gut, und die Klöße waren noch besser, und die Hanka nötigte ihn fleißig und schenkte ihm ein gutes Bier ein. So gut hatte er es lange nicht mehr gehabt.

„Ja, die Frau ist tot“, sagte er dann so recht trocken vor sich hin. „Man weiß nicht mehr recht, wozu man da ist. Ausragstübel ist feins, und die Schwiegerstöchter schubsen einen nur herum, und man hat des Sonntags nicht mal ein reines Hemde.“

„Hemden solltest du bei mir alle Wochen haben, und jeden Sonntag Klöße und Schweinebraten, und alle Abend ein gutes Stück Pfaffenbraten“, sagte Hanka und sah ihn verliebt an, daß ihm ganz komisch zumute wurde. Er mußte nicht, sollte er lachen oder meinen. Er war ein trockenes Holz, der Antek, aber er kam alle Tage wieder, redete nicht viel, sondern aß kräftig, und nach acht Tagen hin-

gen sie wirklich im Aufgebotskasten. Alles lachte, wenn die kleine wackelnde Dicke mit dem langen mageren Manne des Sonntags spazieren ging. Man wünschte ihr übertrieben Glück und lachte insgeheim, denn Bosheit und Neid gibt's auf dem Dorfe fast mehr, wie in der Stadt.

Aber Hanka ließ sich's nicht kümmern, sondern nahm all die Freude für bare Münze in ihrem Kindergemüt. Sie knutschte den stillen Alten vor lauter Glück zuweilen ab und machte ihm die feurigsten Liebeserklärungen, wie gern sie ihn habe. Er wohnte bereits bei ihr in der Kammer, und an neckischen Wizen über ihre verlorene Jungfernschaft fehlte es nicht. Aber gerade diese Wize behagten ihr, sah sie doch daraus, daß man ihre Brauttschaft ernst nahm. Sie ließ sich zwei neue hellgeblumte Kleider machen zur Hochzeit, kaufte Fleisch und Gänse und Schnaps und gab ihr kleines Ersparnisbüchel dran und borgte auch noch Geld, mietete Saal und Spielleute und lud das halbe Dorf ein. Es war erstaunlich, wie sie das alles mit den geschwollenen Füßen schaffte. Nur ein wenig verloren die roten Backen ihre Farbe, und die Augen lagen tief in ihren Höhlen, als sie zuletzt mit aufgestreiften Ärmeln den Hochzeitstuchen knetete. Sie trug ihn auch selber herum bei ihren Bekannten und den Damen, für die sie wusch, und kam ganz übermüdet heim, sodaß sie auf der Schwelle stolperte und hinstiel. Der Antek hob sie ungeschickt auf, sie war käsebleich geworden.

„Ach, macht nichts“, versuchte sie zu lachen, aber es gelang ihr schlecht. Sie ging schnell zu Bette. „Geh, Antek, leg mir die Kleider auf den Stuhl zurecht für morgen“, sagte sie dünn, „ich freu mich so auf unsere Hochzeit, daß ich ganz schwach bin und ein bißchen schlafen muß.“ Der lange Tölpel ging auch auf den Behen und legte ihr alles zurecht. Er war ein guter Mann. Dann ging er in die Kammer schlafen, wo sie ihn einquartiert hatte, bis sie verheiratet seien. Es war ja auch so recht kein Platz im großen Bette, sie war so rundlich, und auf die alten Tage will man sein eigenes Bette bei der Nacht.

Am anderen Morgen war sie schwach und schwindlig, aber sie stand auf. „Ach, macht nichts, wirfst du mir ein Auto mieten, dann fahr ich zur Hochzeit“, spakete sie und zog sich an. Sie kam auch richtig noch bis zur Kirche mit ihm und ging stattdlich und buntbepudt an seiner Seite daher. Aber daheim mußte er allein den Gästen aufwarten, den Söhnen und Töchtern, — sie ging schnell in die Kammer und legte sich in sein Bett.

„Gib den Braten herum, Antek“, kommandierte sie von dort mit schwacher Stimme. „Und nehmt die Klöße von der Platte.“ Die

Nachbarinnen halfen aus, und so wurde in der Stube tapfer gegessen und getrunken. Der Antek tat fleißig mit, aber immer einmal ging er in die Kammer, um nach der Braut zu sehen. „Willst einen Schnaps, Frau?“ sagte er zärtlich und ein klein bißchen bedußelt, denn der Alte vertrug wenig. Sie winkte ab, sah ihn aber ganz freundlich an.

Die Gäste wurden munterer, und man drängte nach dem Tanzboden nebenan, wo sich dann im späteren Verlauf von Hochzeiten stets noch das halbe Dorf hinzufindet. Der Hochzeiter ging nicht mit, sondern setzte sich still an das Bett der kranken Braut und streichelte ihre Hand. Er weinte auch ein bißchen, denn er hatte sie ehrlich gern, und sie redete ihm munter zu, er solle doch zum Tanze gehen, sie käme bald nach. Auf einmal tat sich die Tür auf, und der hochwürdige Herr Kaplan kam herein, um nach der Braut zu sehen, die in der Kirche so blaß ausgesehen hatte. Er kannte seine Beichtkinder alle genau, mit dem Aussehen der Hanka hatte etwas nicht gestimmt. Da schrie die Hanka auf: „Nein, nein, Herr Kaplan, versehen werden will ich nicht, da ist noch lange Zeit, es fehlt mir gar nichts, bin ja nur ein bißchen müde von der vielen Arbeit jetzt.“ Und sie hob beide Arme

abwehrend und wurde ganz fieberrot im Gesicht. Der Kaplan hatte ein gütiges Herz, er nahm der Alten ihr Verhalten nicht krumm, sondern lachte und sagte: „Ich wollte der jungen Frau bloß gratulieren kommen“, und er ging wieder.

„So Antek, nun geh schon, ich ruh mich noch ein bißchen aus, und dann zieh ich mich an und komm auch tanzen.“ Der Antek ging denn auch und saß eine Weile steifleinen unter den Gästen, aber dann litt es ihn nicht mehr dort, und er ging heim, nach ihr zu sehen. Da lag die Hanka ganz friedlich auf der Seite, hatte ihr Hochzeitskleid an und die Haube aufgesetzt und war tot.

Da stand der alte Mann stocksteif, und die hellen Tränen kollerten ihm immerzu die mageren Backen entlang, denn nun war er verlassen als vorher.

Bei ihrem Begräbniß ging das ganze Dorf hinterm Sarge. Es war, als wollten die Leute die alte Frau im Tode noch recht ehren, weil man ein schlechtes Gewissen hatte, als habe man durch seinen heimlichen Spott über die verspätete Brautchaft ihr die letzte Freude ein wenig verdorben. Aber dem war garnicht so, die Hanka hatte doch ihre Freude gehabt.

Plesser Fasching im Jahre 1812

Von Georg Bücks.

Im westlichen Teile des Plesser Parkes ist die Grabstätte einiger Mitglieder des Fürstenhauses Anhalt-Cöthen-Pleß. Dort liegt auch Prinz Ludwig, von dem die Plesser behaupten, daß sein Geist noch im Plesser Parke wandle. Sie erzählen sich, daß auf seinem Grabmal die Worte ständen: „O, Wanderer, eile fort von hier, sonst steh' ich auf und tanz' mit Dir!“ In dem Schloßchen Ludwigswunsch im Plesser Parke, in dem der Prinz gewohnt hat, w'll man nachts Musik hören. Prinz Louis tanze dort in fröhlicher Gesellschaft bis zum Morgengrauen. Nicht nur fürstliche Gäste hatte er zu sich gebeten, nicht selten lud er die Bürgerschaft zu frohen Abenden in sein Schloß. Wenn wurde auch in der Fasanerie, etwa eine Stunde von Pleß entfernt, getanzt. Noch heut prangen an der Vorderfront des schloßartigen Barockhäuschens die Worte: „Dem Vergnügen gewidmet.“

Am 11. Februar, dem letzten Faschings-tage des Jahres 1823, der Prinz war damals 40 Jahre alt, schreibt er in sein Tagebuch:

„Der Ball hatte von 6 Uhr abends bis 10 Uhr morgens, also 16 Stunden, gedauert. Es war unaufhörlich getanzt worden, und ich hatte keinen Tanz ausgelassen. Ueberhaupt hatte ich in den letzten drei Tagen 32 Stunden getanzt.“

Im Volke kreist folgende Erzählung aus den Tagen Ludwigs:

Jeder Handwerksbursche hatte nach bestandener Gesellenprüfung das Privileg, vom Prinzen zum Hausball eingeladen zu werden. Es war jedoch Bedingung, daß die eingeladenen Gäste in einem Landauer vor das Schloß vorfuhren. Ein Festabend war angesagt. Etwa 20 junge Gesellen sollten zum Ball erscheinen. Die Freude war groß. Sie sollte aber ins Wasser fallen, denn die Burschen hatten kein Geld, sich einen Landauer zu mieten. Höchstens vier Mann hätten einen solchen bei einmaliger Fahrt benutzen können. Auch den durch vier geteilten Betrag für die Wagenfahrt konnte keiner bezahlen. Alle Gesellen hätten höchstens soviel aufbringen können, um eine einmalige Fahrt für alle

zugleich zu bezahlen. Wie aber sollten 20 Mann in einen Landauer? Sie wußten sich Rat. Vier wurden bestimmt, in dem gemieteten Wagen vorzufahren. Die anderen sollten in unmittelbarer Nähe im Gefträuch die Ankunft des Wagens abwarten. Der Landauer fuhr am Schlosse vor. Es war bereits dunkel geworden. Ein Diener eilte heran und riß die Wagentür auf. Ihr entstiegen zu seinem größten Erstaunen nacheinander 20 Burschen. Sie waren an den Wagen herangeschlichen, stiegen von der einen Seite ein und von der anderen wieder aus.

Im nachfolgenden möge ein Auszug aus dem Tagebuch des Prinzen vom Jahre 1812 ein Bild davon geben, welche Freude an Tanz und Frohsinn in Pless im Fasching dieses Jahres geherrscht hat.

4. 1. Abends um 7 Uhr fuhr ich zum großen Ball ins Schloß, der sehr brillant war und erst des Morgens um 4 Uhr endigte.

12. 1. Abends war der erste Maskenball. Ich erschien als Don Cesar aus der „Braut von Messina“. Um 1/4 kam ich erst nach Hause.

13. 1. Abends war im Schloß in den neuen Zimmern kleiner Ball, von dem ich ebenfalls erst um 1/4 nach Haus kam.

14. 1. Nachmittags um 3 Uhr war eine Schlittensfahrt nach der Fasanerie von 20 Schlitten . . . In der Fasanerie wurde tüchtig getanzt.

16. 1. Nachmittags fuhren meine Geschwister in die Fasanerie. Ich kam ihnen nach und fand große Gesellschaft vor. Abends war Assemblée im Schloß.

18. 1. Abends war bei mir die erste Assemblée.

19. 1. Fuhr gegen Abend zu Schütz (Kammerdirektor) und war dann mit ihnen auf dem Maskenball. Ich erschien als Mohr . . . Es waren vielleicht 500 Menschen . . . Erst gegen 4 Uhr des Morgens kam ich nach Haus.

20. 1. Abends war kleiner Ball oben im Schlosse. Alles war sehr lustig, und erst um 4 Uhr kam ich nach Hause.

21. 1. Nachmittags um 2 Uhr war wieder Schlittensfahrt nach der Fasanerie von 24 Schlitten . . . dort wurde tüchtig getanzt.

22. 1. Abends war großer Ball bei mir, wo über 100 Personen waren. Die Gesellschaft war sehr lustig, und erst gegen 5 Uhr hörte der Ball auf.

23. 1. Abends war Assemblée im Schloß.

25. 1. Abends war Assemblée bei mir, die aber sehr leer war, dem ohngeachtet wurde dabei tüchtig getanzt.

26. 1. Um 9 Uhr tanzten wir die berühmte griechische Octille . . . Der Ball war sehr brillant, es waren an 600 Masken. Auch er-

schienen 2 Hähne, auf denen welche ritten und sich aus dem Sattel heben wollten. Erst um 4 Uhr kam ich nach Haus.

27. 1. Abends war Ball im Schloß . . . Um 4 Uhr kam ich nach Hause.

28. 1. Nachmittags war große allgemeine Schlittensfahrt nach der Fasanerie. Es waren 50 Schlitten . . . In der Fasanerie wurde bis um 8 Uhr getanzt und dann mit Fackeln zurückgefahren. Den ganzen Weg von der Fasanerie bis Pless waren von beiden Seiten des Weges Feuer gemacht. Bei der Kreuzkirche waren ein großes F und H illuminiert (Anfangsbuchstaben von Ferdinand und Heinrich, der Brüder Ludwigs). Beim Holzmagazin war ein erleuchteter Triumphbogen, worin mein Name brannte. Beim Lux war wieder ein erleuchteter Bogen mit der Inschrift: „Dem schönen Geschlecht“. Und an der Stadtbrücke war letzterer mit der Inschrift: „Allen Plessern“.

29. 1. Abends war Ball bei mir, der aus einigen 60 Personen bestand. Die Gesellschaft war sehr lustig, und erst gegen 5 Uhr endigte der Ball.

30. 1. Abends war Assemblée im Schloß.

1. 2. Abends war Assemblée bei mir, die sehr zahlreich war. Es wurde bis 12 Uhr tüchtig getanzt.

2. 2. Und ging dann mit Hochberg auf den Maskenball. Ich war im Domino. Es waren viel Masken. Eine Quadrille von Schweizer Bauern erschien, auch zwei Paar Zwerge, wovon das eine ein Mennett tanzte. Es waren viele Frauen da aus Bielitz und mehreren anderen Orten, auch mehrere Polinnen, als die Gräfin Dembinska mit einigen Damen, die mit ihr verwandt waren, als die Fräulein Wolfsthal, die über 100 000 Dukaten Vermögen haben soll. Gegen 4 Uhr kam ich zu Haus.

3. 2. Abends war großer Ball im Schloß im großen Saale. Alle Freunde waren dazu eingeladen . . . Es dauerte bis nach 4 Uhr.

4. 2. Nachmittags fuhren wir in die Fasanerie, wo wir viel Gesellschaft fanden. Auch war großer Ball bei Jaeschke.

5. 2. Fuhr ich mit Erlenstein zu Schlitten nach Biala zum Ball . . . Um 1/6 Uhr verließ ich den Ball.

6. 2. Abends war Assemblée im Schloß.

7. 2. Nachmittags wurde in die Fasanerie gefahren . . . Dort fanden wir viel Gesellschaft.

8. 2. Abends war die letzte Assemblée bei mir. Die Gesellschaft war ungewöhnlich groß. Es wurde getanzt. Ich war ausgelassen lustig. Es wurden alle möglichen Tänze getanzt, und erst um 2 Uhr verließen mich die letzten Gäste.

9. 2. Nachmittags wurde zu Schlitten nach Czarlow gefahren, wo ein öffentlicher Ball gehalten wurde. Es waren sehr viel Leute draußen. Um 7 Uhr wurde zurückgefahren. Mehrere Schlitten hatten Fackeln. Wie wir zurückkamen, fanden wir eine Illumination, welche die höhere Dienerschaft arrangiert hatte, um dem Fürsten öffentlich zu danken für das viele Vergnügen, welches er ihnen während der Fasnacht verschafft hatte. Bei der Kreuzkirche waren drei Bogen mit der Inschrift erleuchtet: „In seiner Burg wohne das Glück“. Als wir im Schloß abgestiegen waren, wurde erst bemerkt, daß auch die ganze Stadt illuminiert war. Es wurde daher sogleich ein Schlitten geholt, in welchem ich mit Ferdinand und Hochberg (der Schwager Ludwigs) noch in der Stadt umherfuhr.

11. 2. Am letzten Faschingstag. Abends war Ball bei mir. Ich hatte eine kleine Illumination veranstaltet, um Ferdinand dafür zu danken, daß er bei der Schlittenfahrt meinen Namen hatte illuminieren lassen. Ich hatte nämlich mein Haus nach der Garten- seite illuminieren lassen. In der Mitte brannte ein F. An meinem Tore waren zwei Pyramiden erleuchtet. In der Mitte hing ein Medaillon mit der Inschrift: „Freude dem, der andern so gern Freude macht.“ Im Hofe auf dem neuen Platz war eine Pyramide angebracht, worauf transparent die Namen der Schwester, ihres Mannes und ihrer Kinder standen. Die Gesellschaft war über 70 Personen . . . Alles war ungewöhnlich lustig, und erst des Morgens um 8 Uhr wurde die so sehr brillante Fasnacht beschlossen.

*

Nachwort des Herausgebers.

Dem heutigen Leser wird zunächst die Fülle der Bälle, Tänze, Maskeraden, Schlittenfahrten, Assemblies usw. auffallen; noch dazu in einer Zeit, wo — 1812 — der Zustand des Staates so war, daß zum Festefeiern kein Anlaß war. Man mag dem Prinzen Ludwig selbst es nachsehen, daß er als leidenschaftlicher Tänzer jede Gelegenheit wahrnahm, um das Tanzen zu schwingen. Aber wo eine Stadt von etwa 2000 Einwohnern damals 600 Masken für einen Ball hernahm, möchte uns fast unglaublich erscheinen. Es sei daher gestattet, hier einige Worte der Erklärung nachzuschicken, ohne welche man sich kaum eine richtige Vorstellung von dem „Zubel und Trubel“ der damaligen Zeit machen kann.

Zeiten des Umsturzes und der Erneuerung sind immer von starken Erregungen des Volksgeistes begleitet. In solchen Zeiten nimmt das, was unser mechanistisches, unorganisches und unharmonisches Zeitalter mit dem bequem erfundenen Namen „Vergnü-

gungssucht“ bezeichnet, stets überhand. Der menschliche Geist braucht einmal, um schwere Erschütterungen der Volksseele zu meistern, starke Reizmittel, starke „Vergnügungen“. Fehlen diese, dann treibt das ganze zur Explosion, zur Revolution. Erst unserer bigotten, sich selbst aufzehrenden Zeit blieb es vorbehalten, die starken Vergnügungen in Ver- ruf zu bringen. Indem man sich selbst für zu schade fand, um mit dem Volk lustig zu sein, drängte man das Volk in die Kasterhöhlen der Entartung zurück. Früher war das anders, da luden Fürsten und Prinzen die ganze Stadt zum Ball („allen Pleßern!“) und freuten sich mit ihnen. Die heutige kapitalistische Wirtschaftsweise hat das Band zwischen arm und reich zerrissen. Und selbst, wenn das Band noch bestünde, heute würde keine kleine Stadt mehr imstande sein, 600 Masken einzukleiden, wie sie damals bekleidet sein mußten, um die Gesellschaft von Fürstlichkeiten (Vorfahrt mit Landauern!) abzugeben. Und auch wohl mancher Prinz von heute wäre nicht imstande, 60 oder mehr Gäste auch nur für eine Nacht bei sich zu Gast zu haben.

Es würde niemandem etwas helfen, darüber eine Träne nachzuweinen. Wir müssen uns nur klar werden, daß hinter den Tagebuchnotizen des Prinzen Ludwig nicht etwa bloß die Laune eines in Tanz und Frauen Verliebten steckt, sondern der starke Zeitgeist einer Epoche, die wir in einseitiger Betonung irgend welcher nachträglich erfundener Bunschvorstellungen

„die eiserne Zeit“

nennen. In den Tagebuchnotizen des Prinzen sehen wir diese „eiserne“ Zeit von hinten. Denn sie sind zwar nur ein Ausschnitt aus dem Pleßer Hofleben, aber doch ein getreues Abbild vom Leben und Treiben an einem kleinen Fürstenhofe, der einerseits nicht übermäßig reich war, dann aber doch sich vom Durchschnitt nicht allzu sehr entfernte.

Der Fürst selbst hat sich Jahrzehnte lang unter großem Kostenaufwand bemüht, ein eigenes Hoftheater zu erhalten. Im Anschluß daran finden wir sofort Verständnis für manchen Maskenscherz. Denn Musik, Kostüme, Draperien, mit einem Wort: szenischer Aufwand mußte bei einem Hoftheater so wie so da sein. Also bedeutete das, was wir hier als „Vergnügungsstaumel“ anstaunen, die gegen das Bürgertum gekehrte Seite des Hoftheaters. Wir finden ja an einer Stelle des Tagebuches direkt erwähnt, daß eine Figur, die damals im Schauspiel sehr beliebte Figur des Don César aus Schillers „Braut von Messina“ als Maskenkostüm eine Lieblingsvorstellung des Prinzen war. Kaum ein Drama aber gibt so wie dieses Drama

Schillers den bürgerlichen Gefühlsinhalt damaliger Zeit wieder. Und aus ihm wählte sich der Prinz zum Beginn der Fälschung die Figur des Don Cäsar. Schon dies wirkt wie ein Programm.

Zweimal werden die Beziehungen zu Wieliz und Wiala erwähnt. Auch ohne dies könnte man es vermuten, daß Pleß mit der Sinnenfreunde auch die Frauen selbst in Wieliz-Wiala erlebte. Denn verschiedene Theatergruppen kamen von dort an den Fürstenhof. In einem Falle wissen wir aus der Theatergeschichte, daß ein Schauspieler mit einer Apothekersfrau aus Pleß durchging und der Konzeptionsinhaber an der Pleßer Bühne ein Juwelier Sartory aus Wieliz war. Aus der Geschichte Rubergs, des obereschlesischen Zinkerfinders und Pleß'schen Kammerassessors, wieder wissen wir, daß ein Jude Goldstückler am Pleßer Hofe eine Rolle spielte. Auch der Name Erlenstein klingt ins Jüdische. In dieses Milieu der Sartory, Goldstückler und Erlenstein hinein paßt nun die Erwähnung der reichen Polin mit 100 000 Dukaten Mitgift so echt hinein, daß wir uns nun über den Namen „Wolfsthal“ nicht mehr zu wundern brauchen.

Und doch gehören diese ins Jüdische fallenden Namen sehr wohl in die eiserne Zeit. In den Polizeiakten aus der damaligen Zeit (heute Staatsarchiv Breslau) befindet sich ein eigenartiger Briefwechsel über die Ueberwachung der Briefpost des Fürsten Pleß. Ehe dieser seine aus Frankreich eingehende Post erhielt, wurde sie (wahrscheinlich dem König oder dem Minister selbst) zur Zensur vorgelegt. Daraus geht hervor, daß auch der Fürst im Verdacht stand, zur sog. Kriegspartei zu gehören, die, je nachdem der Freiherr v. Stein mit seinem Drängen zu Reformen und Widerstand sich durchsetzte, bald mehr, bald weniger verdächtigt wurde, es an Königstreue zu wünschen übrig zu lassen. Mit Stein pakte dem König die ganze Richtung der entschiedenen Franzosengegner nicht. Wenn der Fürst Pleß in diesem Verdacht stand, so lag doch die Zeit, wo sich die Grundlage dazu bildete, schon lange Zeit zurück. Als nämlich 1806 mit dem Fall der Festungen Glogau, Breslau und Brieg in Oberschlesien sich der erste bis zum Aeußersten entschlossene Widerstand gegen Napoleon z. T. sogar gegen den Willen des preussischen Beamtenapparates durchsetzte, war außer dem Grafen Söben und einigen Bergbeamten und Offizieren unter den Organisatoren dieses Widerstandes um jeden Preis auch der Fürst von Anhalt-Röthen. Eine große Rolle spielte Anfang 1807 die Rettung der vor dem Feinde versteckten Staatskassen. Es ist möglich, daß damals schon Fürst Pleß in enge

Berührung mit jüdischen Geldverleihern kam. Jedenfalls hat er später diplomatische Verhandlungen wie auch finanzielle Transaktionen im Sinne der von Glogau ausgehenden Befreiungskämpfe 1807 ausgeführt. So gesehen, erhalten die Beziehungen zum Judentum eine ganz andere Tendenz, die der zunächst nur durch Theater und Maskenbälle angedeutete Zusammenhang kaum erwarten ließ.

Aber auch ohne diesen Zusammenhang wohnt der in Pleß geübten Theaterpflege für Oberschlesien einige Bedeutung inne. Im Gleiwitzer Jahrbuch 1928 (herausg. vom Städt. Verkehrsamt) habe ich nachgewiesen, daß zwischen der Pleßer Bühne und dem Theaterleben in Gleiwitz Zusammenhänge bestanden, wie es anzunehmen ist, daß Pleßer Dekorationen und Kostüme in Gleiwitz verwendet wurden. Wenn uns also in Ludwigs Tagebuch obereschlesische Sinnenfreunde dokumentarisch belegt ist, so steht hier ein durch die Geschichte Preußens beglaubigter Zusammenhang deutlich vor unseren Augen.

Uns Oberschlesiern ist er aber noch aus einem anderen Grunde wertvoll. Weil im Anschluß an das Tagebuch der Verfasser G. Bücks auch eine mündliche Ueberlieferung erhalten hat, nämlich die vom Recht der Handwerksburschen am Herrentanz. Mir will scheinen, daß es sich hier nicht etwa um eine Anekdote handelt, so wie sie in einem Lande leicht blüht, in dem viel geschrieben und gedruckt wird. Vielmehr ist in einem Lande wie Oberschlesien, wo die Doppelsprachigkeit der Bevölkerung die Ueberlieferung sich nur an ganz fest im Volksleben verankerte Begriffe klammern läßt, Sitte und Brauch einer stets mehrfachen Kontrolle unterworfen gewesen. Es haben sozusagen die rationalen Widerstände aus dem Sprachgeist zweier Kulturen am überlieferten Volksgut Kritik geübt. Darum ist das, was sich bis zum heutigen Tage erhalten, um so ernster zu nehmen. Das Gesellenrecht am Herrentanz muß auf uralte polnische oder deutsche Vorstellungen im Verhältnis des Handwerkers (Bürgers) zum Lehns Herrn zurückgehen. Hier leben Begriffe fort, die ältere Zeugen vergangenen Brauchtums sind, als Kirche und Kreuz, Staat und Städt. Gerade zur Zeit des Mummenschanz' wird Volkstum wach, das sonst tief unter der Schlacke des Alltags verschüttet liegt. Wenn die Schellen der lustigen Schlittensfahrt läuten und am Wege die Freudenfeuer über den kalten Schnee hinweg leuchten, dann mag in der Vorstellung des Volkes jenes Bewußtsein dämmern, daß es doch früher einmal anders war, als es nur ein Volk gab, ohne Fürsten und Knechte, nur ein Volk der Freien. Und in einer Zeit, wo

man begeistert von der Freiheit sang, muß dieses Bewußtsein der einst Freien aus den tiefsten Erinnerungen des Volkes das gerettet haben, was noch wach war. So entstanden zwischen den uns jetzt so unverständlichen

„Vergnügungen“ jener Zeit Spuren, die in ein fast verdämmerndes Dunkel zurückweisen, als unter dem gleichen Recht der „Fastnacht“ noch gleiches Recht für alle (heute: Maskenfreiheit) herrschte. F. A.

Schlesisches Sieh-dich-um

Schlesisches Sieh-dich-um.

A.: Was sind Irredentisten?

B.: Verrückte Zahnärzte.

A.: Na, wenn Sie das schon wissen, was sind Karlisten?

B.: Das ist eine Partei in Spanien.

A.: Nein, das sind Listen für das Abkarren von Boden.

Uebrigens, was ist Iserlohn?

B.: Eine schöne Stadt!

A.: Nein, der Preis für's Autorennen in Flinsberg. Aber:

Warum heißt der Königshainer Spitzberg: Spitzberg?

Weil er so spitzig ist, daß man oben eine Nähnadel einfädeln kann.

B.: Nun will ich Ihnen aber etwas aufgeben: Wie schreibt man ge-trock-ne-tes Gras mit 3 Buchstaben?

A.: Kenne ich! S=e=u! Aber warum muß man mit dem Aufgeben des Rätsels z. B. in Reisse vorsichtig sein? Man könnte leicht auf einen katholischen Geistlichen stoßen, und die dürfen bekanntlich nicht — heu raten!

B.: Gut, aber hören Sie folgende wahre Geschichte: In Breslau wurde vor langen Jahren ein Bahngleis so nahe an die Ober gelegt, daß man Ripploris mit Massengütern gleich in die Schiffe entladen konnte. Der Bahnfiskus konnte das natürlich nicht umsonst tun. Es wurde eine bestimmte Gebühr für das Rippen der Waggon's festgesetzt. Diese mußte doch aber einen amtlichen Namen haben. Auf diese Weise ist in Breslau das — Ripkebieer entstanden.

A. Schiller.

Oberschlesischer Humor

I.

Zwei Diebe, von denen der eine eine Kuh, der andere eine Taschenuhr gestohlen hatte, saßen in einer gemeinsamen Zelle im Gefängnis. Um seinen Zellengenossen aufzuziehen, sagte der Kuhdieb zu dem Uhrendieb: „Brüderchen, wie spät hast du es jetzt eigentlich auf deinem Chronometer?“, worauf ihm der Uhrendieb schlagfertig erwiderte: „Es ist jetzt gerade Zeit, deine Kuh zu melken!“

II.

Nach einer Feuerwehrrübung taten sich die Feuerwehrleute bei schäumendem Bier gütlich in dem Gemeindereaurant in Zabörze. Plötzlich stürmt ein Feuerwehrmann mit der Nachricht ins Lokal hinein: „Der Brandmeister ist von der Magirusleiter heruntergefallen!“ Darob allgemeine Bestürzung, denn der sehr beleibte Brandmeister hatte ein Lebendgewicht von über 100 Kilogramm. Auf die hastige Frage nach dem Befinden des gestürzten Opfers erwidert der Unglücksfinder

laut und vernehmlich: „Ja, der Herr Brandmeister ist tatsächlich von der Leiter gestürzt und hat sich nichts gemacht, denn er ist von der — ersten Sprosse heruntergefallen.“

III.

Einige Mädchen gingen spazieren und begegneten einem Bauern, der einen jungen Ziegenbock zu Markte trug. Sie liebten das Tier und sagten: „Ach, wie schön ist er, aber warum hat er keine Hörner?“ — „Weil er noch nicht verheiratet ist“, antwortete schlagfertig der Bauer.

IV.

Auf einer Eisenbahnstation steckt eine alte Dame den Kopf zum Fenster hinaus und schreit mit giftiger Miene: „Herr Schaffner! Ist's erlaubt, in diesem Abteil zu rauchen?“ „Wenn die Herren drin nichts dagegen haben“, antwortete dienstwillig der Schaffner, „so können gnädige Frau getrost rauchen!“ Em. Cz m o f.

Mein Meisse

So seh ich dich:

Umgeben noch von hohem Wall
und veilchenblauen Rasengründen,
im Schleedorn sang die Nachtigall,
und an den Wällen blühten Linden.

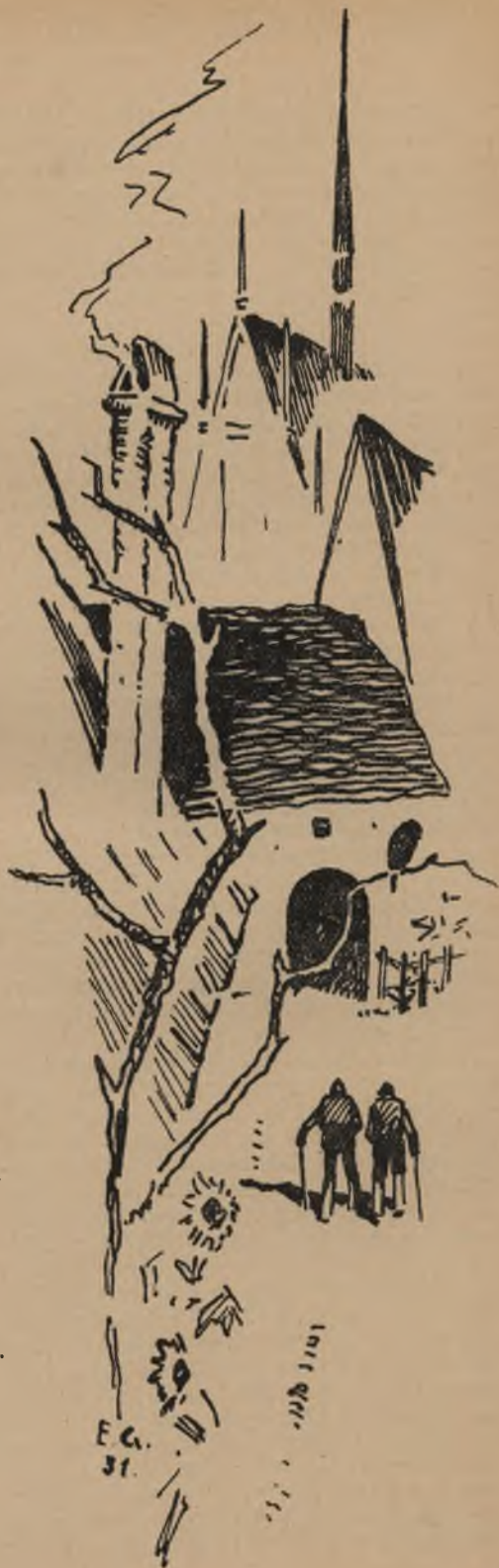
Geschwähig raunt's am Brunnenrohr,
aus Nachbars Schmiede sprühte Feuer,
die Wache wechselte am Tor,
der Epheu rankt am Stadtgemäuer.

Die Oleander, blütenschwer,
des Hauses Eingang überragen,
Lorgauer Marsch — irgend woher
von leichtem Sommerwind getragen.

Zwei Handwerksburschen gleicher Zunft,
den grünen Zweig am Mühenschild,
suchen nach einer Unterkunft
bei allen Meistern ihrer Gilde.

Das Herbergsgchild hängt etwas schief,
im Glasschrank glänzen goldne Tassen . . .
es war so köstlich primitiv,
so kleinstadtlieb in Haus und Gassen.
So warst du mein!

Anna Bernard.



Zur Geschichte des Schilaulens in Schlesien

Von M. Schitting.

Zunächst sei vorausgeschickt, daß das Wort *Ski*, das „*Schi*“ gesprochen wird, im Anfang viel Anlaß zu Verwechslungen gab. Man sprach es *Ski* aus. Bald aber bürgerte sich der Name *Schi* ein, während man heute schon unter „*Schneeschuhe*“ im täglichen Leben die sog. *Ueberschuhe* der Damen versteht, die sie im Winter über die dünnen *Halbschuhe* ziehen.

Es ist das altnordische *skit*, angelsächsische *scide*, althochdeutsche seit und unser neuhochdeutsches „*Scheit*“ (*scheitern*, *Scheiterhaufen*), das auch noch im heutigen Neuenglisch mundartlich als *slide*—*Schett*, dünnes Brett, und in *skid*—*Ladebord*, *Ladebalken*, vorhanden ist. Als Wurzel ist das Zeitwort „*scheiden*“, gothisch *skaidan*, anzusehen, dessen Grundbedeutung „*spalten*“ noch im Worte „*Scheit*“ durchschimmert. Darum ist es gar keine so große Sünde wider den heiligen Geist der deutschen Sprache, wenn man das norwegische *Ski* als „*Schi*“ bei uns eingedeutscht und ihm die jetzt fast allgemein gebräuchliche Mehrzahl „*Schier*“ gegeben hat (auch *Scheit* bildet neben *Scheite* die Doppelform *Scheiter*); hat man doch so eine reinliche Scheidung geschaffen zwischen den sonst wohl als *Schneeschuhen* bezeichneten *Schneereifen* und kanadischen *Schneeschuhen*, runden, tellerförmigen, mit Riemen, Hanfsäden oder Zweiggeflecht überspannten Rahmen, die nur ein Einsinken in den Schnee verhüten sollen, und den *Gleit-schneeschuhen*, die aus zwei langen, eigenartig geschweiften Brettern bestehen, die außerdem, daß sie vor dem Einsinken bewahren, auch noch ihren Träger über den Schnee hinweggleiten lassen.

Wie wir schon eingangs erwähnten, verdanken die *Schneeschuhe* ihre Erfindung wohl dem Umstande, daß die Menschen von altersher zur Winterszeit die den Verkehr oder die Jagd hemmenden Schneemassen zu überschreiten trachteten. Dies Bestreben ist uralte, berichtet uns doch Xenophon von den *Armeniern*, daß sie ihren Perden im Winter Säcke um die Füße banden, um sie vor Verletzungen beim Durchbrechen durch die Schneedecke zu schützen, und um die Sohlenfläche der Tiere möglichst zu vergrößern, also ein Einsinken und Einbrechen zu verhindern. Auch Strabo erzählt von den Bewohnern des Kaukasus, daß sie bei Wanderungen über den Schnee sich breite eiförmige Stücke ungegerbten Ochsenfelles unter die Füße banden, ein Brauch, der sich noch heute in diesen Gegenden erhalten haben soll. Auch in Norwegen und Schweden sind bei den *Landbewohnern*

ähnliche Hilfsmittel aus *Rutengeflecht* noch heute im Gebrauch, sog. *Truger*, ebenso in Tirol „*Schneereifen*“. Auch der kanadische *Schneeschuh* ist als Mittelform zwischen *Truger* und *Schi* bemerkenswert. Wo und wann nun aus diesem *Schneebrett* oder *Schneereifen* der *Schi* sich entwickelte, ist schwer festzustellen. Nach einigen soll er mit der *Völkerwanderung* oder durch sonstige *Kriegszüge* von Asien nach Europa gekommen sein und sich hier, wie überhaupt in allen nordischen Ländern, dadurch, daß man sein Vordertheil aufbog, die Unterseite mit Fell überzog, dann allmählich den ganzen Schuh bedeutend verlängerte und aus Holz anfertigte, zu den verschiedenen Formen und Abarten des heutigen *Gleit-schneeschuhs* oder *Schis* entwickelt haben. Daß er in Norwegen und Finnland schon früh heimisch war und eine wichtige Rolle spielte, beweist der Umstand, daß er gleichfalls wie der *Schlittschuh* in Sage und *Mythologie* verherrlicht und besungen wird. Es gibt sogar eine *Schigöttin* *Skade*, die auf *Schiern* das flüchtige Wild verfolgt. Eine ganze Anzahl Schriftsteller zwischen den Jahren 500—1000, so *Prokop*, *Paulus*, *Diatonus*, *Alfred der Große*, lenken die Aufmerksamkeit auf die *Lappen*, „die besten aller Leute auf *Skiern*“.

Aussführlich beschreibt dann *Claus Magnus* in seiner 1555 erschienenen „*Historia de gentibus septentrionalibus*“ die Gewohnheit der nach dem *Schneeschuh* sogar ihren Namen tragenden *Schib-Finnen* (*skrida*—*schreten*, *gleiten*), die *Schier* auf der Jagd und im Kriege mit großer Geschicklichkeit zu benutzen. Daß schon Mitte bis Ende des 17. Jahrhunderts der *Schilau* in Krain bekannt und geübt gewesen ist, wird uns in einem alten, in *Patibach* erschienenen, sehr seltenen Buche berichtet, worauf Professor Dr. J. Frischauf zuerst aufmerksam gemacht hat. Darin wird im 28. Kapitel der *Schilau* in Krain, Norwegen und Lappland anschaulich und lebendig beschrieben..

Woran liegt es nun, daß dieser hier erwähnte Gebrauch ganz in Vergessenheit geriet und keine weitere Verbreitung, namentlich in den Alpenländern, fand? Anziehend ist auch die Frage nach der Herkunft dieser Kunst in Krain, die so gar keine Spuren hinterließ. Erst fast 200 Jahre später lebte der *Schneeschuhlauf* erst wieder gewissermaßen von neuem in Mitteleuropa auf, wenn man davon absteht, daß vorübergehend in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts *Schier* im Riesengebirge vereinzelt benutzt wurden. An-

fang und Mitte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts setzte erst eine Bewegung ein, die den Ski als Sportgerät rasch in Aufnahme und Ansehen brachte, durch Ransen und sein Werk über die Durchquerung Grönlands auf Schneeschuhen außerordentlich angeregt und unterstützt, ihm sehr bald eine große Beliebtheit und weite Verbreitung verschaffte.

Wer nun den Ruhm in Anspruch nehmen darf, der erste Schiläufer der schlesischen Gebirge zu sein, und welcher Teil der Sudeten sich als Geburtsstätte des schlesischen Schilaufes bezeichnen darf, das ist heute nicht mehr sicher zu entscheiden. An allen Teilen regte es sich damals ziemlich gleichzeitig. In vielen Orten der Grafschaft Glatz, des Eulengebirges und nicht zuletzt des Riesengebirges ließen sich einzelne Sportliebhaber Schneeschuhe zumeist direkt aus Norwegen kommen und probierten mit mehr oder weniger Erfolg, wie es sich denn auf diesen Wunderhölzern laufen ließe. Es werden mancherlei Namen genannt, und zumal für die Grafschaft Glatz ist durch einen liebevollen Nachforscher (Regierungsrat Weinhold, Breslau) ein umfangreiches Material über die Frühzeit des Schilaufes dort zusammengetragen worden. Aber wer nun auch das Recht in Anspruch nehmen darf, wirklich der erste gewesen zu sein (die Angaben widersprechen sich zum Teil), eines Mannes muß vor allem gedacht werden, der nicht nur selbst sich mit Liebe dem Schilauf hingab und nicht nur in seinen Freundeskreisen für die Verbreitung dieses neuen Wintervergnügens warb, sondern der seinen Werberuf in die weitesten Kreise erschallen ließ: des Hauptmanns Vorwerg in Herischdorf bei Hirschberg. Unermüdlich war dieser begeisterte Schiläufer, das, was er im winterlichen Gebirge erlebte, allen Freunden des schlesischen Gebirges durch das Mittel mitzuteilen, was sie sicherlich alle erreichte: durch Zeitungsartikel und lange Beschreibungen (vor allem im Blatte des Riesengebirgsvereins, dem „Wanderer im Riesengebirge“). Auch einige Broschüren schrieb er, die schon ganz sportgerecht sich mit Fragen, wie der Einrichtung von Wettläufen und der

Organisation eines schlesischen Schibundes, befaßten, den Vorwerg allerdings nicht mehr erlebt hat. Sicher aber haben Vorwergs frische, packend geschriebene Berichte über seine Skitouren im Riesengebirge der Eingürgerung des Schilaufes große Dienste geleistet. Man darf ja nicht vergessen, daß damals das Gebirge nur von den sommerlichen Wanderern aufgesucht wurde, im Winter galt es unwegsam, ja gefährlich, und so wadere wetterfeste Winterwanderer, wie den alten Herrn Vessenthin, der das prächtige Buch „Das Riesengebirge im Winter“ schrieb, wird es nicht allzu viele gegeben haben.

Schon in den ersten Jahren des jungen schlesischen Schneelaufs schlossen sich die Jünger der „weißen Kunst“ zwecks sportgerechter Ausübung zu Vereinen zusammen. Der älteste Verein in den schlesischen Gebirgen entstand in Oesterreich-Schlesien, in Böhmischem-Petersdorf-Tschibak, dicht an der Grenze der Grafschaft Glatz, bereits im Jahre 1895. Ein tschechischer Schiverein in Starkenbach datiert sogar schon aus dem Jahr 1894. In der Grafschaft Glatz war es zu dieser Zeit verschiedentlich schon gang und gäbe, daß die Förster zur Winterzeit mit Schneeschuhen ausgerüstet wurden. Im Riesengebirge fanden sich zuerst die Schreiberhauer zu einem Schiverein zusammen. Im Jahre 1900 entstand dort der Schneeschuhverein „Windbraut“, dem in den nächsten Jahren dann rasch die Vereine in den anderen Ortschaften nachfolgten. Und heute haben nicht nur im Gebirge fast alle Dörfer ihre Schivereine, sondern es gibt kaum noch eine Stadt in Schlesien, wo sich die Freunde des Sports noch nicht zu einem Verein zusammengefunden hätten. Auch in Oberschlesien sind in den letzten Jahren eine ganze Reihe von solchen Vereinen entstanden, die ihre Wanderfahrten bis in das nahe Altvatergebirge verlegen. Vor dem Kriege war auch das nahe Beskiden-Gebirge und die Tatra ein Ziel für die Schneeschuhwanderer. Die ersten Todesopfer, die dieser Sport in die Reihen der Oberschlesier gerissen hat, haben dabei in den Beskiden schon vor dem Kriege ihr Leben lassen müssen.



ist das Lesebedürfnis sehr groß. Da will man eine Zeitung lesen, welche bei **übersichtlicher** Anordnung des Lesestoffes **über alles Wissenswerte** in nicht zu **knapper**, aber auch nicht zu **weitschweifiger** Weise berichtet und einen guten **Unterhaltungsteil** mit spannenden Romanen hat. Eine solche Zeitung ist der in **Oberschlesien** in fast allen Kreisen gern gelesene und mit am weitesten verbreitete „**Oberschlesische Anzeiger**“ (131. Jahrg.) und „**General-Anzeiger für Schlesien und Posen**“.

Hauptgeschäftsstelle Ratibor

Ein Wegweiser für Zeugen vor Gericht

Von Jos. Schmeltz.

So mancher hat etwas Angst, wenn er vom Gericht als Zeuge geladen wird, damit er in einem Prozeß oder einem sonstigen Verfahren eine Aussage machen soll. Und doch ist diese Furcht in den weitaus meisten Fällen etwas ganz Unbegründetes. Denn Zeugnis geben, ist eine selbstverständliche Pflicht eines jeden Staatsbürgers. Es mag ja Fälle geben, wo es dem Geladenen vor Gericht schwer wird, eine eidliche Aussage zu machen. Dies trifft aber höchstens nur dann zu, wenn irgend welche Dinge vorausgegangen sind. Dann ist nicht die Zeugenschaft der unangenehme Teil, sondern nur die Folge eines früher begangenen Fehlers oder einer Unachtsamkeit. Darum sollte jeder, der als Zeuge geladen wird, im Vertrauen auf Recht und Gerechtigkeit vor den Richter treten und nach bestem Wissen seine Aussage machen.

Die Zeugnispflicht erfordert es, daß der Zeuge vor Gericht erscheint, wenn er geladen wird, seine Aussage ehrlich erstattet und sie, wenn er das 16. Lebensjahr vollendet hat, auch beschwört.

Wer mit dem Angeklagten oder einer Partei verwandt oder verschwägert ist, kann Zeugnis und Eid verweigern. Alle Personen sind verwandt, wenn sie einen gemeinsamen Vorfahren haben. Die Verwandten eines Ehegatten sind mit dem anderen Ehegatten verschwägert, ebenso umgekehrt.

In einigen Fällen kann man als Zeuge die Aussage verweigern, wenn es sich um etwas handelt, was für den Zeugen selbst oder einen nahen Angehörigen nachteilig oder unehrenhaft ist. Der Richter ist verpflichtet, dem Zeugen zu helfen, wenn man ihn darum angeht, daß er sagt, ob man in einem solchen Falle zur Aussage verpflichtet ist.

Geldstrafe oder Haft aber bedroht den Zeugen, der einer Vorladung des Gerichts ohne genügende Entschuldigung nicht Folge leistet oder Eid und Aussage grundlos verweigert. Auch kann der Betreffende durch Haft dazu gezwungen werden. Das unentschuldigte Nichterscheinen wird mit Gefängnisstrafe dann bedroht, wenn der Zeuge eine unwahre Tatsache als Entschuldigung anführt.

Wird man als Zeuge geladen, so tut man gut, über den Gegenstand der Vernehmung mit Beteiligten nicht mehr zu sprechen. Man entgeht dadurch der Gefahr, von irgend einer Seite beeinflusst zu werden. Steht zu erwarten, daß man sich am Tage der Verhandlung an einem anderen Orte aufhält, so muß man sofort dem Gericht Nachricht geben, damit man die erhöhten Reisekosten auch zurückerstattet erhält. Rechtzeitig schreiben und Aktenzeichen nicht vergessen.

Es ist selbstverständlich, daß man als Zeuge streng unparteiisch sein muß. Man darf sich dabei nicht durch verwandtschaftliche, freundschaftliche oder sonst irgendwelche Beziehungen beeinflussen lassen. Zur Unparteilichkeit gehört auch, daß man genau auseinander hält, was man selbst wahrgenommen hat, und was einem erzählt wurde.

Die Eidesformel leistet man nach Wahl, entweder in religiöser Form durch Anrufung Gottes oder weltlich unter Berufung auf Pflicht und Gewissen. Zum Inhalt des Eides gehören auch die Angaben über die eigenen Verhältnisse des Zeugen (Alter, Namen usw.). Sagt doch die Eidesformel, daß der Zeuge nach bestem Wissen die reine Wahrheit sagt, nichts verschweigt und nichts hinzusetzt. Auch alle Angaben, welche der Prüfung seiner Glaubwürdigkeit dienen, fallen unter den Eid.

Mit Zuchthaus wird bestraft, wer wissentlich einen Meineid leistet. Desgleichen, wer einen anderen dazu verleitet. Gefängnisstrafe trifft den fahrlässigen Zeugen. Widerruft der Zeuge aber, bevor er angezeigt wird, oder ehe ein Nachteil für einen anderen aus dem fahrlässigen Eid sich ergeben hat, so geht er straflos aus. Der Widerruf muß aber bei derselben Stelle erfolgen.

Wer Zeugengebühren beansprucht, muß dies rechtzeitig, d. h. frühestens nach seiner Aussage verlangen. Für das Maß der Gebühren bestehen genaue Vorschriften. Wird der Anspruch erst später geltend gemacht, so dürfen nicht mehr als drei Monate nach der Vernehmung vergangen sein. Wer unwahre Angaben dabei macht, kann wegen Betrugs belangt werden.

Die Kaiserin des Mars

Filmreportage von Paul Waldemar von Marientburg.

I.

Nia de Rotti war ein angebeteter Filmstar in einer nicht unbekannten deutschen Großstadt. Trotz ihres italienischen Namens stammte sie aus Polnisch-Oberschlesien und hieß — doch wozu unnötig Geheimnisse verraten? Jedenfalls verdiente sie trotz ihrer Blondheit den südlichen Namen ganz entschieden. Denn sie hatte ein sprühendes Temperament, das sich besonders in Kampflust und plötzlichen Entschlüssen kundgab. Selbst der dickste Kinodirektor behte zurück und bewilligte eintausend Mark Monatsgage mehr, wenn sie ihn mit ihren tiefblauen Augen zornig ansprach und ihm ihre — ach so weißen, schönen Zähne zeigte.

Mit diesen Zähnen gab's aber einmal ein Unglück. Gerade als der Riesenfilm „Die Kaiserin des Mars“ gedreht werden sollte. Und der größte Filmheld Amerikas, der schönste Mann der U. S. A., Giovannini Valeravaleri, war dazu für acht Stunden zu je 1000 (eintausend) Dollars eigens nach Deutschland herüberengagiert worden. Und er wartete. Und es warteten gleichzeitig 6000 Darsteller jeden Alters und Geschlechts, Marsmenschen, pro Stunde und Person 1,10 (eine Mark zehn), auf die große Volksszene, wo Nia de Rotti sich als Kaiserin des Mars proklamieren sollte. Sie mußten warten, denn im großen Augenblick des Hervortretens bekam die Kaiserin ganz entsetzliche echte Zahnschmerzen. Und zwar im linken Schneidezahn des Unterkiefers, gewissermaßen dem „Linksaßen“ der schönen Schokoladenturm-Mannschaft.

Da war nichts zu machen. Die Zahnschmerzen waren da und waren echt. Wie eine Löwin, heulend, knirschend, schimpfend und sogar wild lachend, raste Nia de Rotti in ihrem Salon umher, den ihr die Verwaltung im Kinopalast feenhaft eingerichtet. Abgesehen von den Augenblicken, wo sie tiefschluchzend auf ihrer Chaiselongue sich auf den Bauch, pardon, auf ihr Antlitz warf und ihre Geburtskunde wie ihr ganzes Lebenslos verwünschte.

Der dicke Direktor Moritz Kuchenbäcker wischte sich den Schweiß. Schon viermal hatte er den Zahnschmerz zu lindern versucht, durch schüchternes Zulegen von je 100 (einhundert) Mark Monatsgage. Er bekam keinen Dank, wenn auch eine Ablehnung keineswegs erfolgte. Voller Wut behauptete Nia, daß ihre Zahnschmerzen erst begonnen hätten, als sie den „effigen Amerikaner“ zu Gesicht bekam, der sie „affenartig angegrinst“

hätte, „so ein semmelblondes Schaf“. Nia konnte nur dunkle Männer leiden.

Moritz Kuchenbäcker wagte schüchtern einzukommen: „Aber, Gnädigste, Allergnädigste, Mister Valeravaleri ist anerkannt der schönste Mann Amerikas und bekommt täglich 475 (sage vierhundertfünfundsiebzig) Heiratsanträge, ganz abgesehen von den Liebesbriefen, für die in Los Angeles ein eigenes Postamt —“

„Au, au, auuuuuh“, heulte die Diva, „der Kerl ist schuld an meinen Zahnschmerzen, au, auuuuuh —“ Und sechstausend Menschen warteten, die Minute zu zweimal 6000 Pfg. Die Minuten des teuren Amerikaners vermochte der geängstigte Direktor in diesem furchtbaren Moment garnicht auszurechnen.

Moritz Kuchenbäcker flehte schwitzend um einen rettenden Gedanken zum Himmel, den er sonst ziemlich wenig beschäftigte. Und siehe da, vielleicht eben deswegen kam ihm eine himmlische Erleuchtung: „Süße, Liebe, Gnädigste, ich habe einen rettenden Gedanken, eine Erleuchtung von sicherem Erfolg. Als ich vor zwei Stunden um die Ecke der Moritzstraße bog, nur eine Minute von hier, wurde gerade am Hause 47a ein elegantes Schild angemacht: Dr. Hans Wohlig, schmerzloses Zahnziehen, Einfsetzen von Patentzähnen in 15 Minuten.“ „Ach, so ein Blödsinn“, sprühte die Diva. Aber da setzte wieder ein wütender Zahnschmerz ein, sodaß sie ausrief: „Auto, Auto! Ich will einen schmerzlosen Patentzahn!“

Und wirkliche, nicht Paraffinzähnen rannen aus ihren großen Augen.

Wiewohl es zu Fuß viel kürzer gewesen wäre, gab es doch keinen Widerspruch. Das Auto kam, und Nia de Rotti fuhr auf der Moritzstraße 47a bis in die vierte Etage empor, im Lift natürlich. Eine Himmelfahrt war es wirklich nicht. Dr. Hans Wohlig nagelte einige Bilder, die Bilder seiner Eltern an. Auch manche Möbel — er wohnte „teilweise möbliert“ — stammten von seinen Eltern, alten Kleinstadtbürgern. Nur der Empfangsalon hatte einen neuen Klubsessel. Bomit Hans Wohlig aber wirklich glänzen konnte, das waren seine zahnärztlichen Geräte, Operationsstuhl, Zangen, Bohrer, Meißel, Spiegel. Die waren funkelnagelneu und noch ganz unbenützt. Jawohl, unbenützt, trotzdem der arme Zahnarzt schon vierzehn Tage auf den ersten Patienten wartete. Es gab eben zuviel solcher Leute, die ihren Nebenmenschen gern auf den Zahn fühlten, und

alle hatten meist feste Kundschaft, bis auf Dr. Wohlig.

Dem war wirklich nicht wohligh zumute. Vor einer Viertelstunde hatte ihm Frau Duttke, die Vermieterin, gesagt: „Na, Herr Docta, ich hab mirsch überlegt, so ohne Anzahlung seht's doch wirklich nich. 's braucht ja nich gleich, 's kann ja auch morgen sind.“

Und eine Mahnung um Rechtsschuld für Doktorexamensgebühren war gekommen, und vom Finanzamt das Formular zur Voranmeldung für Umsatzsteuer.

Hans Wohlig lächelte bitter, während er auf den Nagel klopfte, ohne Stuhl, denn er war 1,80 groß. Nebenbei schwarzhaarig, dunkeläugig, schlank und etwas blaß.

„Umsatzsteuer, wo ich hier noch nicht einen einzigen Wackelzahn gezogen habe. Und mein Patent Nr. 171 467, Einzelklammerzähne, ist auch noch nicht genehmigt und kostet jeden Monat Gebühren ans Patentamt.“

Gerade als Hans den letzten Hammerschlag getan und seine gütig lächelnden Eltern mit liebenden Kindesaugen ansah, schrillte die Entreeklingel — lange, lange.

Wer Zahnschmerzen hat, klingelt immer so, das mußte Hans Wohlig von der Probezeit an der Zahnklinik her.

„Ihr, ihr schickt mir den ersten Patienten“, lächelte er froh die beiden lieben Alten an.

Aber er setzte sich im Arbeitszimmer an seinen Schreibtisch, den man von der halbgeöffneten Salontür gut sehen konnte. Und malte mit rascher Hand in endlos langen Reihen die Nummer seines erhofften Reichspatents auf Manila-Schreibbogen. Ohne sich umzuwenden. 171 467 — 171 467 — 171 467 —

Er mußte, was sich schickte, und kehrte der Salontür standhaft den Rücken, wiewohl ihm das Herz bis in den Hals klopfte.

Im Entree öffnete Frau Duttke der ungeduldigen Kaiserin des Mars, die unter Assistenz eines kirschroten, goldbetreuten Boys vom Kinopalast von einem Füßchen aus andere hüpfte.

„Bitte, treten Sie ein, 's is ja keene Sprechstunde nich mehr, und Herr Docta is sehr beschäftigt, aber bitte —“

Auch Frau Duttke wußte, was sich schickte, war zudem von Dr. Wohlig gut instruiert worden.

Sie schob die stöhnende Ria in den einzigen Klubfessel und huschte auf ihren Paputschen durch die Tür ins Arbeitszimmer.

„Herr Docta, 's is 'ne Fräsin, und die Miete eilt ja jarnich.“

Dies hauchte sie dem Ueberraschten ziemlich laut ins Ohr und verschwand. Hans wurde rot wie ein Schulknaabe bei dem Gedanken, daß die Patientin das unzweifelhaft

gehört haben mußte. Verlegen stand der hochragende junge Mann vor der schönen Weltbame. Soviel Schönheit in einer Person hatte er, der aus der Provinz hereingeschnett war, noch nicht gesehen.

Auch in Ria de Rotti regte sich Wohlgefallen.

Aber da begann der Rinksaußen furchtbar zu toben. Echte Tränen traten in die schönen Augen, und Ria stöhnte.

„Herr Dr. Süßlich — au, auuuuh — Sie können ja patentlose Zähne — zahnlose Patente — schmerzlose Zahnpatente — au, ooh —, aber bitte in 15 Minuten, zehn Mark pro Minute zahle ich, au, au, ooh —. Sechstausend Marsmenschen warten auf mich, und der teure Amerikaner, und der Kuchenbäcker, au, au, — ooooh —“

Mitleidsvoll dachte Hans, daß der Schmerz diesem schönen zarten Geschöpfe bereits den Verstand genommen, und gab sich Mühe —. Es gelang wirklich, schmerzlos und binnen 15 Minuten. Der böse Rinksaußen wurde „herausgestellt“, und an seiner Stelle saß der Patentklammerzahn wie selbstgewachsen. In seiner Porzellanschale wurde der niedliche Schneidezahn Ria's gebettet. Schneeweiß lag er da, mit einem roten Pünktchen an der Wurzel.

„Herr Dr. Warmig, mir ist wohl, ich danke Ihnen. Hier, bitte, sind 150 Mark. Ich muß jetzt auf den Mars, meine Untertanen warten schon. Quittung ist nicht nötig.“

„Gnädiges Fräulein“, stotterte der junge Mann, die Tage beträgt nur —“

Da flammte es in den Augen der Diva so seltsam auf, daß er erschraf.

„Für die Kaiserin des Mars gibt es keine Tage!“

Das Mitleid faßte den Zahnarzt wieder. Man mußte klug sein und die Verwirrte nicht reizen. Er vorneigte sich tief.

„Innigsten Dank, Ew. Majestät. Recht gute Besserung und Erholung! Ich weiß in meiner schlesischen Heimat ein erstklassiges Sanatorium — für Zahnfranke, für Zahnfranke!“ fügte er hastig hinzu, als er das blaue Auge in zorniger Verwunderung aufblitzen sah.

„Auf Wiedersehen, Herr Dr. Mollig“, sagte Ria nun kurz. „Die Marsleute, und Kuchenbäcker, und Valeravaleri —, Sie wissen schon —“ „Ja, ja, ich weiß schon“, seufzte Hans und küßte ihr die Hand.

Dann im Fahrstuhl und im Auto blondes, lachendes, im Operationszimmer ernstes, dunkles Kopfschütteln, zwei Minuten lang.

Darauf legte Hans Wohlig den Zahn der Kaiserin in ein altes blauesamtenes Etui, das einst den Verlobungsring seiner Mutter enthielt.

II.

Die „Kaiserin des Mars“ war ein solcher Erfolg, und die Bilder Ria de Rotti's auf den Plakaten so riesenhaft, blühend und ähnlich, daß auch der stubenhockende Erfinder des Patentklammerzahns schließlich mußte, wer seine Patientin gewesen und an ihrer geistigen Verfassung nicht mehr zweifelte.

Viel zu oft dachte er an seine erste Patientin mit den großen, blauen, tränengefüllten Augen. Aber ohne Hoffnungen, ohne Absichten. Wußte er doch, daß Grafen ihr die Hand geboten, und Industrieharone Tausende opferten, um einen gnädigen Blick aus den großen Blauaugen zu erobern. Die Sterne liebt man, aber begehrt sie nicht.

Zeit hatte Hans Wohligh immer noch. Er verwandte sie zu neuen zahnwissenschaftlichen Ausarbeitungen. Morthstraße 47a lag sehr im Dunklen. Eine jener Gassen, welche, obwohl drei Schritt von der Hauptstraße, dennoch finster und geschäftlos daliegen.

Zur vierten Etage pilgert kein Großstädter im Zentrum, um sich Zahnhilfe zu holen. Frau Duttke hatte eine Anzahlung von 20 Mark erhalten, sprach aber manchmal vom kommenden Ersten. Der Fünzigmarkschein ging zur Universitätskassatur, der Hundertmarkschein wurde zum Zehnmarkschein. Uebermorgen konnte Hans nicht mehr zu Mittag essen.

Und noch kein Patient.

Eines Morgens, als Dr. Hans mit zusammengebißenen Zähnen einen Brandbrief zerriß, den er hatte nach Haus senden wollen, klingelte es.

Mr. Fordson aus Chicago U. S. A., Autofabrikant, sandte seine Karte ins Zimmer.

„Sie haben, geehrte Herr Doktor, gezogen eine Zahn von eine Miß Ria de Rotti, was ich myself tun tue verehren, und ist mir diese Zahn eine wertvolle Objekt. Will ich Ihnen abkaufen die Wertobjekt for fifty, for fünfzig Dollars.“

Hans wurde rot und schwieg. Dann stieß er trotzig hervor: „Auch ich verehere die Dame.“

Der Amerikaner blickte mitleidig im Zimmer des jungen Mannes umher. Auf die verschoffenen Möbel, die unbenutzten Dentistengeräte. „Will ich also geben sechzig Dollars.“

In Hans tobte es. Morgen war die Miete fällig, und es langte kaum für das Mittagessen. Sollte er öffentlich Schande tragen, wo er durch eine ganz erlaubte Handlung aus allen Nöten herauskam? — Zweihundertvierzig Mark, das war eine Rettung!

Er ging in sein Schlafzimmer und blickte auf den weißen Zahn im alten Etui. Er küßte ihn.

„Nein, du bist mein Talisman. Von dir trenne ich mich nicht.“ Er stampfte auf, überlegte. Der Amerikaner war in zwei Wochen sicher drüben. Was für einen Zahn er als den seiner vierzehntägigen Flamme aufbewahrte, war für den da doch gleichgültig. — Hans entnahm einen schönen Mädchenzahn aus einem Karton des Nachmittagsmens, der Hunderte von Zähnen enthielt, die er in seinem Assistenziat gezogen.

Er trat im Arbeitszimmer vor den breitbeinig dastehenden Magnaten.

„Hier, Herr Fordson, für 75 Dollar sollen Sie ihn haben.“

Fordson gefiel der Zahn, er war recht zierlich und weiß.

„Sind Sie, Herr Doktor, eine kluge Business-Mann. Habe ich Achtung for you. All right.“

— Als Mr. Fordson beim Abschied von Ria de Rotti ein Andenken verlangte, konnte er außer einem lederen Spruch nichts erlangen. „Oh, teuerste Miß, habe ich Remember besseres. Eigene Zahn, wo ich habe durch Sie erfahren, daß hat Herr Dr. Woolwich gezogen.“

„Ach, zeigen Sie.“

Als die Diva den Zahn untersuchte, lachte sie so fröhlich und liebenswürdig auf, daß der Fabrikant erstaunte.

„Brav und klug haben Sie gehandelt, Herr Fordson. Wir werden uns noch schreiben.“

Der Amerikaner fuhr selig ob seines Erfolges nach Hause.

Ja, was noch viel erzählen? Es kamen dann zu dem armen Zahnarzt, immer mit Zwischenraum von acht Tagen, der italienische Graf Puffiralli, der Pole von Knutschinskt, der junge Millionär Medl-Gwinner und noch einige von ihrer Zahlungsfähigkeit. Sie alle wollten den Zahn der schönen Ria und erhielten auch einen sehr schönen. Jeder versprach dem Zahnarzt ehrenwörtlich, niemandem, am wenigsten der Diva, etwas von seiner Erwerbung zu verraten. Auf die Frage des Erfinders der Klammerzähne, wie sie von dem Zahnziehen wußten, erwiderten sie, die Sache hätte ja, allerdings ohne seinen Namen, in der „Bildwoche“ gestanden.

Der kluge Hans verlangte von den Zahnliebhabern auch, daß sie seine Kunden würden, und ihm andere zuführten.

Das half, und bald hatte er viel Zuspruch, besonders von Kinodarstellern.

Nun fiel es ihm aber nicht mehr ein, die Zähne der Diva an verrückte Liebhaber zu verkaufen. Im Gegenteil, er warf sie barsch hinaus. Die Liebhaber nämlich.

Hatte vorher Schüchternheit unseren Hans verhindert, seine berühmte Patientin zu sehen,

so war es jetzt berufliche Arbeit. Ja, er bemühte sich, das Bild der Geliebten aus seinem Herzen zu tilgen. Es verdüsterte sich ihm, nachdem er die Zahl und die Qualität ihrer Verehrer begriffen. Er verzichtete sogar darauf, die Geliebte im bewegten Bilde zu sehen. Kein Wunder — so ein altfränkisch erzogener Provinzler —. Aber den kleinen Zahn seiner „Ersten“ betrachtete er oft mit Behemut. Brigitte hieß sie mit ihrem ehrlichen deutschen Namen. Auch das mußte er bereits.

III.

In Hans Wohlig's lebhafteste Tätigkeit und wehmütige seelische Einsamkeit schlug wie ein Blitz eine gerichtliche Klagezustellung ein. Die Rechtsanwälte Ehrlich & Immerwahr verklagten ihn beim Landgericht auf Herausgabe eines am 17. März 1928 gezogenen Zahnes der Kinodarstellerin Rita de Rotti, geb. Brigitte von Sonstewo. Objekt 30 000 Mark. Einen Rechtsanwalt zu nehmen, wurde ihm vom Gericht aufgegeben.

Hans Wohlig wurde sehr zornig und aufgeregt. Zornig, weil er daraus entnahm, daß die „Kaiserin des Mars“ ihn verachtete, und daß sie sich für den mehrfachen Verkauf ihres Zahnes rächen wollte. Sie mußte es doch erfahren haben.

Wir wollen nicht erzählen, mit welcher schlagenden Gründen die Rechtsanwälte bewiesen, daß dieser Zahn zu Rita's Körper, ja zu ihrem ganzen Wesen gehörte, und daß sie ein ewiges Recht auf denselben besitze. Merkwürdigerweise spielten sie nie darauf an, daß dieser Zahn verloren oder etwa verkauft sein könnte.

Ebenso glänzend und lockend wäre es, zu schildern, mit welcher triftigen Gründen Hans Wohlig's Rechtsanwalt Dr. Spillmann darlegte, daß die Zahnärzte aller Völker ein unveräußerliches Recht auf die mühsam herausgezogenen Zähne ihrer Patienten hätten. Wenn das auch nicht in Paragraphen fixiert sei, so sei es doch Gewohnheitsrecht seit ca. 1950 Jahren, usw.

Dennoch — der unglückliche Dr. Wohlig verlor den Prozeß. Er wurde zur Auslieferung des Zahnes oder 15 000 Mark Schadenersatz verurteilt. Auch wurde ihm unter Eid aufgelegt, zu bekennen, ob der Zahn Rita de Rotti's noch in seinem Besitz sei.

Als er wahrheitsgemäß bekannte, daß dies der Fall sei, und ihn dennoch nicht gleich ablieferte, wurde ihm mit gerichtlicher Abholung des Streitobjektes gedroht.

Hans Wohlig bemühte sich, den letzten Rest von Reue zu der „verrückten Halbwelt-dame“ aus seinem Herzen zu tilgen. Sein Rechtsanwalt war nicht billig, die gegnerischen noch teurer, die Gerichtskosten bei dem hohen

„Objekt“ sehr gewichtig. Wenn er alles bezahlte, war er fast so arm wie am Anfang.

Aber mit deutschem Trotz setzte er fest, daß des verrückte Frauenzimmer ihren Zahn doch nicht wiederhaben sollte. Mochte sie sich einen aus dem Zahnkarton aussuchen!

Auch während des Prozesses hatte er sie nicht gesehen. Es bestand ja „Anwaltszwang“, die Parteien sollten garnicht selbst erscheinen. Ihm war es nur lieb, die vielverehrte „Kaiserin“ nicht sehen zu müssen. Daß die blonde Rita trotz des Anwaltszwanges mit ihrem Doppelanwalt oft gekommen und mit ihren blauen Augen ihren Gegner gesucht, wußte er nicht.

Und doch — wie oft sah er sie im Geiste — jene großen, blauen, tränengefüllten Augen.

IV.

Eines Morgens schellte es sehr energisch bei Dr. Hans Wohlig. Einlaß begehrten: Ein Gerichtsvollzieher, ein Schupo und eine verschleierte schlanke Dame.

Hans erkannte sie. „So eine Unverschämte“, knirschte er leise. Jeder Nerv bebte in ihm.

„Herr Dr. Hans Wohlig, sind Sie bereit, den dem hier anwesenden Fräulein Rita de Rotti gehörigen, durch gerichtliches Urteil erstrittenen Zahn freiwillig auszuliefern?“

Der Schupo fragte es mit zitternder Stimme. Er mochte wohl eine Szene fürchten.

„Jawohl, die Dame muß sich ihn aber selber aussuchen und rekonoszieren.“

Die Amtspersonen blieben im Salon.

Im Arbeitszimmer schlug die Dame ihren Schleier hoch.

„Herr Dr. Hans Wohlig, darf ich um meinen Zahn bitten?“

Das klang zitternd, bittend, garnicht feindselig.

Er sah finster zu ihr herab.

Ihn aber strahlten zwei tiefblaue Augen so voll Liebe an, daß ihn ungekannte Schauer durchrieselten.

„Herr Dr. Hans Wohlig, haben Sie meinen Zahn noch, den Sie mir gezogen, wissen Sie, damals, damals —“

Und zwei Tränen perlten herab, echte, tiefste.

„Gnädiges Fräulein — hier — bitte —“

Er wankte, wie er sie an der Schulter ins Schlafzimmer leitete. Da hing ein Bildchen von ihr, auf Elfenbein gemalt, über seinem Bett.

Er dachte nicht mehr an den Zahnkarton. Stumm zog er das Etui aus dem Behälter und öffnete es. Da lag auf dunklem Samt der weiße Zahn.

Auch Hans trat Wasser ins Auge.



Ratibor: Grünanlagen am Gondelteich.



„Hier — er war mein Schatz, mein Talisman —“

Er zitterte. Ria de Rottt faßte seine Hand. Er mußte jetzt, daß sie für das ganze Leben sein eigen sein wollte.

„Gnädiges Fräulein — Brigitte, — hast Du die verliebten Zahnkäufer geschickt?“

Sie hing schluchzend an seinem Halse.

„Hans, ja, Du weißt ja jetzt, warum. — Die hatte ich ja alle zum Narren. Und ich hab' Dich verklagt, weil ich doch zu Dir wollte —“

„— Geliebte, Du meine Kaiserin. Du mein Glück — —“

(Anmerkung des Sehers: „Wie im Kino“).

Schlesische Goldaten in Ungarn und Rußland

Von M. Schitting.

I.

Es klingt sehr ungewohnt, wenn man hört, daß im Laufe der Geschichte die Kahl-Manen, die bis zum Weltkrieg in Gleiwitz in Garnison lagen, einmal bis in Moskau waren. Wir sind in unserer geographischen Vorstellungsart durch die räumlichen Ausmaße des Weltkrieges so eingeschränkt, daß wir förmlich vor dem Gedanken zurückzucken, daß deutsche (oberschlesische) Soldaten schon mal in Moskau waren, und zwar als siegreich mit der Waffe vordringende Truppe, nicht etwa als Kriegsgefangene.

Man weiß, daß die Manen diejenigen Reitertruppen sind, die zuletzt im Aufbau des Militarismus entstanden sind; sie wurden in Preußen z. B. durch Zusammenlegung mehrerer Hilfsvölker östlichen bezw. südöstlichen Ursprunges gebildet, aus den Twarzistwo's, also aus einer Truppe polnischen Ursprunges. Daher auch der Zuschnitt ihrer Uniform (Mantel) und des Helmes (Tschoke mit vier-eckigem Schutzdeckel). Das (2.) schlesische Manenregiment bestand schon, als Preußen nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit, der dank der Reformen von Männern wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau aber eine Wendung zum Guten erhielt, zur Reorganisation seines Heeres schritt. Kurz ehe die durch die Reformen, oder wie man sie auch nannte, Patrioten vorbereitete Volkshebung ausbrach, die merkwürdiger Weise vom König und seiner Partei fast ebenso bekämpft worden war, wie von den Franzosen und Reichsfeinden selbst, geschah auch die uns heute noch ganz unglaublich klingende Unterstellung preußischer Truppen unter ein französisches Kriegskommando.

Mit sechs anderen Schwadronen und zwei reitenden Batterien mußten auch zwei Schwadronen schlesische Manen auf französischer Seite die Schlacht bei Smolensk und an der Moskwa mitfechten. Dieser Teil der preußischen Hilfsgruppen stand beim 13.

Korps unter dem Oberbefehl des Königs von Neapel. Den Einzug in Moskau, also ein Ereignis von weittragender und einzigartiger Bedeutung, das sich nie mehr in der Weltgeschichte wiederholte, haben die beiden ober-schlesischen Reiter Schwadronen mitgemacht, allerdings unter französischen Fahnen. Die Leidenszeit der braven Reiter aber sollte erst nach diesem glanzvollen Ereignis beginnen, als nämlich Napoleon nach dem Brande der Stadt seinen furchtbaren Rückzug durch das in frühzeitigen Winter erstarrte und vereiste russische Reich beginnen mußte. In täglichen Gefechten mußten die Manen der Preußen den Rückzug der Franzosen bis zur Beresina decken. Es war eine vernichtende Aufgabe, die sie aber fast bis auf den letzten Mann erfüllten. Von beiden Schwadronen kamen nur 11 Mann in die Garnison zurück. Der Rest ist gefallen, erfroren, gefangen genommen und verschleppt worden, jedenfalls verschollen.

Dieser hohe Verlust erscheint so unglaublich, daß man sich wundert, ob nicht etwa doch ein Teil desertiert, zu den Russen übergegangen und später doch in die Heimat (also nicht in die Garnison) zurückgekehrt sei. Denn wenn die Verluste wirklich so groß ausfielen, so wundert es doch, daß in den Annalen der Geschichte, auch der Heimatgeschichte, so wenig Aufhebens von der Sache gemacht worden ist. Man hat doch sonst alle besonderen Erlebnisse und Anekdoten des Napoleon'schen Rückzuges im Winter 1812 in der Erinnerung festgehalten. Ja, gerade Schlessen wurde, weil einige Wochen später der Befreiungskampf ausbrach, eine unerschöpfliche Quelle von Erzählungen und Erinnerungen an die denkwürdige Zeit von 1813, die das Volk mit seinen wirklich großen Männern, den Reformern, in Blut und Eisen verband. Trotzdem wird über dieses erschütternde Erlebnis soldatischer Treue, Leiden und Strapazen nichts als die blasse Tatsache erzählt. Hier hätte die Heimatfor-

schung ein dankbares Feld, zu prüfen, ob von den schlesischen Hilfstruppen der Franzosen wirklich so viele in den Schneefeldern Rußlands umgekommen sind, oder ob nicht doch viele Mannschaften auf dem Wege der Auflösung eines nur gezwungen mitkämpfenden Truppenteils zur Heimat zurückgelangt sind, ohne sich später wieder zum Truppenteil zurückzumelden. Es wäre das durchaus keine Schande für die Truppe gewesen. Denn in Ostpreußen hatte ja mit Wissen des Reformators Freiherrn vom Stein der General York von Wartenberg etwas ähnliches getan, indem er mit fliegenden Fahnen zur Armee der Russen überging. Es ist ja anzunehmen, daß im Völkerfrühling die heil aus Rußland zurückgekehrten Ulanen sich sofort wieder zur Fahne gestellt haben werden. In einer Zeit völliger Umorganisation der Preussischen Armee ist es ferner anzunehmen, daß die schlesischen Ulanen sich aus ganz anderen Vorteilen rekrutierten, als die Mannschaften stammten, die sie 1812 nach Rußland ins Feld führten.

Jedenfalls mögen im August 1914, als bei Myslowitz, Laurahütte und Neudorf einzelne Teile der Kaiser-Ulanen in Rußland einmarschierten, die wenigsten daran gedacht haben, daß 102 Jahre vorher Angehörige ihres Regiments dieselbe Richtung genommen hatten, ohne je die Heimat wiederzusehen. Und es muß noch tief im Volksbewußtsein das Wissen um diese Tatsache geschlummert haben, daß im Osten eine Gefahr lauert, gegen die es keine Rettung gibt, denn als einer der Kaiser-Ulanen auf dem Rückzuge Anfang August die Grenze wieder bei Myslowitz passierte, verabschiedete er sich von seinem in Russisch-Polen beschäftigten Onkel, einem deutschen Industriebeamten, am Zollhause Modrzeow. Dabei berührte es komisch, daß Onkel und Nefte mit einem Seufzer der Erleichterung feststellten, daß nun der Krieg auf dem westlichen Kriegsschauplatz ein weniger gefährliches Unternehmen sein werde. Und in Wirklichkeit hatten doch unsere Truppen im August 1914 in Russisch-Polen wenig auszuweisen gehabt. Trotzdem aber empfand man den Abtransport nach dem Westen, der sich dann als eine wahre Hölle herausstellen sollte, zuerst als eine Erleichterung. Unerklärliche Furcht vor einem Gegner, den man nicht kannte, nie sah, der nur sagenhaft als der erste Bezwiner des Napoleon'schen Millionenheeres in der Weltgeschichte aufgetaucht war.

II.

Es liegt nun in der Natur der Sache — nämlich durch die Grenzlage im Osten Deutschlands bedingt —, daß schlesische Truppenteile auch sonst im Osten weit vorgedrungen

sind, nämlich nach Ungarn, von Oberschlesien aus also südöstlich gelegen.

Hier kommen wir auf eine Truppe zu sprechen, von deren Schicksal selbst wenige Schlesier etwas wissen. Es handelt sich um das 43. Preussische Infanterie-Regiment. Es war das bis zur Auflösung dieses Regiments die älteste, aus längst vergangenen Jahrhunderten überkommene militärische Formation in Schlesien, und zwar war sie aus der Breslauer Stadtgarde hervorgegangen. Man ist, verleitet durch Bilder, wie etwa Spitzweg sie gemalt hat, und wie es vielfach sich im nachromantischen München eingebürgert hat, gewohnt, die „Stadtgarde“ früherer Zeit als etwas halbhumoristisches, halbgemütlisches aus der sog. guten alten Zeit anzusehen, sozusagen als ein Ueberbleibsel besserer Tage der Vergangenheit. Wer aber solch' ein Spitzweg-Bild in unserer Zeit je umkämpften Osten verlegen will, der geht durchaus fehl. Die Geschichte der Breslauer Stadtgarde ist vielmehr voll von blutigsten Ereignissen inner- und außerhalb der Stadt.

Als Friedrich der Große 1740 in Breslau einzog, da lebte noch das Geschlecht, das Zeuge von der Hinrichtung einer ganzen Räuberbande von etwa 30—40 Mann samt Offizieren gewesen war. Nur eine militärisch disziplinierte Truppe konnte solche ebenfalls militärisch organisierten Räuberbanden fangen. Waren diese doch selbst nichts weiter als ehemalige Landsknechtsscharen, also „wild“ gewordene Truppenteile, die der Auflösung verfallen waren, sich aber nicht auflösten, sondern auf eigene Faust, unter eigenem Kommando samt Offizieren, Spelleuten, Markentendern usw. plündernd und brandschatzend im Lande umherzogen. In der Zeit des Krieges zwischen Polen und Schweden mögen diese Banden noch eine Berechtigung gehabt haben, indem sie sich einmal von der einen, dann von der anderen Seite anwerben ließen.

Als in der Gegend von Tarnowitz die Landplage der Marodeure zu groß wurde, stieß die bewaffnete Macht der Stadt Breslau bis nach Oberschlesien vor und machte der ganzen Bande samt Anhang kurzen Prozeß.

Aber auch in offener Feldschlacht standen die Breslauer ihren Mann. Nach vielen Kämpfen, die sie im 15. und 16. Jahrhundert erlebten — Polen, Böhmen und Türken waren ihre Gegner —, zogen sie 1598 wieder auf der Seite der österreichischen Hilfsvölker den vorbegegangenen Völkern über die Gebirgsstraße des Jablunka-Passes hinauf nach Ungarn. Diesen militärischen Zügen der Breslauer verdankt die schlesische Literatur eine der bemerkenswerten Lebenserinnerungen, nämlich den von Rektor Urbanek im Prie-

batſch-Berlage Breslau neu herausgegebenen „Ungariſchen Simplicissimus“.

Die Kriegsmacht der Breslauer betrug außer der Stadtgarde zu Fuß 300 Reiter und 8 Geschütze. Es kam zur Schlacht bei Raab, indem die österreicherischen Generale Palffy und Schwarzenberg die Türken bei dieser Festung überfielen und sie in die Flucht schlugen, nachdem vier Jahre vorher die Türken diese Stadt erobert hatten. Also auch hier hat, wie im Fall der Kähler-Manen an der Beresina, im Kampf gegen die von Südosten und Osten andrängenden Feinde der westeuropäischen Kultur schlesisches Blut fremde Erde getränkt. Wenn Kampfesmut damals wie 1812 die Schlesier beselte, so war damals wieder jener alte deutsche Kolonisationsdrang wach und wirksam, der seit dem 13. Jahrhundert das gesamtschlesische Schicksal mit unruhvollem Blut erfüllte.

Mitten in den schlesischen Raum pochen immer wieder die Schicksalsschläge des Kampfes für Europas Kultur. Sei es, ob Schlesier bei Wagnitz 1241 gegen die Hunnen kämpften, 1594 Raab in Ungarn vor den Türken befreien oder um 1810 herum der deutsche Kampfesgeist in seinem dunklen Drange zuerst in Ostpreußen und Schlesien aufgeht, immer ist es das Herzblut des deutschen Ostens, das unter dem Feldgeschrei „Gen Osten wollen wir reiten“ sich in Krieg und Frieden entwickelt und gestaltet hat. Schlesien hat dem deutschen Volk und der Menschheit eine ganze Reihe kühner Entdecker und Forscher geschenkt, immer derselbe Geist des Willens, der über die Erde herrschen will, über Menschen und Natur: Emin Pascha, von Nicht-hofen, Voel u. a.

Die in Breslau aufgestellte Stadtgarde betrug in friedlichen Zeiten 300 Mann, in 6 Kompanien aufgeteilt. Auch die innere Geschichte der Stadtgarde ist voll furchtbarer Kämpfe, und man erkennt das uns so vertraut und friedlich scheinende Breslau kaum wieder. Als 1613, also während des 30jährigen Krieges, die Stadtgarde dem Kaiser den Treueid leisten sollte, verweigerten ihn vier Kompanien. Nur zwei bequemen sich dazu, des Kaisers Partei zu ergreifen. Es kam zu einem Aufstand gegen die kaiserliche Gewalt, und blutige Straßenkämpfe durchzitterten die Stadt. Das Ende des Kampfes war nicht weniger friedlich. 15 Rebellen legte der Henker den Kopf vor die Füße.

III.

Nur Ruhe kam auch in Friedenszeiten die Stadtgarde in Breslau nie. Wenn nicht gerade Räuberbanden, Zigeuner oder Salzschmuggler (Gorallen) ins schlesische Land eingefallen waren, oder wenn nicht gerade

ganze Bettlerbanden das Gläzer Land heimsuchten, wo sie in den unwegsamen Bergwäldern sich jahrzehntelang in Unterschlupfwinkeln aufhielten (z. B. bei Reinerz), so gab den Breslauer Stadtsoldaten der Marktverkehr der Stadt reichlich zu tun. Zwischen den Fuhrleuten und ausländischen Händlern, die zu den diversen Märkten nach Breslau, besonders aus Polen, Rußland und Ungarn kamen, gab es oft mit Gewalt Streit zu schlichten. So blieb die Stadtgarde eine raube Kriegerſchar, der auch die lange Friedenszeit bis 1740 nichts von ihrer Streitbarkeit nahm.

Als Friedrich der Große Schlesien eroberte, stellte sich mit der protestantischen Bevölkerung wohl auch die Breslauer Stadtgarde auf Seiten der Preußen. Denn am 3. Januar 1741, als der König in Breslau weilte, durfte die Stadtgarde die Ehrenwache halten. Aber er mag wohl bald dahinter gekommen sein, welcher raube, aber durchaus unbotmäßige Geist in den Breslauer Stadtsoldaten herrschte. Jedenfalls glaubte er sich versehen zu müssen, und das tat er auf seine bekannte Weise, die so recht charakteristisch für die Pfiſſigkeit und die schnelle Entschlußkraft des Preußenkönigs ist.

Als die preußischen Truppen scheinbar einen Durchmarsch durch die Stadt machten, wurden die Breslauer Stadtgarden plötzlich mitten während des Vorbeimarsches entwaffnet und die Tore der Stadt sofort besetzt. Das ging alles so schnell vor sich, daß Widerstand gar nicht aufkam. Auch der bisherige Kommandant, Stadtmajor von Wuttgenau, mußte sich gefangen geben. Darauf brachten die Preußen alle Mannschaften auf den Salzring; sie wurden vor die Wahl gestellt, entweder sofort den Eid auf den König zu schwören oder als Kriegsgefangene abgeführt zu werden. Selbstverständlich leisteten alle den Eid.

Die Breslauer schienen aber doch eine Sonderstellung bei Friedrich dem Großen zu haben. Denn die zum Regiment formierte Truppe durfte in Breslau bleiben und ihren Führer behalten. Jedoch schon 1744 erhielt sie die Feuertauſe in preußischen Diensten und machte 1794 den Feldzug gegen Polen und auch den Siebenjährigen Krieg mit; 1806 ſocht sie bei Jena mit und wurde dann im belagerten Magdeburg von den Franzosen kriegsgefangen. Es sei hier zum Schluß noch darauf hingewiesen, daß die Breslauer Stadtgarde durchaus nicht etwa mit den privilegierten Schützenbruderschaften oder Gilden identisch ist. Diese bestanden gesondert für sich, verließen als solche das Weichbild der Stadt nicht, da sie ja ganz anderen Zwecken dienten. Vielleicht aber könnte man annehmen, daß der Zwang, daß Breslau sich

eine so starke Stadtgarde militärischen Charakters halten mußte, dazu beitrug, daß die Schützengilde in Breslau vor der Zeit Friedrichs des Großen keine so große Rolle spielte,

wie in anderen großen oder kleinen Städten. Friedlicher Schützenvereinsgeist konnte sich nicht entfalten, wenn die rauhe Wirklichkeit so kampferprobte Stadtwachen erforderte.

Wie sammle ich Schnecken und Muscheln!

Von E. P. Lener.

Einen Weg zur Liebe zur Natur und zum Verstehen- und Kennenlernen ihrer Vielfalt und Vielseitigkeit bietet die Anlage einer Schnecken- und Muschelsammlung. Haben Kinder ohnehin eine große Freude an hübschen Schneckenhäuschen, so wächst diese, wenn man verschiedene Arten hat und sie vergleichen kann.

Beim Suchen nach Schnecken, also nach Schalthieren mit nur einem einzigen Gehäuse, wählt man aber stets ganz ausgewachsene Exemplare. Das sind solche, deren Gehäuse vorn bei der Öffnung, dem sog. Mundsaume, nicht mehr leicht zerbrechlich, sondern schon ganz hart geworden sind. Man sammle die Schnecken womöglich lebend, damit man frische und nicht verwitterte oder abgeblaßte Gehäuse in die Sammlung bekomme. Die größeren Arten werfe man dann lebend in heißes Wasser, um sie darin schnell zu töten, lasse sie je nach ihrer Größe einige Stunden in dem sich abkühlenden Wasser liegen und ziehe danach den Leib der Tiere mittels einer Nadel oder eines Bängchens heraus. Die gefundenen, noch schön erhaltenen Gehäuse abgestorbener, seltener Schnecken reinige man mit warmem Wasser und reibe sie nötigenfalls noch mit etwas Baumöl ein. Die leicht zerbrechlichen Gehäuse, wie die der meisten Wassersneden, fülle man zum Schutze mit Watte oder Baumwolle aus. Die kleineren Arten, deren Leib man nicht mehr aus dem Gehäuse ziehen kann, töte man gleichfalls durch heißes Wasser und lasse sie dann eintrocknen. Diese wie die in den Gehäusen zurückgebliebenen Ueberreste der größeren Arten werden von kleineren Käfern und Milben gern, aber nur zu ihrem eigenen Vorteil, heimgesucht und gereinigt.

Um eine reiche Ausbeute zu erzielen, suche man unsere Landsneden am vorteilhaftesten während und nach einem Regen an warmen Sommertagen. Bei feuchter Witterung kriechen nämlich die meisten aus ihren Verstecken auf Gesträuche und Bäume mit Laub, um dort ihre Nahrung zu suchen. Viele findet man auch an feuchten Orten unter abgestorbenen Lagen von Laub und unter Moos. Man hebe

hierbei Laub und Moos vorsichtig auf und nehme die Schnecken davon ab, um sie vorderhand in einem größeren Glase oder einer verschließbaren Schachtel, nötigenfalls in einem Stück Papier, unterzubringen. Auch unter größeren Steinen an schattigen Orten findet man manche Schneckenarten. In Kellern und Wasserröhren suche man gleichfalls nach, denn auch darin leben einige Schnecken. Die Ränder von Flüssen und Bächen sind für viele Arten sehr günstige Sammelstellen. Ebenso sind es feuchte Wiesen und Gärten. Da, wo bei Ueberschwemmungen Flüsse und Bäche ausgetreten sind, durchsuche man die angeschwemmten Gerüste, und man wird darin zahlreiche Arten entdecken. Selbst im offenen Winter können einige Schnecken unter Laub und Gestein, wie die überaus zarthäusigen Glasneden, gefunden werden.

Die Wassersneden aber suche man in allen stehenden und fließenden Gewässern, ebensowohl in Pfützen, wie in Strömen mit stark flutendem Wasser. Hierzu eignet sich am besten ein Netz in starkem Metallring, welches an einen Spazierstock geschraubt werden kann. Mit demselben kann man zugleich den Schlamm der Gewässer ausheben, abschwemmen und durchmustern, sowie auch andere Wassertiere fangen.

Will man größere, lebendige Muscheln, also zweischalige Weichtiere, für seine Sammlung verwenden, dann öffne man vorsichtig mit einem dünnen Messer die beiden durch zwei Muscheln fest zusammengehaltenen Schalen und löse die Tiere, welche dann herausfallen, von den beiden Muskeleindrücken ab. Hierbei öffne man die Muscheln aber nur zur Hälfte, um nicht die Schloßbänder derselben zu beschädigen, klappe sie wieder zusammen und binde sie dann mit einem Schnürchen, daß sie das Aussehen wie geschlossene lebendige Muscheln haben.

Von den kleinen Süßwassermuscheln, welche man geschlossen mit den Tieren in die Sammlung nehmen kann, sind es besonders die zierlichen Erbsen- und Kugelmuscheln, die auch für Aquarien empfehlenswert sind.

Rätsel

Rösselsprung

Das Rössel springt, — der Reim erklingt;
Willst du des Lebens Sinn verstehen,
Mußt du viel krumme Wege gehen.

de	de	her-	chen	chen	er-	del-	dir
tern	la-	ma-	dich	gens	an	an	in-
er-	freu-	wenn	mußt	den	in-	nicht	ne
im	mun-	dir	im	du	stets	nern	del-
wahr	der	nicht	Trag	nern.	flüß-	laßt	freu-
dir	dich	fern			die	ner	je
sind	starrt		scha-	gen		de	und
fig	wird	dir	art	be	die	mehr	mut-
er-	du	isel-	welt	le	ter	ü-	haßt

Der Anfang des Gedichtes von Paul Heyse ist durch großen Anfangsbuchstaben gekennzeichnet.

Elfe Rostalski.

Gedichträtsel

1. Wollte man früher das Wort versenden,
Mußte man „Pe“ statt „Vo“ verwenden.
2. „Das“ ist ein ruhvolles Haus,
Darin das Alter Pflege findet;
„Der“ hat gelernt noch nicht mal aus,
Toboch er zeichnet, schreibt, verbindet.
3. Alles flieht, nur stetig ist das Wort.
Gib ein „i“ ihm, und es flieht sofort.
4. Ein Wort, das ungerufen kommt,
Für jeden meist zu frühe;
Verstellt war es in früh'rer Zeit
Der Lohn für saure Mühe.
5. Mit „Z“ füllt's Beere aus;
Mit „A“: ein Land wird draus.
6. Eins — zwei ernährt sich an der See.
Drei — vier: ein Berg im ew'gen Schnee.
Hängt du dem Ganzen „ät“ noch an,
Eins — zwei es gut gebrauchen kann.
7. Mit „A“ weicht von der Form es ab;
„Blau“ brachte viele einst ins Grab.
8. Der „eins“ fißt an dem „zwei“.
Ist noch ein Kopf dabei,
Dann ragt der hohe „ganz“
Ueber der Wellen Tanz.

9. Im „eins — zwei“ prangt das grüne „vier“,
„Drei“ ist im deutschen Jagdrevier
Ein seltnes Wild. Wer's ganze hat,
Verläßt im „eins — zwei“ oft die Stadt.
10. Fügt an den Laut du noch einen Laut,
Hast ein Instrument du aufgebaut.
11. Wirft eine Stadt du mit „ie“ versehen,
Wird sie geschmückt mit Anmut vor dir stehen.
12. Mit „o“ wird es im Krieg gemacht,
Macht man's mit „e“, ist's unbedacht.
13. Das Wort gehört zur Eisenbahn,
Doch ohne Kopf strebt's himmelan.
14. Mit „a“ läuft's durch die Felder hin,
Mit „o“ läuft's nur mit etwas drin.
15. Ein Ungeziefer und ein Herrscher drin:
Ein Mann der Bibel kommt mir in den Sinn.

Elfe Rostalski.

Silbenrätsel

Aus den Silben:

bel, da, ba, den, del, der, dol, du, ei, erm, es,
eu, eu, fe, gen, gen, gie, ha, hi, hie, i, i, i, il,
in, fis, frei, la, lan, land, lart, le, ler, lis, lu,
man, mer, muß, na, ne, nie, nh, on, on, po, ra,
re, ret, ri, rie, ro, ro, se, se, sei, sel, ser, si, sin,
ta, ta, ter, ti, ti, tin, to, to, tri, tum, u, un,
us, wal

sind 28 Wörter zu bilden, deren erster und dritter Buchstabe im Zusammenhange von oben nach unten gelesen ein Wort von Jean Paul ergeben.

Die Wörter bedeuten:

1. Kirchenvater, 2. Biblisches Buch, 3. Kurmittel,
4. Stadt in Afrika, 5. Norddeutsche Landschaft,
6. Dichtungsart, 7. Kinderpielzeug, 8. Vogel.
9. Germanische Göttin, 10. Italienscher Maler,
11. Schweizer Kanton, 12. Deutsche Schriftstellerin,
13. Perserfürst, 14. Schreibgerät, 15. Märchen-
- gestalt, 16. Gefäß, 17. Soldat, 18. Münze,
19. Wahnbild, 20. Teil des Hauses, 21. Süd-
- deutscher Badeort, 22. Männername, 23. Neben-
- fluß der Elbe, 24. Schulstrafe, 25. Frauenname,
26. Handwerker, 27. Insel im Stillen Ozean,
28. Zeitangabe.

Elfe Rostalski.

Worträtsel

Aus den folgenden 18 Wörtern sind je drei zusammenhängende Buchstaben herauszusuchen, die, der Reihe nach gelesen, einen Spruch von Karl Stieler ergeben.

Die Wörter heißen:

Ruhefisch, Brustkorb, Rheinwein, Krampfadern,
Hiddensee, Dauermellen, Altstadt, Trostwort,
Meilenstein, Leonidas, Sigh, Mannigfaltigkeit,
Wachtmeister, Aschenblume, Menschenwürde,
Wachsfrau, Mückenstich, Schneckenhaus.

Elfe Rostalski.

Farben im oberschlesischen Land

Von Architekt Fritz Wiedermann.

Im Reiche gilt Oberschlesien als das Land der schwarzen Diamanten. Auf den vielen, oft vortrefflichen Bildern sind immer nur Gruben und Hüttenwerke zu sehen, dampfende Halben und endlose Gleisanlagen. Aber wenn wir dem Charakter des Landes gerecht werden wollen, dann müssen wir auch von seinen Wäldern und grünen Tälern sprechen, von bunten Trachten und farbigen Häusern.

Die Beobachtung der Farben im Alltag blieb bisher nur dem Künstler vorbehalten; er mußte mit seinem Sinn diesen Äußerungen nachgehen, um den Wesenskern dieses Landes und seiner Menschen zu ergründen, um eine Parallele in seinem Schaffen zu finden. Dann hat sich die Volkskunde dieses Gebietes bemächtigt, und nun erst wissen wir, welche Bedeutung diese Farben haben, wie sehr sie mit Volkstum und Landschaft verbunden sind und zum wesentlichen Bestandteil seiner Charakteristik gehören. Als Randgebiet der Heimatforschung, am Scheinbar Nebensächlichen beginnend und doch zum Kern des Volkstums vorstoßend, sollen die folgenden Betrachtungen zeigen, wie wertvoll und aufschlußreich die Forschung sein mag.

Welche Farben sind nun für Oberschlesien als typisch anzusprechen? Diese Frage ist nicht so eindeutig zu beantworten, wie es wohl im ersten Augenblick scheinen mag. Schon deshalb nicht, weil hier in Oberschlesien andere Grundlagen als in Mittelschlesien zu suchen sind. Für die Gebiete in Mittel- und Niederschlesien ist eine Farbenkarte aufgestellt worden, die sich mit der Normierung von Farbtönen für den praktischen Gebrauch beschäftigt. Dabei ist Oberschlesien nicht besonders herausgestellt worden, wahrscheinlich in der Annahme, daß es nicht lohne, hier eigene Wege zu gehen. Wie so oft ist dieses eigenartigen Landes eigenartige Schönheit verkannt worden.

Für Mittelschlesien, das stärker von Böhmen her beeindruckt worden ist, kann man die Farben von Gelb bis Rot, vielleicht auch bis Hellbraun, als die am meisten verwendeten ansprechen. Sie dürften auch dem Typus entsprechen. Anders ist es aber in Oberschlesien. Hier ist die Leuchtkraft gebrochen, das Rot wird abgeschwächt, das Gelb wird düster. Dafür überwiegt das Blau in zahllosen Varianten. Durch Beimischung von Gelb werden verschiedene Grüns erzeugt und die Mischung zwischen Gelb und Rot ist ebenfalls häufig zu finden.

Besonderer Vorliebe erfreut sich ein seltsames Rosa, das oft bis zur Himbeersfarbe gesteigert wird. Aber auch die Mischung zwischen Rot und Blau ist häufig, die seltsam düsteren Töne des Violett sind besonders bei Trachten und in Innenräumen zu finden.

Im dörflichen Hausbau haben sich die beiden Farben Rosa und Hellblau erhalten. Es sind die einzigen, die bodenständig sind und deren Verwendung sich bis in die Frühzeit zurückverfolgen läßt. Da gibt es noch heute ganze Gehöftgruppen, die weiß in Himmelblau und süßem Rosa leuchten. Mag das auch unserem heutigen Kunstgeschmack nicht entsprechen, so bleibt die Tatsache doch unverändert bestehen. Soweit wir beim Blochholzbau noch Farbspuren finden, immer wieder begegnen wir diesen Kindern der farbigen Kunst. Auch im städtischen Hausbau finden wir diese Farben wieder. Allerdings verstärkt durch ein dunkleres Rot, das bis zum Violett getönt wird und durch das dunklere Blau, ebenfalls durch Schattierungen bis zum Grauschwarz abgetönt, kontrastiert wird. Diese grauschwarzen Töne sind etwa für die Gegend um Pleß recht bezeichnend. Je näher wir aber dem böhmischen Kulturkreise kommen, je stärker sich die Formen im Kunstschaffen beleben, um so heller und freudiger werden die Farbtöne im Außenanstrich, bis an die Grenze entlang schon deutlich das vorherrschende Rot und Hellbraun der Hohlhäuser feststellen können. Das kräftige Rot ist dann bei allen Bauten im Gesenke zu finden, es dominiert im Gultschiner Ländchen und sendet einen Ausläufer bis vor die Tore von Ratibor. Am Beständenkamme entlang erfreut es sich einer steigenden Beliebtheit und wird auch von den deutschen Siedlungen in der Zips übernommen. Jäh bricht es an der Sprachgrenze ab.

Die Verwendung im Innenraum läßt andere Farbtöne zur Geltung kommen und bringt eine stärkere Differenziertheit. So einfach und kunstlos die Verwendung beim Außenbau ist, so schwungvoll und lebendig ist die Verwendung im Inneren der Häuser. Als sollte ein Ersatz für mangelnden Schmuck an der Außenwand gefunden werden, als sollte im Inneren des Hauses eine geheime Sehnsucht zum Klingen kommen. Die Volkskunst zeigt eine Farbenskala, die nicht leicht von anderen Ländern erreicht werden kann. Beim Anstrich der Schnitzereien spricht eine feine verständnisvolle Art für Formen und Linien mit, im Bauernstil überwiegt der

Sinn für Flächenfüllung. Wie köstlich in ihrer Farbigkeit, wie heiter in ihren Motiven sind die alten Schänken ausgemalt, die man, kenntlich am hölzernen Gitter, gelegentlich noch findet. Borde und Wandbretter zeigen die gleichen Motive. Auch Schränke und Truhen sind nach diesem Gesichtspunkt hettener Vintenführung bemalt. Im Gegensatz zu Mittelschlesien überwiegt der lineare Schmuck, eine selbständige Abwandlung geometrischer Ornamente zeigt die Eigenart volkstümlicher Kunst.

Still und ernster ist die Kunst der Kirchenmalerei. Im Gegensatz zur Wandmalerei Mittelschlesiens (etwa im Kreise Brieg) bleibt sie auf lineare Zeichnung beschränkt. Sie begnügt sich damit, das düstere Braun geschwärzter Balken ein wenig aufzuheben, um den Innenraum zu beleben. Diese Tendenz mag vor allem aus den mittelalterlichen Blockholzkirchen stammen, die jene schlichte Farbigkeit in Verbindung mit flachem Kertschnitt als einzigen Raumschmuck des Inneren zeigten. Die figürliche Malerei ist ein Produkt fremder Einflüsse, die besonders zur Zeit des Barock aus den böhmischen Ländern hereinströmten. Auch die Tafelmalerei ist nicht eigentlich typisch obererschlesisch.

Dagegen ist die Volkskunst außerordentlich reizvoll. Aus den Trachten spricht eine entzückende Vielseitigkeit, die ein gleiches Verständnis für die Elemente der Formen wie der Farben zeigt. Auch überall im Kunstgewerbe und im handwerklichen Schaffen zeigen sich die gleichen farbigen Anklänge. Es überwiegen die großen Flächen, die oft eine bunte Umrahmung erhalten, Blau und Grau herrschen vor, während Bänder und Borten außerordentlich farbig, ja manchmal sogar bis ins Grellbunte gesteigert werden. In ihrer Harmonie bewundernswert sind die Schönwälder Trachten, besonders die Stickereien. Auch die Proskauer Fanzen zeigen eine recht erfreuliche Ausgeglichenheit, die beinahe den obererschlesischen Einschlag vermissen läßt.

Am deutlichsten aber spricht die Eigenart obererschlesischer Farben aus der modernen Malerei, die bewußt an alten Traditionen anknüpfte und mit schöpferischer Kraft gestaltete. Um dieser Zusammenhänge willen ist die Erforschung der Farben notwendig, darüber hinaus werden uns manche Streitfragen lösbar erscheinen, die heute noch hoffnungslos verstrickt sind. Denn Menschen und Farben verbindet ein geheimnisvolles Band, das zu erforschen die Volkskunde berufen ist.

Freiherr vom Stein, Graf Reden, Goethe, der schlesische Bergbau, Minister Heinitz und die Redenhütte in Hindenburg

Von G. Rother.

Das Jahr 1981 mit dem Stein-Jubiläum*) als besonderem nationalpolitischen Erkennungszeichen geht zu Ende, und das Goethe-Jubiläumsjahr**) kommt heran. Da geziemt es uns Schlesiern, ganz besonders dieser beiden Männer zu gedenken, die in mehrfache Beziehung zu einander getreten sind, und zwar gerade durch unsere Heimatprovinz Schlesien. Noch besser ausgedrückt, war es der um den schlesischen Bergbau so verdiente Graf Reden, durch dessen Person alle die genannten großen historischen Persönlichkeiten miteinander geistig und auch in

einem gewissen historischen Sinne miteinander verbunden waren.

Zunächst wird es interessieren zu hören, daß der Preussische Bergwerksminister des alten Friesen, Minister Heinitz, sowohl mit Graf Reden, wie mit dem Freiherrn vom Stein verwandt war. Heinitz war es, der Freiherrn vom Stein veranlaßte, in den Dienst des Preussischen Bergwerks-Departements zu treten. Friedrich der Große fraate damals bei seinem Minister mit großen Augen an, weshalb er denn den jungen Freiherrn mit knappen 23 Jahren zum Oberberggrat machen wolle. Der Mann habe doch „gar keine Meriten“. Aber Heinitz setzte es durch, und wenn Heinitz***) in seinem ganzen

*) Am 29. 6. 1881 starb Stein, der preussische Reformator und Führer der deutschen Freiheitsbewegung.

**) Die 100. Wiederkehr seines Todestages wird am 22. März 1982 begangen.

***) Nach Heinitz ist die Heinitzgrube in Beuthen benannt.

Leben nichts anderes vollbracht hätte, als dies, so hätte er es allein deshalb verdient, daß sein Andenken für alle Zeiten geehrt würde. Fast 20 Jahre seines Lebens war der spätere Minister vom Stein ein erfolgreicher Bergbeamter, der besonders um die Entwicklung der westfälischen Bergindustrie sich Verdienste erworben hat. Als Oberbergrat begann Stein am Sitz der ihm unterstellten Bergbehörde buchstäblich von der Pflücke aus zu lernen und zu arbeiten. Diese Zeit, wo Stein unmittelbar mit der Natur und den Bergknappen in Berührung kam, wo er also nicht nur geistig, sondern auch körperlich, z. B. durch weite Ritte von Bergwerk zu Bergwerk, große Leistungen Tag für Tag hinter sich bringen mußte, nannte der spätere Minister die schönste Zeit seines Lebens. In dieser Zeit baute er in Westdeutschland so manche Kunststraße, half er Bergarbeiterfiedlungen anlegen, unterstützte die Geschäftswelt, ja er streckte sogar seine eigenen Geldmittel vor, um öffentliche Arbeiten in Gang zu bringen. Allerdings war er Junggeselle, wenigstens damals noch, heiratete er doch erst im hohen Mannesalter, und noch dazu ziemlich unglücklich; außerdem war er von Hause aus reich und bezog ein auch für unsere Verhältnisse sehr hohes Gehalt, nämlich im Alter von 40 Jahren den Betrag von 36 000 Talern jährlich. Wer solche Verdienstmöglichkeiten schon im Alter von 24 Jahren vor sich sah, konnte den Entschluß fassen, ein Raubbein zu werden und als Raubbein einmal später die Welt zum Aufhören zu bringen. Und man kann so manchen Mittelständler von heute verstehen, wenn er sich an diesem grandiosen Manne ein Beispiel nehmen will und denkt: „Erst viel Geld verdienen, dann werde ich in der politischen Welt schon eine Rolle spielen“.

Aber von diesem Gesichtspunkt aus kann man an die ganze Größe des neben Goethe wohl berühmtesten Deutschen nicht heran. Es war ein anderer Funke in ihm, der durch ihn das 19. Jahrhundert zum Zeitalter der Demokratie umformte, nicht der Funke des Goldes, das ja heute an und für sich ein sehr umstrittener Begriff geworden ist, sondern der Funke einer einmaligen Geistigkeit, die so bald im Leben eines Volkes nicht mehr wiederkehrt. Kein Wunder, wenn der Lebensweg dieses Mannes von dem vieler anderer großen Deutschen in schönster Weise gekreuzt wurde: von Graf Reden, Heinitz, Goethe und vielen anderen, die hier zu nennen der Platz nicht ausreichen würde.

bleiben wir nun beim schlesischen Bergbau. Als Verwandter beider Männer, Stein sowohl wie des Grafen Reden, muß man annehmen, daß Heinitz die beiden jun-

gen Bergbeamten zusammengebracht hat. Er schickte in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts beide auf eine Reise nach Königsberg und Polen. Von dieser Reise her rührt bei Stein die außerordentliche Vertrautheit mit den Besitzverhältnissen in Polen und Ostdeutschland, mit der polnischen Frage und mit allen sich daraus ergebenden wirtschaftlichen und politischen Konstellationen. Interessant ist es ferner, daß damals die beiden Männer auf der Rückreise von Wieliczka über Tarnowitz nach Breslau genau dieselbe Reiseroute gemacht haben, auf der einige Jahre später derselbe Graf Reden seinen Freund Goethe und den Herzog von Sachsen-Weimar, nur in umgekehrter Richtung, spazieren führte.

Nach dem Tode von Heinitz wurde Graf Reden als Oberberghauptmann von Schlesien sein Nachfolger in der Führung der Geschäfte des Preussischen Bergdepartements und später Minister. Redens Gehalt war noch größer als das des Freiherrn vom Stein. So konnte er es sich leisten, fast nach der Art eines regierenden Fürsten seinen Wohnsitz in seinem Schloß Buchwald im Riesengebirge aufzuschlagen und bald von hier aus und bald von Berlin die Geschicke der Bergwerke in Preußen zu lenken. Häufige Inspektionsreisen führten ihn ins Waldburger Bergland und in den ober-schlesischen Industriebezirk. Sein Lieblingskind aber war der Tarnowitzer Bergbau. Als nun Anfang 1807 die Polen von Osten her, und die Franzosen die Oderfestungen aufwärts nach Oberschlesien eindringen, sah der Graf sein Lebenswerk, auf das er so stolz war, plötzlich bedroht. Die Fürsorge für seine Beamten, Arbeiter und Maschinen nahm Formen an, die wir nach den uns geläufigen Begriffen von Beamtenwürde in Preußen kaum noch verstehen können. Reden vergaß alle Rücksicht auf den Preussischen Staat und lebte nur noch dem Gedanken: Wie erhalte ich die Bergwerke im Betriebe? Es kam zu Konflikten mit einigen übereifrigen patriotischen Beamten, welche durch Sabotageakte die Franzosen auf den Bergwerken und in den Kassenräumen schädigen wollten. Hatte sich einmal Graf Reden darauf festgelegt, die Betriebe auf jeden Fall zu erhalten, so scheute er sich auch nicht, noch vor Friedensschluß der französischen Militärverwaltung den Eid des Gehorsams zu leisten. Das war für einen Preussischen Minister zu viel. Auch sein Freund Stein machte ihm Vorwürfe. Der König entsetzte ihn seines Amtes. Reden war damit Privatmann geworden und lebte nur noch seinen Erinnerungen und der Pflege der Freundschaft. Zum Kreise derer, die dauernd mit ihm Briefe wechselten, gehörte auch der Minister

v. Stein, und nun kommen wir zu jener denkwürdigen Episode, an deren Zustandekommen Graf Reden und seine Frau ein großes Verdienst hatten.

Nicht nur Graf Reden, sondern auch Freiherr v. Stein war beim König Friedrich Wilhelm III. in Ungnade gefallen. Napoleon trachtete dem glühenden Patrioten nach dem Leben. Stein war flüchtig, bald im Norden, bald im Süden. Im Riesengebirge vertauschte er preussischen Boden mit österreichischem. Olmütz, Brünn, Troppau waren die Stationen seiner Flucht. Das Werk seiner Reformen aber wurde von seinem Nachfolger, dem Minister von Hardenberg, weitergeführt. Schwer hatte es Hardenberg, sich gegen die Clique der preussischen Reaktionäre oder, wie man damals sagte, gegen die Königspartei, durchzusetzen. Er selbst war Lebemann genug, um alles nicht so tragisch zu nehmen wie Stein, sondern mehr um im Wege des Genetikers zwischen seinen diversen Affären hier und da ein Stück Weltgeschichte zu machen. Nun war es das große Verdienst der Familie Reden, im richtigen Moment die beiden ungleichen Reformatoren aufeinander abzustimmen. Stein glühte vor Eifer, aus den Preußen gute Deutsche und aus den Deutschen Männer und Frauen der Freiheit zu machen. Hardenberg aber fühlte sich nicht ganz wohl und bedurfte einer romantischen Gloriose. Die ehrwürdigen schneebedeckten Häupter unseres Riesengebirges sollten Zeuge einer denkwürdigen Unterredung werden, über welche sich das Dunkel eines politischen Geheimnisses lagerte. In aller Heimlichkeit überschritt Hardenberg mit Redens Hilfe die österreichische Grenze und hielt ein langes Gespräch mit dem Flüchtling Stein. Kein Mensch außer der Familie Reden hat erfahren, wie das alles zuging, und wie sich die beiden Männer gegenseitig beraten haben. Man kann aber sagen, von diesem Augenblick ab datiert die Anteilnahme des schlesischen Raumes an dem KriegsbRAND des Befreiungskampfes. Hier wurde die Fackel angezündet, mit der später das Schicksal Napoleons zu Tode gebrannt wurde.

So wie dann im Befreiungskriege Stein zu einer wunderbaren Aktivität im politischen Leben fortschritt, durch die er Könige und Kaiser zum Handeln fortriß, so überließ man auch nicht den Grafen Reden seinem Schicksal im Schmollwinkel. Eine hohe Ordensauszeichnung bewies ihm, daß die Preussische Regierung sich wieder mit ihm versöhnen wolle. Aber so recht kam der Graf nicht mehr in den Genuß einer ihn besriedigenden Wirksamkeit. Dazu traten noch Krankheit und die Folgen mehrfacher Stürze beim Ausreiten auf unwegsamem Gelände.

Unvergesslich aber wurden die Gedanken und Gefühle des seltenen Freundeskreises um die Familie Reden durch die uns erhalten gebliebenen Briefe, die zwar fast alle veröffentlicht sind, aber viel zu wenig in ihrer rechten Bedeutung gewürdigt werden.

Wir wissen ferner, daß Stein und Goethe später in Karlsbad zusammengekommen sind. Es ist anzunehmen, daß sie sich ihres gemeinsamen Freundes Graf Reden erinnern haben mögen. Auch Goethe hatte eine besonders hohe Meinung von den außerordentlichen, menschlich hohen Fähigkeiten des ehemaligen Ministers. Graf Reden war damals der typische Englandschwärmer, typischer vielleicht noch als Stein, dem man nicht so ganz mit Recht nachsagt, daß er seine politischen Ideale aus dem parlamentarisch regierten England geholt habe. Graf Reden hielt und kleidete sich nicht nur wie ein Engländer, sondern ahmte auch im Ausbau seines Schlossparks zu Buchwald, der als berühmtheit damals besucht wurde, die Art der englischen Gärten nach. Seine ganze Lebenshaltung, seine eigentümliche Lordhafte, zwar patriarchalisch gefärbte, aber doch bis zur Selbstentäußerung gehende, menschlich anständige Fürsorge für die ihm unterstellten Betriebe war ganz die Lebensart englischer Großgrundbesitzer. Darüber mag viel zwischen Goethe und Stein gesprochen worden sein.

Nun kam der Tod des Grafen Reden im Jahre 1815. Wie tief sich das Andenken an den ehemaligen Oberberghauptmann in Schlesien festgesetzt hatte, geht daraus hervor, daß fast ein halbes Duzend verschiedene Orte sich um die Ehre stritten, den Standort für ein Denkmal des Grafen Reden abgeben zu dürfen. Die Familie des Grafen war für Tarnowitz. Die Bergbehörde trat für einen Ort im Waldenburger Bergland ein. Der Minister selbst, als der Nachfolger des Grafen Reden, wollte Zarze bevorzugen, als den Ort, wo der vom Grafen geschaffene Haupt-Schlüssel-Erbstollen sein Mundloch hatte. Aber wie es immer ist, wenn viele Projekte sich kreuzen, kommt keins derselben zur Ausführung. So auch hier. Und so blieb es fast 30 Jahre lang. Der Mann, der im Geistesleben der Männer, die einst durch Deutschland Weltgeschichte machten, eine große Rolle gespielt hatte und Verdienste, Reichtum, Schmach und Anerkennung in einem davontragen mußte, über dessen Qualitäten sich Volk und König aber nach seinem Tode einig waren, wurde rasch vergessen.

Hier sei aber noch eine interessante Episode erwähnt, auf der wiederum die Lebensbahn Redens den Goethekreis berührt. Als kein Denkstein in ganz Preußen aus der Erinnerung an den großen Berghauptmann er-

wachsen wollte, ließ seine Witwe im Park zu Buchwald ihm eine Erinnerungsstätte weihen. Als Spruch sollte ein der englischen Literatur entnommener Vers verwendet werden, um dessen Uebersetzung ins Deutsche die Gräfin Reden Goethe hat. Wie ein unglückliches Verhängnis schwebte auch über diesem Wollen das Nichtausführen-Können. Denn Goethe soll erwidert haben, als man ihn fast nach Jahresfrist an den Auftrag der Gräfin mahnte, er sei nicht imstande, den Vers so zu übersetzen, daß er dabei alles sagen könne, was er zu sagen beabsichtige, wenn er an die harmonische, in sich geschlossene Persönlichkeit des Grafen Reden denke. Und so blieb das Denkmal in Buchwald ohne den von Goethe übersehten Spruch.

Wenn heute nun ausgerechnet auf polnischem Boden, nämlich auf dem Redenberg in Königshütte, sich das einzige Standbild des Grafen Reden erhebt, so hat dies eine eigenartige Bemerkung. Der polnische Boden, der durch deutsche Arbeit das wurde, was er ist, verdankt dieses schöne Denkmal der ur-eigenen Initiative des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm IV. Auf deutschem Boden hat der Graf kein Denkmal in Oberschlesien. Wäre es, wie f. Zt. vom Minister geplant, am

Stollenmundloch in Zabrze (also heute in Hindenburg) errichtet worden, so stünde es heute noch auf deutschem Boden. Aber man muß es ja den Polen noch hoch anrechnen, daß sie das Denkmal des Mannes stehen ließen, der nicht nur ein guter Deutscher, sondern auch ein treusorgender Vater für seine Vergleute und ein guter Weltbürger gewesen ist.

Es war wohl später mehr eine Laune des Zufalls, als ein Ausfluß des Bewußtseins obiger Zusammenhänge, daß ein Industrie-werk in Hindenburg den wohlklingenden Namen Redenhütte erhalten hat. Der Bau dieses Werks fällt etwa in die Zeit um 1870, als ein gewisser Boeck, dessen Sohn ist der erste deutsche Tibetreisende Karl Boeck, der ein interessantes Werk über seine Reise „Im Banne des Mount Everest“ geschrieben hat, technischer Leiter dieser Hütte war. So lebt in Deutsch-Oberschlesien durch dieses Hüttenwerk das Andenken an Schlesiens bedeutendsten Bergmann fort und dadurch zugleich das Andenken an seine vielen berühmten Freunde, die durch ihn und mit ihm die Entwicklung des schlesischen Bergbaus und die Geschichte des deutschen Volkes vorwärts trieben: Heinich, Freiherr vom Stein und Goethe.

Panik auf Treppe und Flur

Vom Herausgeber.

Vorbeugen ist besser als helfen. Von diesem Mittel, sich und andere vor Unheil zu schützen, soll hier die Rede sein. In diesem Zusammenhange zuerst einige Beispiele von bemerkenswerten Vorfällen, aus deren Beobachtung wir deutlich „das Gesetz der Reihe“ erkennen können, dessen Ursache wir zwar heute noch nicht begriffen haben, das aber doch zu existieren scheint.

Im letzten Kriegsjahre war ich Redakteur in Königshütte.*) An einem Schultage entstand plötzlich im Keller der Gneisenaufschule ein kleiner Kellerbrand, der aber trotz aller Maßnahmen der Lehrer zu einer furchtbaren Katastrophe führte. Trotzdem Korridor und Treppenhaus etwa 5—4 Meter breit, hell und übersichtlich waren, staute sich die Menge der Kinder so, daß drei getötet und mehrere verletzt wurden. Eigenartiger Weise hat einen

Tag später ein deutscher Fliegerangriff in einer englischen Stadt in einem Tunnel der Untergrundbahn eine fast ähnliche Katastrophe veranlaßt. Diese Duplizität der Ereignisse, die aus den damaligen Zeitungsberichten (natürlich nur über das englische Unglück) deutlich hervorging, hat damals die Deutlichkeit in Oberschlesien tief erschüttert. Aber noch furchtbarer wurde das Entsetzen, als sich kurz nach Kriegsende in allernächster Nähe von Königshütte, in Gleiwitz ebenfalls eine Kinderpanik, diesmal in einem Kinosaal, zutrug (80 Tote), die in ihren Ausmaßen die Größe der Katastrophe in Paisley (1929) fast erreichte. Wer wie ich, beide Katastrophen kurz hintereinander in ihren Wirkungen mit angesehen hat, wird diese Eindrücke nicht vergessen. In Königshütte z. B. war von den Kindern ein in Mauerwerk eingelassenes, mit eisernen Klammern verankertes Treppengeländer aus Eisen durch den ungeheuren Druck wie eine Pappschachtel umgebogen und z. T. sogar angebrochen worden.

*) Der Herausgeber ist zur Zeit Bibliothekar in Hindenburg OS.

Aber noch auf einen anderen Fall der Duplizität von Unfällen muß ich aufmerksam machen. In denselben Tagen, als die berühmte Schauspielerin Duncan in Nizza (wenn ich nicht irre) dadurch ihr Leben verlor, daß sich ihr Schal um das rotierende Rad ihres eigenen Autos verwickelte und sie so erwürgte, ist der 2. Bürgermeister von Rattibor gleichfalls dadurch zu Tode gekommen, daß sich die seidene Uhrkette ihm um den Hals zusammenzog, als er gerade beim Steuern seines Autos eine lästige Fliege vom Gesicht verschrecken wollte. Dabei verlor er die Gewalt über seinen Wagen und verunglückte tödlich.

Eine ähnliche Parallelepisode hatte der Ausbruch des Gases in Hamburg vor etwa drei Jahren, das sich todbringend in giftigen Schwaden über die ganze Umgebung ergoß. Am selben Tage brach in einer Benzolfabrik zu Hindenburg ein Feuer aus, das die ganze Stadt in dichte Rauchschwaden hüllte, sodaß die Straßenpassanten überall von Hustenanfällen betroffen wurden. Eine ähnliche Katakastrophie wie 1919 in Gleiwitz ereignete sich 1929 in Paisley (England). Sie forderte fast ebensoviele Opfer.

Diese eigenartigen Fälle des „Gesetzes der Reihe“, wie sie einmal ein Forscher genannt hat, müssen zu denken geben. Meines Erachtens ist kein Mittel, das vor Panikkatastrophen wie Gleiwitz 1919 und Paisley 1929 schützen soll, unversucht zu lassen. Das Gesetz der Reihe sagt uns, daß, wenn irgendwo ein Anzeichen dieses Gesetzes sich bemerkbar macht, besondere Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen sind, besonders aber in Sälen, Schulen, öffentlichen Gebäuden mit engen Treppen, Kirchen, Kinos und Theatern. In Schulen müßten Übungen zur Verhütung des Gedränges obligatorisch durchgeführt werden, sobald von irgendwo Unfälle ähnlicher Art gemeldet werden. Es braucht ja nicht stundenlang geübt zu werden. 10–15 Minuten für alle nötigen Unterweisungen werden genügen.

An Einzelheiten aus den Paniken von Königsbütte und Gleiwitz möchte ich noch folgendes erwähnen: Eine Vermehrung der Panikgefahr bedeutet jede Windfangtür. Es dürfte in keiner Schule eine Windfangtür

geben. Die Katastrophe in Gleiwitz begann damit, daß ein Kind stürzte und mit einem Glied unter der Windfangtür zu liegen kam, sodaß diese nicht mehr beweglich war. Außerst gefährlich ist für Schulen die Ansammlung von Frühstückspapieren im Keller. Kinoräume dürfen niemals von außen verschlossen sein. Innerhalb des Raumes sind immer mehrere Reservechlüssel, entweder beim Aufsichtspersonal, oder wenn der Operateur allein mit Kindern anwesend ist, bei diesem aufzubewahren.

Eine große Bedeutung lege ich aber für die Panikverhütung einer ausgiebigen Belehrung mit vorbeugender Tendenz bei. Es kommt bei Kindern, und besonders halbwüchsigen Schülern, immer wieder vor, daß Gedränge absichtlich herbeigeführt wird. Dieser „Spaß“ muß den Urhebern aufs strengste verleidet werden. Im übrigen muß ich bemerken, daß unsere leichtlebige Zeit Unfälle wie die obengenannten leider nur zu leicht zu vergessen geneigt ist. Im allgemeinen werden Kinder und Halbwüchsige nur allzuwenig für den Fall einer Brand-, Gas- und Panikgefahr unterwiesen. Je nach der Verschiedenartigkeit drohender Gefahren sollte der vorbeugende Schutz sich in verschiedener Richtung bewegen. Ich empfehle daher, besonders in Industrie-, Grenz- und Seeküstengegenden, Besprechungen zwischen Technikern, Ärzten, Löschfachleuten und Schulleitern, von Jahr zu Jahr wiederkehrend. Am besten läge die Einberufung dieser Konferenzen in der Hand der Stadt-, Kreis- oder Feuerlöschärzte, evtl. der Leiter von Sanitätskolonnen. Natürlich ist die Presse unbedingt hinzuzuziehen. Ueberhaupt wird meines Erachtens der Unfallschutz viel zu wenig nach der Seite der Panik ausgebaut. Nicht darauf kommt es so sehr an, die beste Hilfe für den Fall des Falles zu schaffen, sondern das Eintreten des Unglücksfalls zu verhindern. Und in dieser Beziehung tut Aufklärung not. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Die Hamburger Gas-Katastrophe, wie auch die vielen Hausexplosionen infolge Gasrohrdefekte. Auch hier gilt das oben Gesagte: Wir schnellebigen Kinder einer auf sich selbst stolzen Zeit vergessen zu schnell unsere schlimmen Erfahrungen und lassen uns nur zu leicht von den „Zufällen“ der Technik überraschen.

Wohnung und Ruhr

Von J. Chmelius.

Wie der Typhus, ist das Auftreten der Ruhr oftmals an bestimmte Räumlichkeiten gebunden.

Die Ruhr oder Dysenterie ist eine Darmkrankheit, die zwar immer schon in größeren und kleineren Epidemien aufgetreten ist, besonders stark aber während des Krieges gewütet hat. Man kann nicht, wie für den Typhus, nur einen einzigen Erreger für sie verantwortlich machen; wahrscheinlich sind nicht nur die bekannten vier Arten von Dysenteriebazillen, kleine, plumpe, unbewegliche Stäbchen, entweder einzeln oder in verschiedenen Zusammenstellungen bei der Entstehung der Krankheit beteiligt, sondern es kommen auch noch andere Bakterien in Betracht, ganz abgesehen davon, daß eine besondere Art der Krankheit, die sog. Amöbenruhr, auf einzellige Urtiere, die eine Länge von 2–3 Hundertstel Millimeter haben, deutliche Kerne besitzen und sich durch Ausstreckung von Fortsätzen bewegen, zurückgeführt werden muß.

Das Krankheitsbild ist fast immer das gleiche. Infolge einer Entzündung des Dickdarms, manchmal auch der unteren Teile des Dünndarms, die bis zur Geschwürbildung fortschreiten kann, kommt es zu schmerzhaften, erschöpfenden blutig-schleimigen Durchfällen. Die Bazillen geben Giftstoffe ab, die auch andere Organe, das Herz, das Nervensystem, erheblich zu schädigen vermögen. Bei der Amöbenruhr können Eiterungen in der Leber leicht verhängnisvoll werden.

Die Krankheitskeime werden ausschließlich mit Stuhlgang ausgeschieden, und so müssen wir ihn wie beim Typhus als den Ausgangspunkt einer jeden neuen Erkrankung ansehen. Die Dysenteriebazillen sind sehr lange außerhalb des Körpers haltbar; im trockenen Sande waren sie noch 12 Tage nach Verlassen des Körpers ansteckungsfähig, an Kleidungsstücken ausgetrocknet, lebten sie bei Tageslicht 83 Tage, und feucht überdauerten sie wahrscheinlich diese Spanne erheblich. Die Amöben allerdings sind empfindlicher. Sie vermögen sich außerhalb des Körpers nur einige Tage in der Feuchtigkeit zu halten. Während der Typhuskeim aber in den meisten Fällen, einem Gesunden einverleibt, ihn auch erkranken läßt, setzen die Ruhrerreger eine

gewisse Schwäche des Darmkanals voraus, eine Verdauungsstörung, die ja infolge unzureichender Ernährung, ungenügender Salz- und Flüssigkeitszufuhr, unter Umständen auch im Anschluß an den Genuß rohen Obstes nicht selten eintritt, aber auch bei schwächlichen, blutarmen Menschen die Regel ist. Daß diese Empfindlichkeit für Ruhr gerade in unhygienischen Wohnungen oft angetroffen wird, ist klar. Man hat auch von Dysenteriehäusern gesprochen. Bei der Übertragung innerhalb der Wohnung spielen alle Umstände, die wir schon beim Typhus kennen lernten, eine Rolle. Dem Trinkwasser kommt besonders für die Verbreitung der Amöbenruhr eine große Bedeutung zu, doch ist auch die Verseuchung eines Brunnens mit Bazillenruhr nicht nur durch keimhaltigen Stuhlgang, sei es direkt, sei es von einem undichten Kanal aus, sondern auch durch infizierte Wäschestücke und Spülwasser durchaus möglich. Sehr wichtig und wahrscheinlich recht häufig ist die Übertragung der Krankheit durch Aborte, deren Ausstattungsgegenstände, besonders der Spülungsgriff, durch beim Spülen verstreute Tröpfchen leicht verseucht werden können. Nicht nur gesunde Ruhrbazillenträger gibt es in großer Zahl, sondern die Krankheit ruft während einer Epidemie in vielen Fällen nur ganz leichte Erscheinungen hervor, sodaß es meist ganz unmöglich ist, die Verbreiter der Ansteckungstoffe ausfindig zu machen und vom Abort fernzuhalten. Auch andere Gegenstände in der Wohnung, vielleicht sogar der Staub, können die Keime übertragen. Nicht selten sind dabei Eßwaren, Milch, die Vermittler, wobei auch den Fliegen nicht jede Beteiligung abzusprechen ist. Sehr gefördert wird die Entstehung der Ruhr, wie jeder anderen ansteckenden Darmerkrankung, wenn die Küche, wie mitunter noch in alten Häusern, den Durchgang zum Abort bildet, oder wenn gar die Hausfrau auf dem Deckel des dicht am Kochherd liegenden Klopsets Kochgefäße absetzt.

Nicht immer wird leicht zu unterscheiden sein, ob die Weiterverbreitung der Ruhr den Wohnungsverhältnissen, Keimträgern oder beiden zur Last fällt. So viel ist sicher, daß bei der Bekämpfung der Krankheit auch die Wohnung weitestgehender Beachtung bedarf.

Der Lügenmeier

Heitere Erzählung aus dem Bergmannsleben
von Otto Suchland.

Einen Himmel nennt man im Bergmännischen einen starken eisernen Keil, den man zwischen die Gesteinswände treibt, um sie zu lockern. Einen solchen Himmel oder Sparren soll der Lügenmeier im Schädel gehabt haben, durch den auf Druck hin oder nach anderen geheimnisvollen Vorgängen dort die gewisse Schraube sich lockerte. Fest steht das alles freilich nicht. Denn es kann auch üble Nachrede nur von denen gewesen sein, die durch ihn selber so in die Enge getrieben worden sind, daß sie an ihrem eigenen Verstande verzweifelten. . . .

Wie mancher Bergmann früher — es ist lange her — sich einen berühmten Namen zu verschaffen wußte, wenn er auf einen sündigen Gang stieß, den er dann zu eigener und anderer Freude weidlich ausbeutete, so ist der Lügenmeier — er hieß eigentlich „Meier“, ganz einfach Meier — zu dem seinen gekommen. . . .

Er log, das ist wahr; aber er verstand auch auf eigentümliche Weise das, was er ausheckte, in Wahrheit umzusehen. Einiges von dem, was er auf diese Weise aus den Gängen und Windungen seines Gehirns zutage förderte, will ich hier nun berichten:

„Nu sieh oc, derr Lügenmeier wiel wol heite zum Begräbnisse gieh'n?“ hatten die Leute gemunkelt, die ihm in einem merkwürdigen Aufzuge auf seinem Wege zur Schicht einmal begegneten.

Aber nicht genug, zum größten Erstaunen der Anschläger war er dann auch am Schachte eingange mit einem riesengroßen, vertrockneten Kranze erschienen, den er mit Achzen und Krach die schmalen Gänge entlangschleifte bis zu seiner Arbeitsstätte. Ob sein Schlepper eingetroffen war — ein junger, abergläubischer Mensch —, waren alle Vorbereitungen erledigt: Mit vieler Mühe hatte er das störende Mittel oben im Hangenden versteckt, an einer Stelle, die unfehlbar später heruntergehen mußte, wenn geschossen wurde, wie beabsichtigt war.

Vor der Sprengung erging sich Meier jetzt vor seinem Schlepper raunzend in allerlei Besorgnissen, und als die Sache nun soweit war, die Ladung herunterkam und zum Entsetzen des Abergläubischen samt der Kohle allerhand faules Blätterwerk, Kranzseken und die zerrissenen Teile einer Schleife, auf der ein frommer Spruch verzeichnet war, rings umherflogen, schrie der Lügenmeier schreckvoll auf:

„Nu — siste, siste, Franze, hoa iech's nie bale gesoot, nu hoan wir den Judensriedhof uba oagestocha! Wir san zu weit uba nuff gekumma! Herrieses nee, nee, woas werd oc doas geba!“

In der Tat ist sein Kumpel nach der Schicht dann überall in der Stadt umhergerannt und hat die Geschichte erzählt, und ein besonders ängstlicher Bürger ist schnurstracks auf das Gräberfeld hinausgelaufen, um zu sehen, ob die Gräber seiner Lieben alle in Ordnung seien. . .

Wie schlimm die Geschichte auch ist, sie gehört dennoch zu den harmlosesten Taten Lügenmeiers! Selbstverständlich sind alle Späße solcher Art von der Grubenverwaltung streng verboten, aber Lügenmeier hielt sich nie an den toten Buchstaben!

Mit dem Berggeist hat er auch einmal ein freventliches Spiel getrieben. Und das war so: Vor Schichtbeginn verbarg er sich in einer der Wetterlütten, die unbenuzt in einer entlegenen Strecke am Gebälk hing, weil dort gerade die Wetterführung erneuert wurde.

Bis an den Hals kroch er hinein, so daß nur sein Kopf noch hervorragte. Als nun der erste Kumpel ahnungslos unten entlangfuhr, um vor Ort zu gelangen, ließ er ihn vorsichtig zuerst an sich vorbei, zog auch den Kopf noch zurück, so daß er ganz in der Röhre untertauchte, und in demselben Augenblicke riß er ihm mit seiner Tase die Mütze vom Schädel und verschwand wieder, indem er einen furchtbaren Wind gehen ließ. . .

Der Betroffene erschrak, setzte sich rückwärts hin, warf die Lampe weg, und da er niemanden sah, sprang er auf, rannte davon und schrie, der Berggeist habe ihn beinahe derwischet. . .!

Einmal hätte das Schicksal den Spaßmacher selber jedoch beim Berggeistspielen fast am Schlafittchen gekriegt:

Lügenmeier hatte nämlich jemandem sagen lassen, der Berggeist werde ihn um eine bestimmte Zeit besuchen. . .

Wie nun um Glock zwölf der Spaßvogel sich leise an die Arbeitsstelle heranschlich und, um das Nahen des Berggeists anzudeuten, grauslich zu brummen begann, ergriff der Furchtsame plötzlich, der sich bereits in starker innerer Erregung befand, die Spitzhacke und sprang gegen das im Dunkel hockende Gespenst los, so daß dies mit knapper Not sein Leben rettete. . .

Es ist eine feststehende Sitte in der Grube, daß nach der Schicht, wenn die Sicherheits-

marke eines, der zur Arbeit angefahren ist, fehlt, der Aufsichtsbeamte noch einmal einfahren muß, um an Ort und Stelle zu sehen, wo der Vermißte sei.

Der Fahrhauer, der die Aufsicht hatte, war nun beim Lügenmeier nicht beliebt, und ihm wollte er einen Streich spielen:

Er schlich sich nach der Schicht von dannen, ohne seine Grubenmarke abzuliefern — und es gelang ihm auch, bei der Markenkontrollbude vorbei und aus dem Grubengelände hinaus nach Hause zu entweichen. . .

Jetzt ging bald ein Geraune los:

„Nu, wo ies'n derr Lügenmeier?! Wo mag blussig derr Lügenmeier hinkumma sein?“ Und als das Gerücht sich bewahrheitete, er hätte kurz vor Schichtschluß unten zu sprengen gehabt, blieb dem Fahrhauer nichts weiter übrig, als einzufahren und vor Ort nach ihm zu suchen. . .

Hier sah's wüßt aus:

Kohlenhausen lagen verstreut umher, Stempel zerbrochen überall, und an einer Stelle — dem Fahrhauer standen die Haare durch seine Lederkappe zu Berge — lugten Lügenmeiers vermiderte Stiefel erbarmungswürdig aus dem Wust hervor. . .

Der Fahrhauer sprang sofort zu, riß und — setzte sich mit Donnerkrachen zu Boden: sie waren leer!

Er fluchte dem Teufel ein Bein und das linke Horn weg und dem Lügenmeier, als er ihn am nächsten Tage unten erwischte, fast die Nase aus dem Gesicht heraus, so sehr war er über diesen Erzhalunken aufgebracht! Es hat den Lügenmeier auch einen halben Schichtlohn Strafe gekostet; denn ein Aufseher, besonders einer, der dem anderen so teuer ist, wie dieser dem Lügenmeier, wiegt schwer! Aber Lügenmeier behauptete, man müßte es sich eben auch was kosten lassen, wenn man an jemandem sein Mütchen fühlen wollte!

Einmal habe ich's selber versucht, mit ihm anzubinden; es ist mir schlecht bekommen!

Ich war auf Fahrt geschickt worden und suchte ihn unterwegs auf. Die Zeit, die ich verlore, sagte ich mir, wollte ich durch rasches Fahren schon wieder einbringen. . .

Ich traf ihn mitten bei der Arbeit. Er ließ sich durch mich und mein Gerede überhaupt nicht stören. Heimlich lachte ich ihn aus. Ich hielt meine Lampe fest in meiner Hand, um alle seine „Anschläge“ zu durchleuchten. Auf der Rattenfiste Platz zu nehmen, wie er mir auf mein „Glückauf!“ angeboten hatte, lehnte ich vorsichtig ab.

Da erschien sein Sancho Panza, ein Schlepper, der, wie mich dünkte, zu seinem Herrn trefflich paßte; er flüsterte ihm etwas zu, der andere verschwand wieder; dann war Stille. . .

Plötzlich wurde „Schicht“ hinten gerufen.

Ich erschrak. War denn die Schicht schon aus?! Ich hatte mich zu lange verweilt, nun mußte ich machen, daß ich fortkäme und meinen Hauer, der auf Antwort wartete, wenigstens am Schachte vor der Auffahrt noch rechtzeitig wiederträfel! Ich stob davon. . . Hinter mir hörte ich ein dröhnendes Gelächter, das Steine in der Verglosung hätte sprengen können.

Am Schachtfüllorte wunderte ich mich, niemanden noch außer dem Anschläger zu sehen. . .

„Woas willst'n du hier?“ fragte er.

„Nun, ist nicht Schicht?!“ entgegnete ich.

„Du machst wol gerne a Sechsstundentag eiführ'n, hä? Wu kimmste denn har?“

„Vom — Lügenmeier.“

Er begriff.

Ich war schon auf der Weiterfahrt, meiner Arbeitsstelle zu. Wenn mich bloß nicht der Fahrhauer vor Schichtschluß hier erwischte, dachte ich. Ich hatte Glück.

Aber hinter mir erscholl, wie vorher des Lügenmeiers, jetzt das höhrende Gebrüll des Anschlägers, und bald darauf das aller anderen, die von meinem Besuch beim Lügenmeier erfuhren.

Es klingt mir heute noch wie Meeresbrausen in den Ohren, obwohl ich aus der Brandung dieser Welt längst schon an heimische Ufer geworfen worden bin. . .

Rund um den Kaffeetisch

Studien aus Natur und Hauswirtschaft.

Von G. Fuhrmann.

I.

Die Familie sitzt — leider kommt es in unserem leicht- und schnelllebenden Zeitalter nicht mehr oft vor, höchstens noch am Sonntag, wenn es Sport und Vereinsmeierei zulassen — am Kaffeetisch.

Die älteren Geschwister necken fortwährend die beiden jüngeren, bis sogar der übermüthige Reimar in des kleinen Georg Milch etwas von seinem Kaffee gießt. Darüber erhebt der Kleine ein gewaltiges Geschrei, denn nichts ist ihm verhaßter, als der Kaffee, den die Mutter und die beiden Großen trinken; selbst der Tee, den der Vater alter Gewohnheit gemäß an jedem Morgen genießt, findet bei ihm keine Gnade. Lauter Milch will er haben, und er ist darum auch nicht früher zu beruhigen, als bis ihm die Mutter andere Milch gibt. Reimar erhält einen Verweis. Er sucht seine Tat nachträglich zu entschuldigen, indem er meint: „Georg kann doch nun auch Kaffee trinken. Er bekommt ja nun auch bald seine Kaffeezähne.“ Alles lacht, denn man erinnert sich einer drolligen Frage des Jüngsten. Als vor längerer Zeit bei einer Gelegenheit, wo von Zähnen die Rede war, die Mutter ihm gesagt hatte, er besitze noch seine allerliebsten Milchzähne, hatte der kleine Bursche gefragt: „Nach den Milchzähnen bekomme ich wohl Kaffeezähne?“

Aber Jörg weist die Zumutung, Kaffee zu trinken, kurzerhand zurück und meint: „Nein, ich mag den Kaffee und auch den Tee nicht leiden; sie kommen von den häßlichen Negern her und sehen darum auch so schwarz aus.“

Das h'erauf wieder ausbrechende Gelächter der älteren Geschwister kränkt ihn, aber er verteidigt sein Wissen mit nachdrücklichem Trost: „Nun, in meinem Bilderbuche stehen aber doch Kaffee und Kaffer mit einem großen K gleich nebeneinander!“

Der Vater nimmt für den Kleinen Partei und sagt: so ganz Unrecht hat Georg nicht; denn die Heimat des Kaffees ist wirklich der Erdteil, in welchem die Kaffern und viele andere schwarze Neger wohnen. Dort liegt im abessinischen Hochlande die Landschaft Kaffa, von welcher die Pflanze wahrscheinlich ihren Namen erhalten hat. Von hier ist die Kaffeepflanze in alle heißen Länder der Erde verbreitet worden, so nach Arabien, wo in der Landschaft Yemen bei der Stadt Mokka der beste Kaffee wächst, nach Indien und den Sundainseln, von denen besonders die Insel Java guten Kaffee liefert, nach Westindien,

Mittelamerika und Brasilien, welches den meisten, aber minderwertigen Kaffee baut. Von den 12 Millionen Zentnern, welche auf der ganzen Erde jährlich erzeugt werden, entfällt allein auf Brasilien die Hälfte, also gegen sechs Millionen Zentner.

Der Kaffeebaum ist mit unserem Kirschaum zu vergleichen; er besitzt längliche, zugespitzte Blätter und weiße, fünftheilige Blüten. Die Frucht ist eine Steinfrucht und gleicht auch sonst in Gestalt, Größe und Färbung den dunklen Kirschen; in dem süßlich schmeckenden Fleische der Kaffeefrucht stecken aber zwei Samen: die Kaffeebohnen, welche mit ihren flachen Seiten einander zugekehrt liegen.

Der Kaffeebaum wird in großen Pflanzungen (Plantagen) angebaut. Der Pflanzersät zuerst die frischen Samen auf ein besonderes Beet; sie keimen und gehen auf, und nach $\frac{3}{4}$ Jahren können die kleinen Pflänzlein an ihren Bestimmungsort versetzt werden. Zahlreiche Gräben sorgen für reichliche Bewässerung, und einzeln stehende Bäume mit breiten Kronen spenden kühlen Schatten; denn der Kaffeebaum liebt zwar Feuchtigkeit und Wärme, kann aber die unmittelbaren Sonnenstrahlen nicht vertragen. Die Bäumchen, welche in Reihen von $1\frac{1}{2}$ – $2\frac{1}{2}$ Meter Abstand stehen, blühen schon im zweiten Jahre, liefern aber erst vom dritten an reichliche Ernten. So ungefähr nach 10 Jahren vermindert sich ihre Ertragsfähigkeit, die alten Bäume werden entfernt und junge kommen an ihre Stelle.

Das Blühen und Ernten des Kaffees dauert das ganze Jahr hindurch ununterbrochen; doch sind die Ernten im Mai–Juni und im November und Dezember am ergiebigsten. Die Früchte werden zur Zeit der Reife einfach abgepflückt; um dies zu erleichtern, bricht der Pflanzers dem Bäumchen im dritten Jahre den Mittelschöß heraus, so daß es nicht höher wie ungefähr 2 Meter wachsen kann.

Nachdem die Früchte abgepflückt worden sind, gilt es, die Bohnen aus dem Fleische zu gewinnen. Das hierbei angewendete Verfahren und die verschiedenen Maschinen, welche man zur Erleichterung dieser Arbeit benutzt, sind in allen Kaffeeländern anders. Zumeist wird in einer Stammühle das Fleisch, welches man vorher etwas faulig werden ließ, abgequeischt, dann befreien einige Walzen oder Stampfen die Bohnen von ihrer pergamentartigen Hülle, und zuletzt sortiert eine Reinigungsmaschine, ähnlich der, welche bei

uns zum Reinigen des Getreides auf der Scheunenteime angewendet wird, die Bohnen von den Schalen.

Auf großen Schiffen gelangen die rohen Kaffeebohnen nach Europa, und die Eisenbahn und der Frachtwagen bringen sie zu zu unserem Kaufmann. Dieser verkauft den Kaffee roh oder geröstet. Rohen Kaffee kann sich jede Hausfrau zu Hause selbst rösten. Sie benutzt dazu eine blecherne Trommel, die in einem offenen Holzfeuer andauernd gedreht wird. Durch das Rösten erhalten die Bohnen eine braune Farbe und ein glänzendes Aussehen; sie werden ferner spröde und lassen sich leichter mahlen. Endlich entwickelt sich dadurch ein flüchtiges Öl, das dem Kaffee den angenehmen Geruch und Geschmack verleiht.

II.

Nachdem wir so gehört haben, wie das beliebteste Getränk, der Kaffee, auf unseren Frühstückstisch kommt, wollen wir uns einem ebenso beliebten Erzeugnis zuwenden, dem frischen Brötchen. Hören wir, wie es in der Frühe zugeht, ehe sich die Familie zum Kaffeetisch setzt.

Es ist sehr früh am Morgen. Die Dämmerung kündigt den Tag. In tiefem Schlummer ruhen noch die Bewohner des Hauses. Da dringt plötzlich schrill und scharf der Ton der Klingel durch die stillen Räume. Erschrocken fährt die sorgende Mutter von ihrem Lager auf.

„Wer mag denn schon so früh schellen?“ fragt sie sich und sammelt die noch unklaren Gedanken. Aber sie findet bald die Antwort: „Ach, der Bäckerjunge mit den Brötchen!“

Sie weckt sofort Guste, das Dienstmädchen, das mit einigem Widerstreben sein warmes Bett verläßt und nur notdürftig bekleidet an die Tür huscht. Aber Guste muß schon die Tür völlig öffnen, wenn sie den Bäckerlehrling entdecken will. Zwar steht vor der Tür der hohe geräumige Korb gefüllt mit frisch duftendem, noch warmen Gebäck. Aber erst bei schärferem Umherschpähen in der schwach erhellten Vorflur gewahrt Guste den zum Korbe gehörigen Träger: Auf der ersten Treppenstufe sitzend, den einen Arm um das Knie gestützt, den Kopf vornübergebeugt, lauert er da, ein Bild von echter, rechter Müdigkeit; er ist richtig eingeschlafen. „Na, der kann's doch noch besser als ich“, denkt Guste bei sich selber. Des Burschen Bekleidung ist einfach genug. Seine Füße stecken in Lederpantoffeln; seine mehlbestäubten Hosen werden von einem lederen Leibriemen festgehalten. Im übrigen trägt er außer einer dicken Mütze nur noch ein Barchendhemd, dessen Ärmel zurückgeschlagen sind, und dessen Brustteil offen steht. So sieht ihn Guste

Sommers und Winters, und höchstens mit dem Unterschiede, daß er das leichtere Barchendhemd zur kälteren Jahreszeit mit einem wollenen vertauscht. Eine dichtere Bekleidung würde ja auch dem Burschen nur lästig sein, weil ihn schon sein Dienst reichlich warm erhält. Denn es ist keine Kleinigkeit für ihn, am frühen Morgen eilig von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, treppauf und treppab rennen zu müssen und mit dem gewichtigen Korbe auf dem Kopfe, damit er seine Hände zum Öffnen der Haustüren ungehindert benutzen kann, wenn er kommt, die Kunden seines Meisters rechtzeitig mit frischem Morgengebäck zu versorgen.

So sehr er sich aber spaltet und beeilt, wird er doch oft lange aufgehalten durch die Kunden selbst, die er vielfach durch sein Klingeln erst wecken muß, und die zuweilen gar nicht sonderlich hasten, ihm seine Ware abzunehmen. Was Wunder, daß der arg ermüdete Junge die Wartezeit benutzt, um von seinem anstrengenden Laufe ein Wellchen auszuweichen. Dabei widerfährt ihm nur regelmäßig das Mißgeschick, daß aus seinem „Nackchen“, das er machen will, ein regelrechter Schlaf wird.

Und auffällig ist es freilich nicht, daß er müde und verschlafen ist, wenn andere ausgeruht erscheinen. Hat er doch fast die ganze Nacht hindurch beim Backen mithelfen müssen, hat er doch auch den größten Teil seiner Nachtruhe geopfert, damit er uns verwöhnten Städtern die Zumutung erspart, frühmorgens altbackene Brötchen zum Kaffee zu genießen.

Schon am Abend vorher nahm unser müde „Stift“ an den Vorbereitungen zum Backen teil. In der Mehlstube oder auf dem Mehlboden, welcher sich über der Backstube befindet, mußte er mit dem Gesellen das nötige Weizenmehl abmessen und durch ein feines Sieb schütteln, damit etwaige Unreinigkeiten und kleine Klümpchen beseitigt werden. Er mußte die Pfannen auf dem Backofen mit Wasser füllen, Milch abmessen und warm stellen. Während dieser Zeit hatte der Geselle das Hefenstück gefertigt. Das geschah auf die Weise, daß er Weizenmehl, Milch und etwas Hefe tüchtig durcheinander knetete und dann stehen ließ. Die Hefe bringt nun in dem Teige verschiedene Veränderungen zustande.

Das Weizenmehl besteht aus Stärke und Kleber; letzterer ist ein klebriger Eiweißstoff. Durch Vermischung mit Hefe wird die Stärke umgewandelt in Zucker, und dieser wieder zuletzt in Alkohol und Kohlensäure. Aus dem Alkohol entwickelt sich Essigsäure; von ihr erhält der Teig seinen sauren Geschmack. Die Kohlensäure ist ein Gas, welches aus dem





Partie an der Goldoppa im Kreise Leobschütz.

Teige zu entfliehen trachtet. Weil aber der Kleber diesen zusammenhält, kann die Kohlensäure nicht ins Freie gelangen; sie treibt aber den Teig hoch, bildet darin kleine Hohlräume (Blasen, Poren) und lockert ihn. Infolgedessen höht und weitet sich der Teig, er scheint zu wachsen, oder wie der Bäcker sagt, „der Teig geht“. Bei dem Hefenstück wird der Vorgang der Gärung unterbrochen, bevor sich die Essigsäure entwickelt; denn hier will man ein Sauerwerden des Teiges verhindern.

Während dieses eben beschriebenen Vorganges sind 2—3 Stunden vergangen. Geselle und Lehrling benutzen diese Pause, um ein wenig zu schlafen. Bald ruft die Weckeruhr zu neuer Arbeit. Das Mehl muß eingerührt und mit dem Hefenstück vermischt werden.

Bei feineren Brötchen wird das Mehl (sowie vorher auch das Hefenstück) mit Milch, bei geringeren mit Milch und Wasser vermischt und mit dem Hefenstück vermengt. Wiederum läßt man den Teig einige Zeit unberührt und zugedeckt stehen. Es wiederholen sich jetzt im Teige dieselben Vorgänge wie im Hefenstück, er wird sauer und geht. Läßt man den Teig zu lange stehen, so nimmt die Gärung wieder langsam ab und es entsteht Brot von sehr geringem oder gar keinem Nährwert. Unterbricht man aber die Gärung zu früh, so daß der Teig nicht in allen Teilen in Gärung übergegangen ist, so wird das Brot „schliff“, das heißt nicht locker oder krümig genug, und es ist schwer zu verdauen. Darum hat der Geselle den Fortgang der Gärung sorgfältig zu überwachen.

Auch der Lehrjunge hatte unterdessen eifrig zu tun. Wenn der Geselle oder Meister das Mehl anrührt, beginnt der Junge sofort, den Backofen zu heizen. Mit Holz und Stroh entzündet er ein Feuer, das er mit Kohlen lebhaft unterhält, denn der Ofen muß eine Wärme von mindestens 200 Grad Celsius aufweisen. Sobald dann der Geselle mit dem Auswirken des Teiges beginnt, reinigt der Bäckerjunge mit der Krücke den Ofen von Kohlen und Asche und wischt ihn mit einem Strohwisch fein säuberlich aus. Damit sich sein Strohwisch nicht zu leicht an den heißen Ofenwänden entzündet, taucht er ihn ab und zu in einen Eimer Wasser ein.

Wenn der Geselle wahrnimmt, daß der angerührte Teig genügend durchgeseuert ist, so schüttet er wieder Mehl und Milch oder Wasser hinzu und knetet alles gründlich durcheinander. Den so durchgekneteten Teig läßt er abermals kurze Zeit stehen und gehen und beginnt nun mit dem Auswirken, d. h. er nimmt eine bestimmte Menge Teig, wiegt ihn auf einer vor ihm hängenden Waage ab, und gibt ihm die gewünschte Form, sei's des Brötchens, der Semmel oder andere. Seine Teigklümpchen legt er auf lange, schmale Brettdchen und trägt sie auf ihnen an den Backofen. Dann bringt er sie von seinem Brettdchen auf einen ebenso langen, schmalen Schieber, mit dem sie in den heißen Backofen geschoben werden.

Beim Backen der Brote wird reines oder mit Weizenmehl vermishtes Roggenmehl mit warmem Wasser angerührt und anstatt mit dem Hefenstück mit einem alten sauren Teige, welcher vom Bäcker schlechtweg Sauerteig genannt wird, angesäuert. Der Sauerteig ruft ganz die gleichen Veränderungen im Teige hervor, wie das Hefenstück oder die Hefe. Der ausgewirkte Teig wird ebenfalls gewogen und kommt in die Backschüsseln; in ihnen wird er zum Ofen getragen, und auf einen kurzen, breiten, der Brotform entsprechenden Schieber geworfen und, nachdem er auf der Oberseite zuvor noch mittels eines langborstigen Handbesens mit Wasser bestrichen worden ist, in den Ofen geschoben.

Im Backofen bleibt die Backware auf kürzere oder längere Zeit der Einwirkung der Hitze ausgesetzt, Brötchen und Semmeln vielleicht 10—15 Minuten, kleinere Brote eine Stunde, größere 1½ Stunden. Die Ofenhitze bewirkt, daß die Gärung aufhört; sodann, daß die im Teige enthaltene Kohlensäure sich ausdehnt, wodurch die Poren größer und die Brote lockerer werden; sie bringt einen großen Teil des im Teige enthaltenen Wassers zur Verdunstung und röstet schließlich das Stärkemehl und den Kleber an der Oberseite des Brotes. Infolgedessen erhält das Brot hier eine braune, glänzende Schicht, die zähe ist, weil sich das Stärkemehl in Stärkergummi (Dextrin) verwandelt hat. Diese Schicht, die Kruste, also ist, wie allgemein bekannt, der nahrhafteste und am leichtesten verdauliche Teil des Brotes.

Unser Rotschwänzchen

Von Dr. Fr. Kurth.

Ein Alstermieter unserer Häuser, besonders im deutschen Mittelgebirge, aber auch auf dem flachen Lande, ja selbst in den kleinen Städten ist der Hausrotschwanz, in Schlesien „Rotschwänzchen“ genannt.

Oben auf dem Dache sitzt der rauchschwarze Hausrotschwanz (*ruticilla titys*), knirzt, schüttelt in eigentümlicher Weise den fuchsroten Schwanz und läßt dann sein sonderbar gepreßtes Stammellied ertönen, das aus zu enger Kehle hervorgewürgt zu werden und einer knarrenden Wetterfahne abgelautsch zu sein scheint. Der Schlusssatz klingt so, als zöge man einen rostigen Draht durch eine Kneifzange. Was dem Vogel an Kunst abgeht, ersetzt er durch Fleiß und Eifer. Er ist der erste Sänger am frühen Morgen und einer der zeitigsten Frühlingsboten.

Jetzt unterbricht er seinen Gesang, schleicht steil abwärts, erhascht hier die von den scharfen Augen erspähte Fliege und steigt dann in steilem Spiralsflug wieder zu seiner lustigen Warte empor. Oder er rüttelt ein Weilchen vor der Mauer und zieht hier aus einer Nische mit dem sicheren Griff des Pinzettenschnabels eine Spinne hervor, die für ihn einen ganz besonderen Vederbissen bedeutet. So ist dieser hurtige und elegante Vogel den ganzen Tag über in Bewegung und macht sich gleichfalls durch fleißiges Vertilgen von Ungeziefer verschiedener Art verdient. Allerdings sagt man ihm nach, daß er auch den Immen nachstellt. Aber es ist noch nicht genügend festgestellt, ob er auch Arbeitsbienen oder nur Drohnen wegschnappt. Auch der Hausrotschwanz ist Felsenvogel, und im Freien bewohnt er kahle Gebirgssüge.

Was diese ihm bieten, findet er auch in unseren Baulichkeiten, aber er hat sich doch nicht so innig wie die Schwalben an die Menschen angeschlossen, sondern beachtet deren Tun und Treiben lieber von der sicheren Vogelperspektive aus, hält immer auf eine gewisse Entfernung und wird einen Nest von Mißtrauen dem Herrn der Schöpfung gegenüber nie ganz los, so zutraulich er sich scheinbar auch zeigt.

Er ist erst aus den Mittelländern bei uns eingewandert, heute zwar in Süd- und Mitteldeutschland eine allbekannte Erscheinung, aber z. B. in Ostpreußen als Brutvogel noch recht selten. In Holland war er noch vor einem Jahrhundert fast unbekannt, hat sich aber seitdem dort sehr ausgebreitet. Sein Nest ist ein großer, aber wirrer Bau, zu dem viel Stroh und Hühnerfedern verwendet werden. Die etwas länglichen Eier sind von reiner weißer Farbe. Bekannt ist die große Raunenhaftigkeit der Rotschwänzchen in der Auswahl ihres Nistplatzes. Rotschwanznester in fahrenden Eisenbahnzügen, Brieffästen, Vogelscheuchen, aufgehängten Gießkannen oder Milchtöpfen und dergl. sind gar nichts seltenes. Sehr gern nehmen diese Vögel auch halb offene Nistkästen an.

Man sollte es nicht glauben, daß ein so allbekannter Vogel wie der Hausrotschwanz jahrzehntelang bis in die heutige Zeit hinein den wissenschaftlichen Systematikern schweres Kopfschmerzen verursacht. Und doch war dem so. Man glaubte nämlich bemerkt zu haben, daß die männlichen Hausrotschwänze in einsamen Gebirgsgegenden auch im Alter nicht schwarz werden, sondern zeitlebens das schlichtgraue Jugendkleid beibehalten, das dem weiblichen Gewande ähnlich ist. Flugs machte man aus solchen Vögeln unter dem Namen Gebirgsrotschwanz (*ruticilla caerei*) eine eigene Art oder wenigstens subspecies. Es ist aber nun einwandfrei festgestellt, daß lediglich manche Männchen im Herbst ein graues Kleid anlegen und in ihm auch ihre erste Brut machen. Kleinschmidt bezeichnet dies als *Carei*-Stadium, das Gegenstück dazu als *Paradoxus*-Stadium. Mehrere Parallelererscheinungen dazu finden sich auch bei anderen Vogelarten, z. B. beim Schwarzplättchen.

Beim Volke ist das Rotschwänzchen sehr beliebt. Man schätzt es ebenso wie die Schwalbe als einen lieben, gewohnten und schier unentbehrlichen Hausvogel. Allgemeiner jedoch ist die Schwalbe. Es hat diese aus ihrer Stellung als unser Lieblingsvogel noch nicht verdrängen können.

Zwischen Himmel und Erde

Von Karl Herma.

Die kleine süße Li hatte das Glück, im siebenten Stockwerk zu wohnen. Das Glück, denn sonst hätte ihr das nicht geschehen können, was ihr geschah. Sie war in einer Apotheke als ein Stückchen Magisterin, und seit sie die Herrenwelt so vorzüglich bediente, florierte das Geschäft in nie geahntem Maße. Ins siebente Stockwerk hinauf führte ein Lift, ein wohlfunktionierendes herrliches Lift, das einen mit prächtigem Wohlgefühl in die schwindelnde Höhe mitnahm.

Aus dem siebenten Stockwerk sah man ein Stück interessante Gegend. Die Stadt verlор sich zwischen Wiesen und Buschwerk. Dahinter aber leuchtete wie ein Borwerk ein weißer Gutshof. Der gehörte einem Mann mit altem Vandadel, dessen Sohn eine so tiefe Neigung für Jagd und Fischerei hatte, daß er vergeblich eine Matura im städtischen Gymnasium anstrebte. Er hieß Fritz und war allem abhold, was nicht greifbar für ihn war, was sich in höhere Sphären erhob. Er tastete auf der Erde und freute sich, wenn er sich da zurecht fand.

Li's Vater war Frauenarzt. Er hatte sich durch Erfindung einiger notwendiger Instrumente und Heilpastillen einen großen Namen gemacht. Nun war er ein grauhaariger Alter, den man nur in besonders heiklen Fällen um Rat fragen durfte, darum hatte er sich auch ins siebente Stockwerk zurückgezogen. Wollte er einmal ungestört sein, so ließ er das Lift nicht funktionieren. Wie er das tat, war sein Geheimnis, von dem kein anderer Hausbewohner etwas ahnte. Selbst der gerissenste Elektriker kam ihm nicht auf die Fersen.

Fritzchens Vater klebte an der Scholle. Er war schon jahrelang nicht in die Stadt gekommen. Ihn verdrossen die aufgepukten Menschen, die harten Straßen taten ihm weh, die in den Himmel wachsenden Häuser verabscheute er. Seine Lieblingsbeschäftigung war, in einer Laube zu sitzen und die alten Blätter „Gartenlaube“, „Ueber Land und Meer“, „Das Buch für alle“ zu lesen. Darin fand er den Geist, der ihm zusagte. Darin gab's noch Höhe, Ideal. Sein Sohn mußte auch diese Höhe erreichen. Das predigte er ihm jeden Tag. Aber Fritz wollte nicht. Er war ein unverbesserlicher Naturallist. Seine Höhen sahen ganz anders aus.

Wenn Li frühmorgens mit dem Lift hinunterfuhr, dachte sie jedesmal: wie fein ist's doch, daß wir im siebenten Stock wohnen. Li fuhr nämlich schrecklich gern hinauf und her-

ab. Sie hatte dabei so ihre eigenen Gedanken, die vorläufig nicht verraten werden dürfen. Aber manchmal kam sie sich wie eine verlorene Seele vor, die in den Himmel fährt, und ein andermal wie eine Verche, die in die Höhe trillert. Das Hinunterfahren machte ihr stets bange. Da fühlte sie sich schrecklich einsam und verlassen. Wie in die Hölle ging's! Und da muß man doch zu zweien sein!

Wenn Fritz frühmorgens über die Felder schritt und sich die Schnitterinnen ansah, dachte er: wie fein ist's doch, daß wir gerade Bauern sind! Und er trat zu ihnen hin und plauderte ein Viertelstündchen. Da gab's nichts Griechisches und nichts Lateinisches, und vor allem gab's keine Mathematik. Daran freute ihn am meisten, daß man unter Umständen beweisen konnte, daß eins und eins drei ist. Oft sah er zur Stadt hinauf und ihn gruselte vor den vierstöckigen Häusern. Besonders das siebenstöckige konnte er nicht leiden.

Zwischen dem Landhaus Fritzchens und dem „Siebenstöcker“ Li's breitete sich eine weite Welt aus. Sie war beiden unbekannt. Aber sie hatte ihre Wunder und Sonderlichkeiten wie jede andere Welt. Li dachte: auf's Land hinaus möchte ich nicht, da müßte mir das Land schon auf halbem Wege entgegenkommen. Und Fritz dachte dasselbe von der Stadt. Und eben dort, wo sich die beiden halben Wege trafen, lag das Wunderbare. Und es kam auch auf halbem Wege entgegen. Das ist das Schönste daran.

Li hatte es eines Tages besonders eilig. Sie hatte eine diskrete Sache in der Apotheke vergessen und mußte noch einmal zurück, sie zu holen. Rasch flog sie zum Lift, um hinunterzufahren, da kam es heraufgesummt. Sie wollte die Tür aufreißen, aber da riß sie schon ein anderer auf und das war ein junger Mann, der Li höflich fragte, ob hier der Frauenarzt Sanders wohne.

„Einen Moment!“ rief Li aufgeregt und zog den jungen Mann ins Lift, der nicht wußte, was ihm geschah. „Ich werde Ihnen alles erklären!“ Und sie drückte auf den elektrischen Knopf, daß der Lift sofort in die Tiefe faufte.

„Verzeihung, grädiges Fräulein“, wagte der junge Mann einzuwenden, „ich beabsichtige doch gar nicht, hinunterzufahren, ich —“

Die schöne Li lachte.

„Ich mußte doch nicht, was Sie beabsichtigen, aber jetzt —“

„Ich wünsche den Frauenarzt Doktor Sanders zu sprechen. Eine dringende Angelegenheit —“

„Ah“, machte die schöne Li, „kann mir schon denken, ich bin nämlich genau informiert —“

„Was —?“

„Ja, ja!“ rief Li, „ganz genau! Mein Vater ist nämlich der Frauenarzt und ich bin seine Assistentin.“

„Das ist gut!“

„Das glaube ich, daß das gut ist, aber —“
Brrrrrr — ffffff!!

Sie sahen einander an.

Was war das?

Der Lift stand.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unnötigerweise wieder hinabgeführt habe“, flüsterte Li mit dem bestrickendsten ihrer Blicke und wollte sich empfehlen.

„Fritz Mensendient“, sagte der Mann mit einer Verbeugung, „es war mir ein Vergnügen.“

Li trat zur Tür und wollte öffnen. Da bemerkte sie, daß der Lift noch gar nicht unten angelangt war. Er steckte zwischen dem dritten und vierten Stock mitten im Stiegenhaus.

„Was ist denn das?“ rief sie empört.

Fritz lächelte.

Sie trat ans Gitter und drückte auf den Knopf.

Vergeblich.

Der Lift stand.

„Das ist eine feine Geschichte“, sagte Li, „wie werden wir jetzt hinunter?“

„Mir eilt's nicht so sehr“, erwiderte Fritz kalt.

„Ach, was! Ihnen! Aber mir!“

„Warten wir ein bißchen.“

„Ich habe lange genug gewartet.“

„Worauf?“

Li errötete. Sie mußte keine Antwort. Was hatte sie denn für dummes Zeug geredet?

Und sie machte sich wieder über den Knopf her und das Hebelwerk, aber die Anstrengungen nützten nichts. Der Lift stand.

Aufatmend blieb sie stehen.

„Versuchen Sie!“ schrie sie.

„Ich?“

Fritz zuckte die Achseln.

„Ich habe mein Lebtag noch nichts mit Lift zu tun gehabt. Mich interessiert die Sache nicht.“

„So helfen Sie mir doch!“

„Wie soll ich Ihnen helfen?“

Li stöhnte: „Mein Gott! Und in der Apotheke! Ah!“

Sie wollte weinen.

Fritz spähte ins Stiegenhaus.

„Da sieht's gruselig aus“, sagte er ernst „wenn wir da hinablaufen, ist's aus mit uns.“

„Was heißt mit uns?“ schrie Li böse, „was haben wir gemeinsam?“

„Die Situation!“

„Ach!“

„Man kann nicht wissen, was noch geschieht. Wir stecken verurteilt zwischen Himmel und Erde.“

„Ich heiße Li, wenn ich just zu Brei zerstampft werden sollte und Sie am Leben bleiben.“

„Unsinn! Entweder wir bleiben beide am Leben oder sterben beide!“

Li durchzuckte freudiger Schreck. Wie er das sagte: entweder wir! Immer nur: wir! Es ist ein richtiger Roman! Papa wird's gar nicht glauben, wenn ich's ihm erzähle.

„Ich hab's!“ schrie Fritz.

„Was?“

„Die Rettung!“

„Ach, warten Sie noch eine kleine Weile.“

Fritz sah sie erstaunt an.

Li lächelte. Sie fühlte sich plötzlich so wohl. Und sie sagte selbst, im Gefühl der Zusammengehörigkeit: „Wir müssen aushalten!“

Fritz nickte. Dann begann er: „Eigentlich —“

„Eigentlich —“ sagte Li.

Und sie sahen einander an.

Und dann küßten sie sich zwischen Himmel und Erde — — —

Aber unten und oben gab's plötzlich Geschrei: „Der Lift steckt! Hoffentlich ist kein Unglück geschehen!“

Da sagte Li: „Wie die besorgt um uns sind. Mir ist gar nicht bange! Wegen mir brauchen sie sich nicht zu ängstigen. Solange du da bist —!“

Fritz hielt sie im Arm.

„Es stört wirklich! Ein entsetzliches Geschrei. Nicht einmal eine Stunde hat's gedauert.“

„Ich bitt' dich, beeilen wir uns, der Elektriker kommt! Es ist gleich zu Ende“, flüsterte Li.

Und sie küßten sich mit rasender Geschwindigkeit.

Da sauste auch schon der Lift hinab.

Die Großstadt ist nicht allzuweit von der Grenze entfernt. Die neuen Automobile nehmen 20 Kilometer in der Stunde. Den unteren Stockläden füllen die Kinobesucher. Man muß etwas für die Kunst tun. Es ist schon jeder einmal reingefallen.

In den Juwelier- und Seidenwarenläden des eleganten Geschäftsviertels sprechen drei Herren vor. Interessantes Gesicht. Neueste Mode. Sie sind von der Kunst, Vertreter der weltberühmten amerikanischen Filmfabrik Colorado u. Comp. Ihre Papiere sind in peinlicher Ordnung. Sie brauchen für eine Filmaufnahme diesen Teil des Geschäftsviertels. Ein Ueberfall verwegener Räuber auf Juwelierläden soll gespielt werden. Die Szene stammt aus dem neunaftigen Drama mit Musik „Die verzauberte Krawattennadel“. Verfasser des Stückes ist ein Kind der Großstadt. Diesem zu Ehren wird alles in eben dieser Stadt gespielt. Die Stadt kann berühmt werden. Die Leinwand wird sie in alle Erdteile tragen. Die Geschäftsinhaber sind begeistert für's Kino. Insbesondere die schöne Mia vom reichsten Juwelier. Man muß der Kunst helfen. Sie sind alle einverstanden, daß ihre Geschäfte ausgeraubt werden. Im Spiel natürlich nur! Gott, für die Kunst tut man alles. Auch der Magistrat ist einverstanden. Auf den Dächern, in den Straßenenden, in den Läden stehen die Aufnahmeapparate. „Man braucht nur die Kurbel zu drehen“, erklärt einer der drei Herren, „und sieht dabei in das schwarze Loch, bis es weiß wird. Dann hört man auf zu drehen.“ Die Sache ist einfach. Die Inhaber der Läden nehmen selbst auf. Es ist ihnen eine große Ehre. Gott, für die Kunst tut man alles. Das Publikum muß beschäftigt werden.

Es wird fleißig geprobt. Vorläufig ohne Geschäftsraub. Die Automobile fahren vor. Drei Automobile. Das erste bringt den Raub fort, das zweite verfolgt, das dritte wird motordefekt. Die Räuber werden erwischt, das zweite Auto holt das erste ein. Es wird geschossen. Die Kriminalpolizei springt in das erste Auto und fesselt den Chauffeur. Dann saust das Auto zum Gefängnis. Alles klappt. Wer davon weiß, ist gespannt. Gespannt zum Reißen. Aber alle erfahren es nicht. Nur Bevorzugte. Die Zeitungen schreiben geheimnisvoll davon. Aber nicht wann, auch nicht wo. Die Polizei weiß alles. Sie muß den rasenden Autos die Straßen freimachen. Es könnte vielleicht doch ein Unglück geschehen. Gott, für die Kunst tut man alles.

Der große Tag ist da. Nervenquälende Spannung liegt in der Luft. Es ist halb sechs Uhr abends. Kurz vor Geschäftsschluß. Die Dämmerung beginnt. Die Apparate sind aufgestellt. Das Leben geht seinen gewöhnlichen Gang. Die Juweliere sind nervös. Sie gehen im Laden auf und ab. Die Statisten, welche die Juweliere spielen sollen, sitzen hinter dem Laden und ordnen den Schmuck. Alle Kästen und Schubladen sind geöffnet. Die Grenzwagen sind verständigt. Das Auto darf 5 Uhr fünfzig die Grenze passieren. Die Automobile stellt aus Reklamezwecken die Firma „Pneumat“ zur Verfügung. Es ist Zeit. Der Ueberfall kann beginnen. Die Juweliere treten zum Apparat. Sie zählen die Sekunden. Ihre Hand liegt an der Kurbel. Ihre Hand zittert. Gott, welche fabelhafte Aufregung. Polizei ist überall postiert. Bei jedem Geschäftsladen. Die Wachleute markieren strengste Aufmerksamkeit. Sie wissen alles. Fiebernde Aufregung auf allen Gesichtern, die es wissen. Mia hat mondäne Toilette. Sie will sich von allen Operateuren kurbeln lassen.

Fünf Minuten nach halb sechs Uhr. Niembeklemmende Pause. Drei Automobile rasen heran. Aus ihnen springen Männer und sperren die Straßen ab. Die Operateure kurbeln. Die Polizei wird überwältigt. Die Statisten, Bürger der Stadt, säubern die Straßen. Man schreit, brüllt, quetscht. Entsetzlicher Tumult. Die Operateure kurbeln, daß ihnen der Schweiß von der Stirne rinnt. Die Räuber springen in die Geschäfte, schlagen die Juweliere nieder, rauben die Läden aus, werfen den Schmuck in eine bereitgestellte Kiste auf dem ersten Auto. Jauchzende Schreie liegen in der Luft. Die Operateure kurbeln. Die schöne Mia läuft von einem Geschäft ins andere und läßt sich kurbeln. Die Räuber, drei an der Zahl, springen ins Auto und rasen los. Die verkleidete Polizei erhebt sich schreckensbleich. Das alles dauert dreißig Sekunden. Die Polizei springt ins zweite Auto und ins dritte. Das zweite rast los. Das dritte ist motordefekt. Die Operateure kurbeln wie wahnsinnig. Das zweite Auto holt das erste ein. Die Polizei springt ins zweite Auto und rast über die Grenze irgendwohin. Die Spannung hat sich gelöst.

Man lachte. Die Polizei hat Mühe, die vielen Menschen zu zerstreuen. Die Juweliere stehen nervös in ihren Geschäften. Die Hand an der Kurbel. Die Polizei zerstreut noch immer die Menge. Sie lächelt, denn sie weiß alles. Einige decken den Schwindel auf.

Die Polizei kennt sie nicht. Sie lächelt und weiß: Es wird weiter—— Die Zuweltiere schreien. Der Tumult wird größer. Räuber! Diebel ruft's von allen Ecken. Die Wache wird verstärkt. Niemand kurbelt mehr. Einige lachen und quetschen vor Vergnügen. Andere weinen, fluchen, schnupfen. Die schöne Mia wird ohnmächtig. Vergeblich schreien die Geschädigten. Die Polizei bleibt ruhig. Endlich merkt einer was. Und dann

noch einer. Sie wollen ins Auto springen. Das geht nicht los. Das ist motordefekt. Die Großstadt ist nicht allzuweit von der Grenze entfernt. Die neuesten Automobile nehmen zweihundert Kilometer in der Stunde. Die mageren Stadtsäckel werden von den Kinobesuchern gefüllt. Man muß etwas für die Kunst tun. Es ist schon jeder einmal reingefallen.

Schlesische Scherzfragen

1. Drei Zechgenossen in Grünberg wollten es sich bei drei Flaschen Wein gütlich tun. Jeder trank seine Flasche allein aus. Nun waren noch 2 Flaschen übrig geblieben. Sie fanden das ganz in der Ordnung, zahlten ihre Zecher, und jeder zahlte nur eine Flasche. Wie ist das zu erklären?

2. Ein Rechenkünstler verwandelte die Zahl 66 so in eine andere, daß sie um die Hälfte noch einmal so groß war, ohne daß er etwas dazusetzen hätte. Als er fertig war, hätte ihn das Publikum beinahe verprügelt, so einfach war die Sache. Wer macht es ihm nach?

3. Eine lustige Gesellschaft spielte ein sehr vergnügtes Spiel. Im Augenblick des höchsten Gewinnes entstand ein solcher Lärm, daß sich der Gewinner nur durch Zeichensprache verständlich machen konnte. Er schrieb mit Kreide an die Wand 8 ungalle 9. Was spielten die lustigen Brüder?

4. In Schlesiens Bergen lebte einmal ein berühmter Professor. Noch kein Mensch war ihm begegnet, dessen Zahlenaufgaben er nicht hätte lösen können. Einstmals traf er einen Riesen mitten zwischen den Bergen. Dieser fragte den Professor: „Welche Zahl kann man nicht mit Ziffern schreiben?“ Als der Professor diese Frage nicht beantworten konnte, erhob der Riese seinen gewaltigen Knüppel und erschlug ihn. Welches war die Zahl, und wie hieß der Riese?

5. Vor dem Breslauer Hauptbahnhof stehen durchschnittlich 56 Droschken. Wenn von ihnen 13 wegfahren, wieviel bleiben dann stehen?

6. Welche Zahl gibt genau 5, wenn man sie durch ihren fünften Teil dividiert?

7. Ein Ei kocht 4 Minuten. Unser Freund Theodor macht eine Partie auf den Glaser Schneeberg. Da er zwei Tage wegbleiben will, nimmt er sich 8 Eier mit. Wie lange muß er die Eier kochen?

G. P l e n e r.

1. Der eine heißt Zecher.
2. 99 vom 100.
3. 100.
4. 100.
5. 100.
6. 100.
7. 100.
8. 100.
9. 100.
10. 100.

Redaktions-Notiz

Die Text-Zeichnungen in diesem Kalender stammen vom oberschlesischen Maler Gotschlich.

Auflösungen der Rätsel

Seite 133

Rätselsprung

Schlüssel:

32	47	4	17	34	49	6	21
3	16	33	48	5	20	37	50
46	31	18	35	62	67	22	7
15	2	61	66	19	36	51	38
60	45	30	1	68	63	8	23
29	14	65	X	X	54	39	52
44	59	X	55	64	X	24	9
13	28	57	42	11	26	53	40
58	43	12	27	56	41	10	25

„Trag“ muntern Herzens deine Last
Und übe fleißig dich im Lachen!
Wenn du an dir nicht Freude hast,
Die Welt wird dir nicht Freude machen!

Mußt stets an deiner Mutter Art,
Du Kind der Erde, dich erinnern:
Sei mehr die Schale dir erstarrt,
Wahr' dir den flüss'gen Kern im Innern!“

(Paul Heyse.)

Gedichträtsel

1. Botschaft, Petschaft.
2. Das Stift, der Stift.
3. Wechsel, Weichsel.
4. Alter, Taler.
5. Inhalt, Anhalt.
6. Fischer, Eiger, Fischereigerät.
7. Abart, Blaubart.
8. Ast, Baum, Mastbaum.
9. Sommer, Ur, Laub, Sommerurlaub.
10. Laut (e), Laute.
11. Graz, Grazie.
12. Vorstoß, Verstoß.
13. Weiche, Eiche.
14. Gase, Hase.
15. Laus, Jar, La(zar)us.

Gilbenrätsel

Die Wörter heißen:

1. Hieronymus, 2. Esra, 3. Inhalation, 4. Tri-
polis, 5. Grunland, 6. Roman, 7. Kretzel, 8. Gule,
9. Iduna, 10. Tintoretto, 11. Unterwalden,
12. Niese, 13. Darius, 14. Feder, 15. Niese,
16. Eimer, 17. Alan, 18. Dollar, 19. Illusion,
20. Siebel, 21. Riffingen, 22. Eugen, 23. Hier,
24. Tadel, 25. Irene, 26. Seiler, 27. Tahiti,
28. Datum.

„Heiterkeit und Freudigkeit ist der Himmel,
unter dem alles gedeiht.“

(Jean Paul.)

Berstedrätsel

„Es ist kein Pfad der Welt so steil, daß ihn
nicht Blumen schmücken.“

(Karl Stieler.)

Auflösung des Rätsels Seite 79

Kreuzworträtsel

1	g	a	f	a	6	b	o	r	a
2	u	7	a	r	g	e	f	r	
3	a	10	f	o	11	m	i	a	
4	t	a	13	g	a	f	n	g	
5	e	g	g	e	16	p	e	f	o
6	m	e	17	r	a	a	e	n	
7	a	r	m	19	b	a	f	i	
8	f	22	a	r	o	f	a	e	
9	a	u	i	a	24	e	f	e	n

Wagerecht.

1. Gala, 2. Dora, 7. Orgel, 9. als, 11. Mia,
13. Gas, 15. Egge, 16. Peso, 17. Kaa, 19. Arm,
21. Ali, 22. Aroja, 23. Aula, 24. Glen.

Senkrecht.

1. Guatemala, 2. Los, 3. Ur, 4. de, 5. Olm,
6. Aragonien, 8. Goa, 10. Lager, 12. Insel,
13. Ger, 14. Spa, 18. Abdo, 20. Mal, 21. Mal.

Märkte in Ober- und Mittelschlesien

Abkürzungen: Kr Krammarkt. — F Ferkelmarkt. — P Pferdmarkt. — R Rindviehmarkt. — Sch Schafmarkt. —
Schw Schweinemarkt. — B Viehmarkt. — Z Ziegenmarkt. — T Topfmarkt. — Pr Produktenmarkt. — B Ledermarkt. —
Hn Hanfmarkt. — L Leinwandmarkt. — Fl Flachmarkt. — W Wollmarkt.

10
wa

Alt-Budowig: Kr 2. 3., 1. 6., 9. 11. **Alt-Pop-**
pelan: PFSchw 7. 6., 11. 10. **Annaberg:**
KrRPf 18. 5., 16. 9. **Auras:** Kr 22. 2., 9. 5.,
22. 8., 14. 11. **Bauerwig:** KrRPfSchw 3. 10.,
7. 12. **Bernstadt:** PFSchwZf 1. 3., derselbe
und Kr 3. 5., PFSchwZf 21. 6., 2. 8., derselbe
und Kr 20. 9. u. 8. 11. **Beuthen OS.** KrRPf
SchwZ 10. 2. u. 6. 4. KrPFSchwZ 5. 10., 7. 12.
Bladen: Kr. 5. 4., 14. 6., 13. 9., 8. 11. **Bohrau:**
Kr. 4. 4., 3. 10. **Borislawitz (Gnadenfeld):**
aufgehoben. **Breslau:** Jed. Mittwoch Haupt-
schlachtviehmarkt. Jeden Montag Kleinvieh-
markt. Am 1. Freitag jeden Monats Nutz-
vieh- und Pferdemarkt. Topf: 7. 3., Flach: 3.
12. 12., Topf: 12. 9. **Breslau-Dt.-Vissa:** Kr
12. 5., 6. 10. **Breslau-Gnadenfeld:** Kr 17. 5.
Brieg: B 9. 2., 8. 3., 12. 4., 14. 6., 13. 9., 11. 10.,
8. 11. Kr 15. 6., 14. 9., 9. 11. **Carlsruhe OS.:**
RPfSchwZ 8. 3., 25. 10., ebenso und Kr 31. 5.
u. 31. 8. **Charlottenbrunn, Bad:** Kr. 21. 3.,
2. 5., 17. 10., 12. 12. **Cosel:** RPf 23. 2., 7. 6. u.
2. 8., ebenso und Kr 19. 4. u. 27. 9. **Dt.-Neu-**
kirch: Kr 15. 3., 26. 10., 14. 12. **Dyhernfurth:**
Kr 5. 4., 2. 8., 11. 10. **Falkenberg OS.:** RPf-
SchwZ 12. 5., 15. 9., ebenso u. Kr 3. 3., 30. 6.,
20. 10., 17. 11. Ferner Ferkeln, am 2. u. 4.
Donnerstag jed. Monats (bei Festtag fällt
der Markt aus). **Festenberg:** PFSchw 14. 1.,
11. 2., 14. 4., 19. 5., 14. 7., 18. 8., 13. 10., 15. 12.,
ebenso u. Kr 10. 3., 9. 6., 15. 9., 10. 10. **Fran-**
kenstein: PFKleinvieh u. Topf 16. 3., 5. 10.
Frenhan: Kr u. B 3. 2., 4. 5., 17. 8., 7. 12.
Friedland: Kr u. Topf 9. 3., 11. 5., 3. 8., 5. 10.,
Topfmärkte 1 Tag länger. **Friedland OS.:**
RPfSchwZ 2. 6., 24. 11., ebenso und Kr 10. 3.,
7. 7., 1. 9., 13. 10. **Friedrichsgrätz:** KrRPf
4. 2., 16. 6., 4. 8., 3. 11. **Fürstenaue:** Kr 2. 10.
Glaz: PFSchw 15. 3., 10. 5., 5. 7., 6. 9.,
15. 11. **Gleiwitz:** RPf 27. 1., 24. 2., 30. 3., 27. 4.,
25. 5., 22. 6., 27. 7., 31. 8., 28. 9., 26. 10., 30. 11.
Kr 15. 3., 16. 8., 15. 11. Ferner jeden Dienst-
tag Produktenmarkt. Wenn Feiertag, den
nächsten Wochentag. **Gnadenfeld:** KrRPf-
SchwZ 3. 3., 1. 9., 10. 11. **Gr.-Neufkirch:** Kr-
RPfSchwZ 2. 3., 9. 11. **Gr.-Stanisch:** RPf-
SchwZ 17. 3., 21. 5., 20. 8., 26. 11. **Gr.-Streh-**
litz: RPfZ 10. 3., 12. 5., 11. 8., 20. 10., 1. 12.,
ebenso und Kr 14. 1., 9. 6., 8. 9. **Gr.-Warten-**
berg: Z 12. 1., 12. 4., 14. 6., 16. 8. B u. Kr
8. 3., 10. 5., 13. 9. u. 25. 10. **Grottkau:** Schw
7. 1., 7. 7., 1. 9., 7. 12. RPfSchw 10. 3., 2. 6.,
4. 8., 3. 11. Kr u. ebenso 4. 5., 6. 10. **Guhrau:**
B 8. 6. B u. Kr 9. 3., 5. 10. **Guttentag:** Kr

19. 1., 7. 6., 6. 9. RPfZ 15. 3., 12. 4., 10. 5.,
12. 7., 11. 10., 15. 11. (nur halbtägig). **Habel-**
schwerdt: Kr 4. 4., 3. 10. B 7. 5. **Herrnstadt:**
Ferkel 5. 1., 19. 1., 2. 2., 16. 2., 1. u. 15. 3.,
19. 4., 3. 5., 17. 5., 7. 6., 21. 6., 19. 7., 2. 8.,
16. 8., 6. 9., 20. 9., 18. 10., 8. 11., 29. 11., 27. 12.
Kleinvieh u. Tauben: 6., 13., 20., 27. 2., 5.,
12., 19. u. 26. 3., 2., 9., 16., 23. u. 30. 4., 7.,
14., 21. 5. KrRPfSchwFerkel 5. 4., 5. 7.,
4. 10., 13. 12. **Gnadenfeld:** siehe Breslau. **Ju-**
liusburg: B 23. 2., 2. 8., 22. 11. Kr u. B 3. 5.,
11. 10. **Kanth:** Kr 6. 9. **Karlsmarkt:** Kr u.
B 11. 5., 14. 9. **Kattcher:** Kr 8. 3., 25. 10.,
13. 12. **Kiefernstädtel:** RPf 9. 3., 14. 12. RPf-
Kr 1. 6., 14. 9., 9. 11. **Al.-Strehlitz:** RPf 23. 6.,
ebenso u. Kr 16. 3., 27. 10. **Röben a. D.:** KrB
13. 1., 6. 4., 6. 7., 12. 10., 14. 12. **Konstadt:** Flach
4. 1. RPfSchwZ 3. 2., 4. 5., 3. 8., 9. 11., ebenso
u. Kr 5. 4., 5. 7., 4. 10. **Kostenblut:** Kr u.
Topf 22. 3., 20. 9. **Kostenthal:** Kraut 16. 10.,
23. 10., 30. 10., 6. 11. **Kranowitz:** KrRPf 12. 4.,
5. 7., 13. 9., 8. 11. **Krapitz:** RPfSchwZ 14. 6.,
6. 12., ebenso und Kr 24. 2., 12. 10. **Krenz-**
burg: RPfSchwZ 22. 3., 12. 4., 10. 5., 14. 6.,
23. 8., 13. 9., ebenso und Kr 23. 2., 11. 10.,
29. 11. **Kupp:** RPfSchwZ 4. 5., 26. 10. **Land-**
deck: Kr 9. 5., 17. 10. **Landenberg OS.:** Kr-
RPfSchw 21. 1., 3. 3., 7. 7., 25. 8., 6. 10., 1. 12.
Langendorf (Kr Gleiwitz): RPf 8. 6., ebenso
u. Kr 16. 3., 31. 8. **Leobischütz:** RPf 8. 3., 7. 6.,
ebenso u. Kr 26. 4., 20. 9., 22. 11. **Leßnitz:**
Kr 4. 5., 3. 8., 5. 10. **Lewin:** Kr 29. 3., 11. 7.,
10. 10. **Löwen:** B 26. 4., 23. 8., B u. Kr 22. 3.,
28. 6., 4. 10., 13. 12. **Militzsch:** Bpf 7. 1., 3. 3.,
2. 6., 7. 7., 4. 8., 1. 9., 1. 12., Kr u. ebenso
4. 2., 7. 4., 6. 10. **Mittelwalde:** Kr 2. 5., 10. 10.
Münsterberg: KrTopf 2. 5., 7. 11. PFS-
Schwarzvieh 12. 3., 30. 4., 6. 8., 5. 11. **Nams-**
lau: Kr 28. 4., 25. 8., 10. 11. PFSchw 10. 3.,
28. 4., 7. 7., 25. 8., 29. 9., 10. 11. **Reiße:** RPf-
SchwZ 16. 1., 19. 3., 16. 4., 16. 7., 29. 10. Kr
13. 4., 26. 10. **Neumarkt:** Pf 6. 1., 3. 2., 30. 3.,
13. 4., 6. 7., 3. 8., 19. 10., 7. 12. Kr 6. 4., 5. 10.
PfSchw 2. 3., 8. 6., 7. 9., 9. 11. **Neumittel-**
walde: KrB 11. 10. **Neurode:** Kr 4. 4., 3. 10.
Bpf 5. 4., 4. 10. Jeden Donnerstag Lein-
wandmarkt. **Neustadt:** Kr 22. 3., 6. 9., 8. 11.
Nimptsch: Saat 20. 2., 3. 9., Kr 9. 5., 10. 10.
Ober-Frauenwalden: KrB 2. 4., 20. 8. **Ober-**
alogan: RPf 9. 2., 26. 7., ebenso u. Kr 12. 4.,
30. 8., 3. 11. **Ohlau:** B 10., 29. 2., 13. 4., 15. 6.,
27. 9., 19. 10. Kr 26. 9., 28. 11. **SchwMärkte**
in den anderen Monaten, wo kein WM ist,

an jedem 1. Mittwoch. Dels: B 9. 2., 7. 6., 5. 7., 9. 8. KrB 19. 4., 6. 9., 6. 12. Oppeln: RPFschwZ 16. 2., 19. 4., 24. 5., 19. 7., 16. 8., 20. 9., 15. 11., ebenso u. Kr 15. 3., 21. 6., 18. 10. Ottmachau: Kr 3. 5., 13. 9., 6. 12. Patschkau: Kr 12. 4., 23. 8., 15. 11. RPFschwZ 3. 3., 10. 11. Peiskretscham: RPF 3. 5., 13. 12., ebenso u. Kr 1. 3., 9. 8., 4. 10. Pilschowitz: RPF 4. 2. KrRPF 19. 5., 18. 8., 10. 10. Pittsch: RPFschw 23. 6., ebenso u. Kr 1. 3., 3. 5., 9. 8., 8. 11. Prausnitz: PFSchw 18. 2., 28. 4., 11. 8., 27. 10., ebenso u. Kr 17. 3., 23. 6., 22. 9., 24. 11. Proskau: Kr 14. 4., 30. 6., 25. 8., 3. 11. Ratibor: Saat 18. 2. u. 15. 9. RPFschwSchfZ 16. 2., 31. 5., 9. 8., 13. 9., 20. 12. Wolle 17. 6. Randten: KrB 17. 3., 30. 6., 25. 8., 17. 11. Pf 21. 1. Reichenbach: Kr 4. 4., 4. 7., 3. 10. B 13. 1., 13. 4., 13. 7., 12. 10. Reichenstein: Kr 9. 5., 3. 10. Rad Reinerz: Kr 2. 5., 5. 9. Rosenburg: RPFschw 13. 1., 17. 2., 6. 4., 8. 6., 3. 8., 7. 9., 9. 11. Kr 24. 2., 15. 6., 10. 8. Schierokau: KrRPFschwSchfZ 6. 4., 5. 10. Schurgast: KrSchw 25. 2., 9. 6., 13. 8., 27. 10. Schweidnitz: B 25. 5., 19. 10. PFSchwarzv 24. 2. Steinau a. D.: KrB 8. 3., 13. 9., 29. 11. B 21. 4., 16. 6., 18. 8., 13. 10. PFSerfel-

SchwSchfZ 18. 2. Steinau D.: KrRPFschwZ 4. 2., 8. 9., 10. 11. RPFschwZ 14. 1., 17. 3., 19. 5., 14. 7. Strehlen: Kr 10. 5., 4. 10. Wolle 24. 6., 30. 9. PFSchw 5. 4., 11. 5., 20. 7. Striegau: KrBPF 3. 5., 1. 11. B 1. 3., 2. 8. Stroppen (Kr. Trebnitz): KrB 28. 1., 21. 4., 25. 8., 20. 10. B. 14. 7. Tost: RPF 25. 2., 24. 11. Kr u. RPF 12. 5., 4. 8., 20. 10. Trachenberg: PFSchwSchfZ 13. 4., 3. 8., 9. 11., ebenso u. Kr 3. 2., 4. 5., 5. 10. Trebnitz: B 12. 1., 16. 2., 15. 3., 12. 4., 10. 5., 19. 7., 13. 9., 22. 11., 13. 12. WKr 14. 6., 16. 8., 18. 8. Tropowitz Jahrm 5. 4., 14. 6., 4. 10. Tschirnan: KrB 3. 5., 2. 8., 4. 10. Tworog: KrSchw 16. 6., 18. 8. KrRPF 3. 3., 17. 11. Ujest: RPFZ 3. 2., 6. 4., 3. 8., ebenso u. Kr 11. 5., 7. 9., 7. 12. Wausen: B 9. 3., 12. 10. Kr u. B 5. 4., 1. 6., 31. 8., 14. 12. Winzig: B 2. 2., 12. 4., 2. 8., 15. 10. Kr u. B 15. 3., 31. 5., 6. 9., 6. 12. Woblan: PFSchw 19. 1., 1. 3., 12. 4., 21. 6., 20. 9., derselbe und Kr 3. 5., 16. 8., 8. 11. Wünschelburg: Kr 9. 5., 19. 9., 5. 12. Zamadzki: Kr 4. 2., 4. 5., 20. 7., 19. 10. Ziegenhals: KrSchw 6. 4., 7. 9., 9. 11. Zobien: Kr 2. 5., 29. 8., 31. 10. Zülz: RPFschwZ 25. 2., 17. 11., derselbe u. Kr 14. 4., 6. 10., 15. 12.

Geschäftliches (Weise: Preisend mit viel schönen Reden . . .)

Streitend mit viel heftigen Worten
Um den Tabak ihrer Wahl
Säßen einst vier gute Freunde
Abends in dem Stammlokal.

„Geht mir fort mit neuen Moden!“
Sprach der Erste voller Witz,
„Nichts geht über eine Priese,
Lehrt uns schon der Alte Friß.“

„Gern,“ so rief der Mann der Arbeit,
„Gönne ich die Priese Ihm,
Doch bei meinem schweren Werke
Schmeckt mir nur ein saftiger Priem.“

„Damit könntest Du mich jagen,“
Fiel sofort der Dritte ein,
„Alles Lob der Zigarette,
Die so würzig, mild und fein!“

„Zimmer langsam,“ rief der Vierte,
„Liebe Freunde, hört mich an:
Fried und Frohsinn herrscht im Kreise,
Wo man steckt die Pfeife an.“

Und die Tat folgt seinem Worte;
Trotz der Andern Droh'n und Schrei'n
Hüll'n alsbald die ganze Runde
Dichte Tabakswolken ein.

Brummend greift der Freund zur Priese,
Sener schneid't den Kautabak,
Der entflammt die Zigarette,
Lobend preisend den Geschmack.

Während jeder so beschäftigt,
Ruft der Schnupper: „Lieber Freund,
Stammt von **Doms** nicht hier Dein Tabak,
Wie mir's nach der Aufschrift scheint?“

„Selbstverständlich!“ brummt der Raucher,
„Dachtest Du, ich rauche Mist?
Jeder weiß, daß **Doms**'scher Tabak
Allemaal der beste ist.“

„Meint Ihr etwa,“ rief der Rauer,
„Ihr habt den Geschmack allein?
Auch beim Priem steht fest seit langem:
Doms wird stets der Beste sein!“

„Nun, so laßt uns Frieden schließen!“
Rief der Vierte frohgestimmt,
„Da die Ritter-Zigaretten
Von derselben Firma find.“

Und es riefen Schnupper, Rauer
Und die Raucher froh im Chor:
„Jede Tabaksform soll leben,
Wibet **Doms** in Ratibor!“

50 000 Mark Jahresverdienst erzielt der Italiener Signor Caprani, ein früherer Maurer in Amerika, mit seiner chromatischen Ziehharmonika. Wer es ihm nachmachen kann, und ein derartiges Instrument kaufen will, der beachte die Anzeige der Firma **Serfeld & Comp., Neuenrade i. Westf.**, im Anzeigenteil unseres Kalenders. Bei dieser Firma erhält man klarschöne, herrliche Harmonikas, Wandonikas, Rithern, Violinen, Mandolinen, Radiogeräte usw., kurz alle Musikinstrumente, die man sich wünscht, zu staunend billigen Preisen. Als besondere Spezialität werden die neuen **Elektra-Sprechapparate** fabriziert und direkt an die Privatkundschaft geliefert.

131.
Jahrgang

Oberschlesischer Anzeiger

131.
Jahrgang

General-Anzeiger für Schlesien u. Posen

Oberschlesische Neueste Nachrichten

mit der täglichen Unterhaltungsbeilage „Hausfreund“,
den wöchentlichen illustrierten Beilagen „Das Leben
im Bild“, „Das Leben im Wort“ und der 14tägigen
Beilage „Der Landwirt“

Hauptgeschäftsstelle Ratibor, Oberwallstr. 22/24



glauben vielleicht viel
Geld zu sparen, wenn
Sie nicht in der ältesten
(131. Jahrg.) Zeitung
Oberschlesiens, dem
„Anzeiger“, inserieren.
Eine solche Ersparnis
kann sich in den jetzigen
bewegten Zeiten letzten
Endes als ein Verlust
herausstellen. Erfah-
rene, tüchtige Geschäfts-
leute inserieren daher in
ihrem alten und lieb-
gewonnenen Heimats-
blatte, dem „Anzeiger“,
weiter und ziehen zahl-
reiche Kunden der
Nichtinserenten an sich.

Eigene Geschäftsstellen: Beuthen OS., Dyngos-
straße, Ecke Kaiser-Franz-Josefs-Platz, im Zigarrenhaus
Gohl (Telefon 2316) — Hindenburg, Dorotheen-
straße 8 (Telefon 3988) — Gleiwitz, Ecke Wilhelm- und
Brenneckestraße, im Zigarrenhaus Beck (Telefon 2600)
Oppeln — Neisse — Leobschütz, Roßmarkt 6 (Tel. 26)
Rybnik Poln. = Oberschlesien, ul. Kolejowa 26 a (Mexiko)

Erfolgreichstes Insertionsorgan

da gleichmäßig verbreitet in Oberschlesien und
in den angrenzenden Gebieten Niederschlesiens

Erschöpfende politische Tagesschau

Umfangreicher Nachrichten- u. Handels-
dienst durch Telefon und Radio

Sonder-Abteilungen:

Kunst und Wissenschaft

Technik und Verkehr

Radiotechnik

Sport

Gesundheitspflege

Autosport

Die Frau

Recht und Gesetz

Wirtschafts- und Kom-
munale Tagesfragen

Photo-Ecke

Ziehungslisten der Preuß.
Klassen-Lotterie

Städtische Betriebswerke Ratibor

Wir empfehlen unsere Installations-Abteilungen
zur Ausführung von elektrischen

**Licht- u. Kraftanlagen, Gaseinrichtungen
sowie Be- und Entwässerungs-Anlagen**

Desgleichen liefern wir sämtliche

/ Gas- und elektrische Apparate /

Besichtigen Sie unser Ausstellungslokal Bahnhofstraße
Ecke Oberwallstr.

Carl Krzyskowski

Aeltestes Immobilien- und Hypotheken-Geschäft am Platze
handelsgerichtlich eingetragene Maklerfirma

Geschäftsräume:  **Gleiwitz O.-G.**

Wilhelmstraße 10—12 Fernruf 4400

Telegramme: Krzyskowski, Gleiwitz

Inh.: Erich Carl Krzyskowski

Sachverständiger für Grundstücks- und Hypothekensachen

Mitglied des Schlesischen Makler-Verbandes
und des Reichsverbandes Deutscher Makler

Bestens eingeführt bei
Industrie und Behörden

Kostenlose fachm. Beratung
Keine Vorspesen

**Grundstücke :: Hypotheken :: Finanzierungen
Vermietungen :: Hausverwaltungen :: Versicherungen**

Provinzialbank Oberschlesien

Landesbank — Girozentrale
Mündelsichere Bankanstalt

Gewährung von langfristigen
Amortisationshypotheken auf
/ / ländliche Grundstücke / /

Zentrale: R A T I B O R

Zweigstellen:

Groß-Strehlitz :: Hindenburg



Stühlinger Apotheke, Freiburg im Breisgau

Generalvertrieb der bewährten

Pfarrer Johann Künzle Mittel für Deutschland

(Zizers, Graubünden)

Diese Mittel werden niemals durch Reisende oder Hausierer vertrieben. Verlangen Sie Preisliste. Achten Sie auf die Packungen mit Pfarrer Künzles Unterschrift

LAPIDAR

Tabletten oder Pulver

1. Lapidar ohne Zusatz, für Personen mit starkem Herz und guter Verdauung.
2. Lapidar m. Geum, für Personen mit schwachem Herz.
3. Lapidar $\frac{2}{3}$, Sagra $\frac{1}{3}$ für Personen mit mangelhaftem Stuhlgang.
4. Lapidar m. Geum und Sagra, für Personen mit schwachem Herz und mangelh. Stuhlgang.
5. Lapidar $\frac{1}{2}$, Sagra $\frac{1}{2}$ für Personen mit starker Verstopfung.
6. Lapidar mit Magenpulver, für Personen mit schwachem Magen.
7. Lapidar mit Magenpulver und Sagra für Personen mit schwachem Magen und mangelhaftem Stuhlgang.
8. Lapidar mit Magenpulver, Magengeschwürpulver und Sagra, für Personen mit Magengeschwür und Verstopfung.
9. Lapidar mit Stachys, für zu hohen Blutdruck, für Gicht und Herzschwäche (Arteriosclerose).
10. Lapidar für sehr starke Verstopfung und Magen-schwäche, morg. nüchtern od. abends 5—10 Tabl.
11. Lapidar zur Kräftigung und Stärkung.
12. Lapidar für Leberleiden.

Einige der vielen

unangeforderten Anerkennungen

- Ercolex** (Rheuma) Ihr Ercolex hat Wunder gewirkt
27. 9. 30 F. in M.
- Johannistropfen** bekommen mir sehr gut
23. 9. 29 Fr. Obstl. K. in K.
- Herz-Tabletten** Sehr gut getan 15. 6. 30 Frau F. in Oe.
- Lapidar 9** Arterien-Verkalkung Erfolg sehr gut,
Blutdruck von 280 auf 210 Prof. Dr. A. in D. 11. 8. 30
- Diabetes-Tabletten** Bin fast völlig geheilt
26. 7. 30 F. W. in P.
- Lapidar 5** Mit gutem Erfolg benutzen wir seit 1 Jahr
2. 4. 29 Frau Prof. D. in Ch.
- Lapidar 1** wirkt Wunder, dem Schöpfer sei Dank
27. 5. 30 A. N. in M.
- Lapidar 12** Erfolg ist sicher 31. 4. 30 H. in M.
- Magen-Tabletten** Wunderbar geholfen 10. 9. 29 Fr. M. in M.
- Prof.-Tee und Lapidar 3** allerbeste Erfolge 4. 7. 30 Sch. in E.
- Grippe-Tee** mit Wirkung sehr zufrieden
14. 4. 30 G. D. in M.

Ercolex, Mailänder-Pflaster, Diabetes-Tee, Grippe-Tee, Rheuma-Tee, Professoren-Tee, Magen-Tee
Leber-Tee, Blasen-Tee, Wassersuchts-Tee, Kinder-Tee, Nerven-Tee, Asthma-Tee, Lungen-Tee
Herz-Tee

Mohren - Apotheke

Inhaber :

Arthur Dluhosch
Gleiwitz OS.

Ring 20

Fernsprecher 2545

Anfertigung sämtlicher
Kranken-Kassen-Rezepte

Laboratorium
für Harnanalysen

Mohrolax

das

**Abführ-
mittel**

Guapyrin

und

Mohromint

bei

Heiserkeit

Husten

und

Katarrh

**Schultheiß-
Patzenhofer**

Brauerei A.-G.

**Größte Lagerbier - Brauerei
der Welt**

Vertretungen durch die Abteilungen
Beuthen

Hindenburg

Oppeln

Ratibor

Seit mehr als
50 Jahren
wird ärztlich
verordnet bei:

**Rheumatismus, Hüftweh, Lenden-
schmerzen und Hexenschuss**
die berühmten

**Bensons-
Pflaster**



der Firma
Seabury & Johnson. Wird
das Pflaster bei den ersten
Symptomen der Krankheit an-
gewendet, so tritt gewöhnlich
der Erfolg bereits nach An-
wendung des ersten Pflasters
ein.

Wem an seiner
Gesundheit gelegen ist, der
sollte Bensons-Pflaster
stets im Hause haben.

Man verlange ausdrücklich
Bensons-Pflaster

der Firma

Seabury & Johnson
u. hüten sich vor Nachahmungen.
Erhältl. in fast allen Apotheken.

Bensons-Pflaster

Hamburg, Mönckebergstrasse 31.

Bei

Asthma

**Katarrhen der Atmungsorgane,
Verschleimung, Grippe,
veraltetem Husten u. Heiserkeit**

erhalten Leidende von uns zur Aufklärung umsonst und portofrei eine mit Abbildungen versehene **Broschüre** über diese Krankheiten und deren gesundheitsfördernde, direkte, örtliche, d. h. innere Bekämpfung und Desinfektion mittels des „Puhlmann-Inhalators“. Schreiben Sie eine Postkarte mit genauer Adresse und Sie erhalten dieses Buch kostenlos.

Puhlmann & Co., Berlin O. 684, Müggelstr. 25—25 a

Drainröhre

in den Weiten von 2—8 Zoll, auch Anschluß- oder Astrohre, garantiert kalk- und mergelfrei ebenso

Dachsteine

naturrot, erstklassiges Material, liefert prompt und preiswert

Herzogliche Dampfziegelei Carlsruhe O.-S.

Telefon Nr. 36

Georg Kustos

Elektrotechnisches
Installationsgeschäft

Elektromechanische
Werkstätten

Ankerwickerei

Autolichtanlagen

Ratibor OS.

Oberwallstraße 21

Telefon 2284

Wahlstatt-Verlag

Breslau 13

Kronprinzenstr. 53

Postscheck-Konto 22250

Fernspr.-Nummer 31995

Denken Sie an die herrl. Weihnachtsgesch.-Bücher

P. W. von Marienburg, Die Sakramentsritter.

Das Heldenbuch der deutschen Ostmark. 440 S. Ganzleinen-Prachtband mit dem Bilde des Verfassers 10.— RM. Kopfgoldschnitt 11.— RM., Ganzgoldschnitt 12.— RM.

Urteile der Presse: „Ein Literaturwerk ersten Ranges“. „Ganz Deutschland muß dem Dichter danken“. „Man mag das Buch nicht mehr aus der Hand legen“. „Wie ein frischer Wind in der Schwüle einer Wüste...“

Nieborowski, Oberschleifen und Polen

Kart. 2.—, geb. 3.— RM., 5. Auflage. Das grundlegende Buch über diese Frage.

Nieborowski, Der Deutsch-Orden und Polen

zurzeit des größten Konfliktes. Prachtband 10.— RM.

P. W. von Marienburg, Klinkergold.

Oberschleifische Humoresken mit lustigen Bildern v. B. Steinert und B. Görnig. Kart. 3.50, geb. 4.50 RM. Durch diese urbrülligen Geschichten hat sich schon mancher gefund gelacht. Wer frohe Weihnachten will, kaufe dies Buch!

P. W. von Marienburg, Schwarzes Gold.

O.-S. Volksgeichten. Volksausgabe mit dem Bilde des Verfassers, geb. 2.—, br. 1.— RM.

P. W. v. Marienburg, Rosen der Königin Maria.

Gedichte. Geschenkband 4.— RM., Halbleinenband 3.— RM.

„Eine Röstlichkeit“ (Vergliche Tagesztg., Elberfeld)
„Ein beglückendes Buch“ (Die Bergstadt, Breslau)

Grabziska, Die Tiefe.

Gedichte eines obereschleifischen Bergmanns 1.50, geb. 2.50 RM.

Steuer, Du melne Heimat. Gedichte 2.—, geb. 3.— RM.

Halben, Kaufchen u. Rannen. Gedichte 2.—, geb. 3.— RM.

**Schutz u. Ruhm der
deutschen Ostmark
das ist unser Ziel!**



So kauft man
Herren- u. Damen-
Stoffe

Verlangen Sie unsere Muster von den einfachsten bis zu den besten Qualitäten franko gegen Material. p. Meter RM. Für Preiswürdigkeit nur 2 Beispiele:

Rein Kammgarn blau, 145cm br., mittel-schw. Ware a. gewirkt. **7.80**
Material. p. Meter RM.
Streichgarn - Melton blau u. schwarz, 145cm breit, per Meter RM. **3.70**

Schwelasch & Seidel
Tuchversand und Fabrik
Spremburg Nd.-L. 155

Inhalt:

Seite			Seite		
3	Erlösung: Wort, Gedicht	Chr. v. Winkler	81	Arbeitslos	G. Fuhrmann
4—27	Kalendarium		83	Die Geißel Fernweh im Afrikaforscher Emin Pascha	Dr. E. Schnitzer
28—29	Postgebühren		87	Meine eleganteste Freundin, Verliebte Worte über einen Flieger	Jul. Stephan
30	Kennzeichen für Kraft- fahrzeuge		88	Seltene Tage an Bord	Josef Wed
30	Gebühren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten		91	Zwischen Nacht und Mor- gen, Biblische Skizze	G. L. Jafubowsky
31	Durch tiefsten Winter Gedicht	Gertrud Aulich	93	Der Bruder Franziskus auf dem Annaberge, Ober- schlesische Legende	W. Wienke
32	Ein altes obererschlesisches Weihnachtsbild	Walter Krause	95	Das Ende des „Berg- mannsmittagstisches“	Otto Suchland
33	Die Murke, Jagdnovelle	Franz Görlich	98	Sein letzter Seufzer, Tier- und Jagdnovelle	Franz Görlich
35	Grenzzeichen	Artur Schiller	103	Der Herr Professor, Ero- tische Vergeßlichkeit	Else Kostałski
37	Nachtsfahrt über'n See	Gertrud Aulich	106	Auf der Fahrt der Bisam- ratte	E. Plener
39	Rauber unwirklicher Frühling, Gedicht	Chr. v. Winkler	107	Das schiefe alte Fräulein	Chr. v. Winkler
40	Die tapfere Müllers- tochter, Märchen aus Oberschlesien	E. Czmoł	109	Insekten- und Kleintier- beobachtungen im Weih- nachtsmonat	Jul. Stephan
41	Der schlaue Handwerks- bursche, Oberschlesischer Schwank	E. Czmoł	113	Lustiges oder Nachdenk- liches aus der Kinderstube	Josef Chmelius
42	Schloß und Nikolaus- kirche in Bladen, Kul- turgegeschichtliche Studie	G. Richter	114	Die späte Brautschaft der Waschfrau Hanka	Chr. v. Winkler
45	Die Mutter	Georg Sydell	116	Plesser Fasching im Jahre 1812	Georg Büchs
46	Fünf Generationen: Rote Mühle in Bladen	Heinz Köhrig	120	Schlesisches Stieh-dich-um	A. Schiller
50	Tod trennt zwei Gatten, Gedicht	Chr. v. Winkler	120	Oberschlesischer Humor	E. Czmoł
51	Nur ein Stück Marmor	Kalendermann	121	Mein Neffe, Gedicht	Anna Bernard
53	Knotensjahre 1712-1714 in Oberschlesien	Georg Büchs	122	Zur Geschichte des Schi- laufens in Schlesien	M. Schitting
55	Nachdenkliches über die Ruh	Dr. E. Feige	124	Ein Wegweiser für Zeugen vor Gericht	Josef Chmelius
56	Der Gestellungsbefehl	Victor Kaluza	125	Die Kaiserin des Mars	W. v. Marienburg
57	Strandung und Vergung eines Schnellpostdampfers	Josef Wed	129	Schlesische Soldaten in Ungarn und Rußland	M. Schitting
60	Wie Belzebub den Teufel austrieb, ein obereschlesi- sches Erlebnis	W. v. Marienburg	132	Wie sammle ich Schnecken und Muscheln!	E. Plener
63	Frau Fabian stiehlt eines andern Eigentum, Stadt- und Landhumoreske	Gertrud Aulich	133	Rätsel	Else Kostałski
65	Die Stirn-Marbe, Acher- mittwoch-Geschichte	Alfred Hein	134	Farben im obererschlesischen Land	F. Wiedermann
66	Oppeln zwischen Barock und Biedermeier	Georg Büchs	135	Freiherr vom Stein, Graf Reden, Goethe, der schle- sische Bergbau, Minister Heinrich und die Reden- hütte in Hindenburg	G. Rother
69	Isidor Schicht guckt mal in sein Feldwebelbuch, Militärhumoreske	Artur Schiller	138	Panik auf Treppe und Flur	Herausgeber
70	Am Krähenwinkel, Tier- geschichte	Anna Bernard	140	Wohnung und Ruhr	Josef Chmelius
73	Hühnerschlagen im Kreise Leobschütz	Heinz Köhrig	141	Der Lügenmeier, Heitere Erzählung aus dem Berg- mannsleben	Otto Suchland
75	... Maulwurf hat schon Schollen aufgesetzt, Oster- liederchen	Chr. v. Winkler	143	Rund um den Kaffeetisch, Studien aus Natur und Hauswirtschaft	G. Fuhrmann
76	Woas mit am Trauring oll's possiern koann!	Josef Epstein	146	Unser Notschwänzchen	Dr. Fr. Kurth
77	Marienburg und der Kampf um Ostpreußen	Dr. P. Martell	147	Zwischen Himmel und Erde	Karl Herma
79	Farfalla	Jul. Stephan	149	Rino	Karl Herma
80	Kreuzworträtsel	Else Kostałski	150	Schlesische Scherzfragen	E. Plener
			151	Auflösungen der Rätsel	
			152	Märkte in Ober- und Mittel-schlesien	

Umtausch oder Geld zurück

wenn unsere Instrumente nicht ganz vorzüglich sind, daher kein Risiko!
Wir versenden gegen Nachnahme:



Wiener Harmonikas

dauerhafte Ausführung mit
Stimmen in Messing Stahl

10 Tast., 2 Bässe 8. — 10. —

21 4 14. — 16. —

21 8 16. — 18. —

21 12 18. — 20. —

33 12 36. — 40. —



Bozener

Harmonikas mit feinst.

Stahlstim. u. Heilkonbässen

21 Tast., 8 Bässe Mk. 58. —

21 12 66. —

34 12 80. —

34 16 90. —

44 16 110. —



Chromatische

Harmonikas

mit Aluminium-

platten, allerbesten

Stahlstimmen

und Backkuppelung

Künstler-

Instrumente:

Tasten Bässe Mk.

56 60 120. —

70 80 130. —

70 120 160. —

100 120 190. —

100 200 250. —



Bandonikas mit

Stahlstimmen so leicht zu

spielen wie Ziehharmonikas,

aber mit Ton ähnlich wie

bei einem Bandoneon, mit

echtem Bandoneon-

hebel an der Luftklappe,

mit abgeschrägt. Lyra-

Ecken n. Preßspanbaig

10 Tasten, 4 Bässe Mk. 23. —

21 8 36. —

21 12 40. —

34 12 50. —

34 16 54. —

Billigere u. minderwertige

Bandonikas liefern wir nicht.



Piano-Künstler- Harmonikas

in schwarzer u. weißer

Luxusausführung

kosten mit la Alumi-

nium-Stahlstimmen

Tasten Bässe Mk.

41 80 190. —

41 120 210. —

10 Jahre Garantie

für die Haltbarkeit
der Stahlstimmen!

Gitarre-Zithern.

5 Akkorde, 41 Saiten, Mk. 9. —

6 49 11. —

Mit doppelten Melodiesaiten

u. daher herrlichem Mandolinenton:

5 Akkorde, 62 Saiten, Mk. 11. —

6 74 13. —

Mit verstärkt. Akk., à 7 Saiten:

5 Akkorde, 56 Saiten, Mk. 12. —

6 67 14. —

Mit verstärkten Akkorden, à

7 Sait. u. mit doppelt. Melodie-

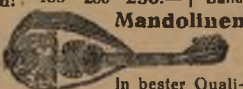
saiten, daher ganz herrlicher Ton:

5 Akkorde, 77 Saiten Mk. 14. —

6 92 16. —

Gitarre-Harfe-Zithern, mit Säule u. Harfen-

kopf, kosten per Stück Mk. 4. — mehr.



Mandolinen

In bester Quali-

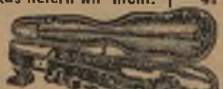
tät, m. Schmetterling-Spiel-

platte in Perlmutt, wie Ab-

bildung nur Mk. 11.50

Billigere u. noch bessere, auch

echt italienische, nach Katalog



Violinen, gute

Arbeit, goldbr. lack. Mk. 5.50

Komplette Violinen mit Form-

etui, Bogen, Kolophon und

Stimmpeife von Mk. 11.50 an



Christbaum-

unterstütze

mit Musik,

selbstdrh. u.

selbstspiel,

kosten i. best.

Qualität, 2 St.

spielend,

28 — Mk.

45 Stück spiel.

38. — Mk.

Nur noch 35.-Mk.

Elchengh. 42x42x31 cm,

runde Vollklang-Tonführ.,

25 cm Samt-Plattenteller,

Elektra-Tonarm, la. Ein-

federschneckenwerk mit 5

Min. Laufzeit, Tabulator u.

Selbstabsteller.

Nur noch 49.-Mk.

Elchengh. 43x43x32 cm,

Oberschlesier

Raucht DOMS Tabake

Ihr stärkt damit die heimische Wirtschaft

DOMS Schnupftabak

DOMS Kautabak

DOMS Rauchtabak

DOMS Zigaretten

Einmal geprobt, immer gelobt

**Wöchentlich 3 Mark gespart,
ergibt zu 6⁰/₁₀₀ Zinsen**

in 5 Jahren RM.	907.17	in 20 Jahren RM.	5919.80
" 10 " "	2121.16	" 25 " "	8829.20
" 15 " "	3745.74	" 30 " "	<u>12722.62</u>

davon sind eingezahlt in 30 Jahren nur . . " 4680.—

Darum spare jeder nach seinen Kräften bei der

Stadtsparkasse Ratibor

Rathaus, Ring 1

Musikhaus Alfons Langer

Größtes Spezialhaus am Platze

Ratibor / Ring Ecke Domstraße

Telefon 2935



durch neueste Schlagerplatten

Sprechapparate und Radio

in allen Preislagen



Violinen
Mandolinen
Gitarren
Lauten

Cellos
Zithern
Harmonikas
Mandolas

Mandriolas
Bandoneons
usw. usw.



Abteilung für Büro und Schule



Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000936005



II 137910/0/1932

SL

Pracownia Śląska